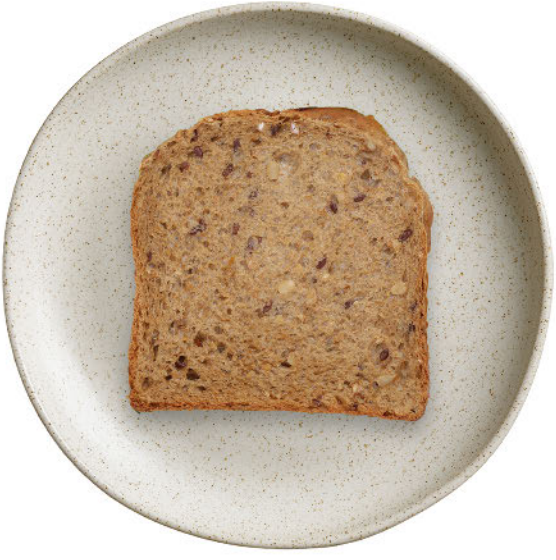
Tina Bartelmeß, Lotte Rose,
Markus Gamper (Hg.)

ERNÄHRUNG UND SOZIALE UNGLEICHHEIT

Intersektionale Perspektiven



[transcript] Gesellschaft der Unterschiede

Tina Bartelmeß, Lotte Rose, Markus Gamper (Hg.)
Ernährung und soziale Ungleichheit

Tina Bartelmeß ist Juniorprofessorin für Ernährungssoziologie an der Universität Bayreuth, Fakultät VII - Lebenswissenschaften: Lebensmittel, Ernährung und Gesundheit. In Forschung und Lehre beschäftigt sie sich mit den sozialen Dimensionen von Ernährung, insbesondere mit Ernährungsarmut, Ernährungsunsicherheit, sozialer Ungleichheit, digitalen Foodscapes und alltäglichen Ernährungspraktiken.

Lotte Rose ist Professorin im Ruhestand an der Frankfurt University of Applied Sciences im Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit. Sie ist Mitbegründerin des Netzwerkes »essenpaed -Erziehungswissenschaftler_innen machen das Essen zum Thema«. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Gender Studies, Elternschaftsforschung, Essensforschung, Fat Studies und Human Animal Studies.

Markus Gamper (PD Dr. phil.) ist akademischer Rat am Institut für vergleichende Bildungsforschung und Sozialwissenschaften der Universität zu Köln. Er war Gastprofessor an der Universidad Autónoma de Aguascalientes (Mexiko) und Vertretungsprofessor für »Schulforschung mit dem Schwerpunkt Jugend« an der Universität zu Köln. Seine Forschungsschwerpunkte sind Kultursoziologie, Netzwerkforschung, empirische Sozialforschung, Bildungsforschung, (Trans-)Migrationsforschung und soziale Ungleichheit.

Tina Bartelmeß, Lotte Rose, Markus Gamper (Hg.)

Ernährung und soziale Ungleichheit

Intersektionale Perspektiven

[transcript]

Gefördert durch den Open Access Publikationsfonds der Universität Bayreuth.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.dnb.de/ abrufbar.



Dieses Werk ist unter der Creative-Commons-Lizenz BY-SA 4.0 lizenziert. Für die ausformulierten Lizenzbedingungen besuchen Sie bitte die URL https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/.
Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

2026 © Tina Bartelmeß, Lotte Rose, Markus Gamper (Hg.)
transcript Verlag | Hermannstraße 26 | D-33602 Bielefeld | live@transcript-verlag.de

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus
Umschlagabbildung: »Teller« von Lisa / Adobe Stock, »Brotscheibe« vorne: Markus Mainka / Adobe Stock; hinten: bit24 / Adobe Stock
Druck: Elanders Waiblingen GmbH, Waiblingen
https://doi.org/10.14361/9783839480113
Print-ISBN: 978-3-8376-8408-7 | PDF-ISBN: 978-3-8394-8011-3
Buchreihen-ISSN: 2702-9271 | Buchreihen-eISSN: 2702-928X

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Inhalt

Einleitung

Essen als gesellschaftlicher Spiegel
Facetten der Ernährungsungleichheiten
Tina Bartelmeß, Markus Gamper und Lotte Rose 11

Soziale Klasse und Ernährungspraktiken

Sozioökonomische und strukturelle Determinanten auf ungleiches Ernährungsverhalten
Juliane Yildiz und Simone Weyers 41

Distinktionsgewinne um Fleischkonsum und Fleischverzicht
Zur sozialen Strukturiertheit von Ernährungsmustern und Grenzziehungen
Laura Einhorn 61

Ernährung in der Wohnungs- und Obdachlosigkeit
Jörg Dittmann und Lena Bloemertz 81

Migration, Ethnizität und Race

Die Verflechtungen des Essens
Migration, Ernährung und Ungleichheit in einer globalisierten Welt
Judith Ehlert 99

Migration, Ungleichheit und rassifizierte Foodways
Eine emotionsanthropologische Perspektive
Anita von Poser, Edda Willamowski, Dạ My Đào und Max Müller 119

Alter, Lebensphasen und Ernährung

Generationale Ungleichheiten in der Gemeinschaftsverpflegung von Kindern
Einblicke einer Ethnografie in Kitas
Friederike Schmidt und Cano Amely 139

»Die essen auch ganz anders als wir«
Ernährungsungleichheiten und -praktiken von jungen Erwachsenen an der Hochschule
Jane Lia Jürgens und Markus Gamper 155

Ernährung in der Lebensphase Alter
Soziale (Ernährungs-)Ungleichheit, Neuorientierung und institutionelle Abhängigkeit als Herausforderungen
Christine Meyer..... 171

Gender, Care und Ernährung

Soziale Ungleichheit in der Ernährungspraxis
Die Rolle von Geschlecht
Jana Rückert-John, Angela Häußler und Alva Bonaker 189

Ernährung und Männlichkeit im Rechtspopulismus
Martin Winter..... 205

Queer Food als Analyseinstrument
Ernährung, trans* Körper und Prozesse intersektionaler Differenzierung
Stefan Wahlen und Tobias Diewald 223

»Jetzt kauf' ich beim Sozialmarkt ein.«
Strukturell bedingte Benachteiligungen und Barrieren in der Zugänglichkeit von Ernährung in Österreich
Christina Lampl und Hanna Lichtenberger 241

Räumlich-globale und speziesistische Ungleichheiten

Ernährung, Raum und soziale Ungleichheit
Linda Hering 263

Wasser als Grundnahrungsmittel
Soziale Ungleichheiten und Impulse für eine neue entwicklungspolitische Perspektive im Globalen Süden
Sisira S. Withanachchi und Sören Köpke 283

Soziale Ungleichheit zwischen Lebewesen
Speziesismus in der Mensch-Tier-Beziehung als Basis omnivorer Gesellschaften
Corinna Neuthard 299

Verzeichnis der Autor:innen 315

Einleitung

Essen als gesellschaftlicher Spiegel

Facetten der Ernährungsungleichheiten

Tina Bartelmeß, Markus Gamper und Lotte Rose

1 Einleitung

Ernährung ist mehr als die bloße Nahrungsaufnahme, die den Körper aus physiologisch existentiellen Gründen mit Energie und Nährstoffen versorgt. Sie ist eine täglich notwendige soziale Alltagspraxis, die tief in gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse eingebettet ist. Wie und was Menschen essen, ist nicht schlicht persönliche *Geschmackssache*, sondern hängt von ihrem ökonomischen, kulturellen, sozialen und symbolischen Kapital ab (Bourdieu 1982). Ernährung spiegelt kulturelle Identitäten, soziale Zugehörigkeiten und Abgrenzungen, Besitzverhältnisse sowie die ökologisch-materiellen Bedingungen des jeweiligen Lebensraums wider (Barlösius 2016). Sie ist damit von gesellschaftlichen Macht-, Ressourcen-, Anerkennungs- und Teilhabestrukturen durchdrungen und sowohl Ausdruck und gleichzeitig Reproduktionsfaktor sozialer Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse (Bourdieu 1982; Bartelmeß et al. 2022). In Anlehnung an den französischen Soziologen Marcel Mauss lässt sich Essen daher als »soziales Totalphänomen« (1968) bezeichnen. Das Wissen um die Sozialität des Essens und die darin wirksamen Ungleichheiten wurde in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen weiter vertieft und ausdifferenziert.

In der Soziologie als Ungleichheitswissenschaft par excellence stand das Essen zwar selten im Zentrum, aber es war sozusagen *Dauerthema* in der *zweiten Reihe*. So fand das Essen Eingang in soziologische Klassiker wie Norbert Elias' »Über den Prozeß der Zivilisation« ([1939] 1976) und Pierre Bourdieus »Die feinen Unterschiede« ([1979] 1982). Während Elias am Beispiel der Tischsitten den langfristigen Wandel gesellschaftlicher Verhaltensstandards untersuchte, zeichnete Bourdieu anhand von Geschmack und Ernährungspraktiken Prozesse sozialer Distinktion nach. Von den späten 1990er Jahren bis in die frühen 2000er erschienen eine Reihe von Beiträgen, die sich ausdrücklich dem Essen widmeten. Dazu gehört etwa die »Soziologie des Essens« (Barlösius 2016), die seit 1999 wiederholt aufgelegt wurde und ein konstanter Bezugspunkt entsprechender Diskurse geworden ist. Ein

weiteres Beispiel ist »Kochende Leidenschaft« von Jean-Claude Kaufmann (2006). Seitdem ist es in der deutschsprachigen Soziologie zwar wieder etwas stiller um das Essen geworden, ernährungsbezogene Ungleichheitsfragen werden jedoch kontinuierlich weiterverfolgt (Bartelmeß et al. 2022, 2024; Faatz/Bartelmeß 2025). Zugleich bieten neuere Arbeiten zum Klassismus wichtige Anknüpfungspunkte für die Analyse der sozialen Abwertung von Ernährungsweisen und Lebensstilen (Gamper/Kupfer 2023).

Im Mittelpunkt des soziologischen Blicks aufs Essen steht die empirische und theoretische Frage, wie sich soziale Distinktionspraktiken und -strukturen zwischen herrschenden und marginalisierten Gruppen darin niederschlagen und durch Ernährungspraktiken hervorgebracht werden. In Ess- und Kochweisen, Lebensmittelpräferenzen und -abneigungen, Verzehrregeln und -formen spiegelt sich nicht allein der soziale Habitus wider; durch diese Praktiken wird er im Verlauf der Sozialisation zugleich in die Körper eingeschrieben und als Marker von Identität und Zugehörigkeit stabilisiert. Ein besonderes Augenmerk der soziologischen Ernährungsforschung richtet sich zudem auf Ernährungsverhältnisse unter Armutsbedingungen (u.a. Barlösius u.a. 1995, Pfeiffer 2014). Neuere Arbeiten erweitern diese Perspektive um die sozialen, kulturellen und psychologischen Dimensionen von Ernährungsarmut sowie um Erfahrungen von Scham, Ausgrenzung und eingeschränkter gesellschaftlicher Teilhabe (Bartelmeß et al. 2022, 2024; Faatz/Bartelmeß 2025). Diese Forschungen sind teilweise durch eine explizit ungleichheitskritische und sozialpolitische Perspektive geprägt.

In den Ernährungswissenschaften ist das Wissen über Ernährungsungleichheiten ebenfalls gut entwickelt. Es liegen umfangreiche quantitativ-empirische Befunde zu Unterschieden im Lebensmittelverzehr zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen vor: Untersucht wird, wer welche Lebensmittelgruppen in welcher Menge konsumiert und welche Ernährungsempfehlungen von welchen Gruppen seltener erreicht werden. Damit verbunden ist eine intensive Problemdebatte zur – gesundheitsmedizinisch – defizitären Ernährung in prekären Lebenswelten. Nachgewiesen werden nicht allein die unzureichende Versorgung mit Nährstoffen und Vitaminen in deklassierten Schichten und ihre gesundheitlichen Folgeschäden (Richter et al. 2012), sondern es werden auch Ursachen diagnostiziert und sozialkritisch reflektiert. Dazu zählen begrenzte finanzielle Handlungsspielräume und ungleiche Zugänge zu gesundheitsförderlichen Lebensmitteln (WBAE 2020) sowie Ernährungsumgebungen, die die Verfügbarkeit, den Zugang, die Auswahl und den Konsum von Lebensmitteln prägen (Geffert/Klinger/von Philipsborn 2021).

In den Erziehungs- und Sozialarbeitswissenschaften schließlich kommt die gezielte und systematische Beschäftigung mit Ernährung erst seit vergleichsweise kurzer Zeit in Gang (Meyer 2018; Täubig 2016; Schulz/Schmidt/Rose 2021). Zwar tauchte Essen bereits in frühen Klassikern der Pädagogik als ein konflikthaftes Thema im institutionellen Erziehungsalltag auf; etwa bei Siegfried Bernfeld; syste-

matisch vertieft wurde es aber lange Zeit nicht (Bernfeld [1929] 1996; Meyer 2018). Dies änderte sich nach der Jahrtausendwende. Im Mittelpunkt stehen derzeit vor allem zwei Ungleichheitsdimensionen. Zum einen widmen sich die Beiträge den intergenerationellen Machtverhältnissen der Ernährung zwischen Kindern und Erwachsenen (Täubig 2016; Behnisch 2018; Rose/Seehaus 2019; Rose/Schmidt/Schulz 2021). Die elterlich-familiale wie auch institutionelle Nahrungsversorgung wird dabei als (Reproduktions-)Praxis der performativen Herstellung des ungleichen Kinderstatus und Erwachsenenstatus untersucht. Damit verbunden sind kritische Fragen nach Disziplinierung und Enteignung von Kindern im Kontext des Essens. Zum anderen werden Maßnahmen der Ernährungsprävention als bevölkerungspolitische *Bemächtigungspraxis* gouvernementalitätstheoretisch untersucht (Schmidt 2020a, 2020b, 2022, 2024).

Darüber hinaus gibt es in den Sozialarbeitswissenschaften vereinzelt Beiträge zum Essen, die alltägliche Essens- und Versorgungspraktiken im Leben von AdressatInnen sowie in sozialen Einrichtungen untersuchen und die damit verbundenen professionellen Anforderungen, Aushandlungen und Konflikte analysieren (Rose/Sturzenhecker 2010; Meyer 2018, 2021; Reidinger 2019). Ein weiterer Forschungsstrang befasst sich mit Tafeln und anderen Formen spendenbasierter Armenhilfe. Diese Angebote werden nicht nur als kurzfristige Unterstützungsleistungen betrachtet, sondern auch als Strukturen kritisiert, die Armut verwalten, normalisieren und bestehende soziale Ausschlüsse verfestigen können (Selke 2011; Kessl/Oechler/Schröder 2015). Im Kontext des wohlfahrtsstaatlichen Strukturwandels und der zunehmenden Verlagerung sozialstaatlicher Verantwortung auf zivilgesellschaftliche und ehrenamtliche Akteur:innen wird dieses Versorgungssystem als »neue Mitleidsökonomie« bezeichnet (Kessl/Oechler/Schröder 2015).

Diese unterschiedlichen Forschungszugänge verdeutlichen, dass Ungleichheiten des Essens nicht auf eine einzelne Ursache oder Kategorie reduziert werden können. Sie entstehen vielmehr im Zusammenspiel sozialer Positionierungen, institutioneller Ordnungen und gesellschaftlicher Machtverhältnisse. An diesem Punkt setzt der vorliegende Sammelband an: Er fragt, welche Ungleichheitsdimensionen gegenwärtig besonders prägend sind und wie sie sich in Ernährungspraktiken, Versorgungssystemen und Lebensverläufen miteinander verschränken.

1.1 Soziale Klasse

Soziale Klasse bezeichnet nicht allein Unterschiede im Einkommen, sondern ungleiche Positionen in der Verteilung ökonomischer, kultureller und sozialer Ressourcen sowie gesellschaftlicher Anerkennung. Menschliche Ernährung ist eng an die Verfügbarkeit materieller und ökonomischer Ressourcen gekoppelt: Während einkommensstarke Haushalte in der Regel über größere Spielräume bei der Auswahl, Qualität, Vielfalt und Beschaffung von Lebensmitteln verfügen,

müssen einkommensschwache Haushalte stärker begrenzen und gegen andere notwendige Ausgaben abwägen. Dies erhöht das Risiko, bei Vielfalt, Frische und ernährungsphysiologischer Qualität Kompromisse eingehen zu müssen, ohne das konkrete Ernährungshandeln vollständig zu determinieren (Fekete/Weyers 2016; WBAE 2020).

Solche materiell bedingten Unterschiede in den Ernährungsmöglichkeiten können sich in sozial ungleich verteilten Gesundheitschancen niederschlagen. Ernährungsweisen beeinflussen nicht nur Wohlbefinden und körperliche Leistungsfähigkeit, sondern stehen auch mit dem Risiko chronischer Erkrankungen wie Diabetes oder Herz-Kreislauf-Erkrankungen in Zusammenhang. Ernährungsbezogene Gesundheitsrisiken folgen häufig einem sozialen Gradienten, sodass Menschen in prekären Lebenslagen überproportional betroffen sind. Die Ernährung bildet dabei jedoch nur einen von mehreren Vermittlungswegen zwischen sozialer Lage und Gesundheit; ebenso relevant sind etwa Wohn-, Arbeits- und Umweltbedingungen, psychosoziale Belastungen sowie der Zugang zur Gesundheitsversorgung (Fekete/Weyers 2016).

Klassenlagen strukturieren nicht nur gegenwärtige Konsumspielräume, sondern auch die längerfristigen Lebenschancen. Armut manifestiert sich deshalb nicht ausschließlich als Einkommensdefizit, sondern auch als kumulative Benachteiligung beim Zugang zu Bildung, Gesundheitsversorgung, Wohnraum, aber eben auch zu Lebensmitteln – eine Benachteiligung, in der wiederum eine spezifische Ernährungsweise kultiviert wird. Armutslagen können sich über längere Zeiträume verfestigen und teilweise generationenübergreifend fortwirken. Groh-Samberg und Hertel (2015) sprechen in diesem Zusammenhang von einer »Blockierung von Lebenschancen«, wenn soziale Aufstiegsmöglichkeiten strukturell eingeschränkt werden. Aus klassismuskritischer Perspektive werden solche Benachteiligungen zusätzlich durch institutionelle Barrieren und die Abwertung armutsgeprägter Lebensweisen stabilisiert (Gamper/Kupfer 2023).

Auch Ernährungspraktiken entstehen innerhalb eines sozial ungleich strukturierten Möglichkeitsraums. In gesundheitswissenschaftlichen und präventiven Diskursen werden Ernährungsweisen, die von normativen Empfehlungen abweichen, häufig als *ungünstig* oder *defizitär* problematisiert. Solche Diagnosen geraten jedoch in die Gefahr, Ernährungsverhalten zu individualisieren und von den gesellschaftlichen Bedingungen zu isolieren, unter denen es hervorgebracht wird. Lebensmittelpreise, verfügbare Zeit, Wohn- und Küchenausstattung, Mobilität, lokale Versorgungsstrukturen, Arbeitsbedingungen, soziale Netzwerke und kulturelle Anforderungen beeinflussen gemeinsam, welche Ernährung im Alltag überhaupt realisierbar ist (Bartelmeß et al. 2022; Bartelmeß 2025).

Petra Böhnke (2015) verdeutlicht, dass soziale Benachteiligung nicht nur materielle Einschränkungen erzeugt, sondern auch die Wahrnehmung gesellschaftlicher Zugehörigkeit sowie die Möglichkeiten sozialer Teilhabe beeinträchtigt. Besonders

in unteren Klassenmilieus verschärfen sich diese Effekte unter Bedingungen multipler Krisen. Steigende Lebenshaltungs-, Energie- und Lebensmittelkosten erhöhen den finanziellen Druck und zwingen Haushalte dazu, Ausgaben für Lebensmittel gegen Kosten für Wohnen, Heizung, Mobilität oder Gesundheit abzuwägen (Spannagel/Zucco 2022).

Lebensmitteltafeln können akute Versorgungsengpässe lindern und für die Nutzer:innen eine wichtige Unterstützung darstellen. Da diese Versorgung jedoch auf Spenden, ehrenamtlicher Arbeit und nicht auf einem einklagbaren sozialen Recht beruht, kann sie strukturelle Armutsursachen nicht beheben. Kritische Analysen fragen deshalb, inwiefern die dauerhafte Institutionalisierung der Tafeln zur gesellschaftlichen Normalisierung und wohlfahrtsstaatlichen Delegierung von Ernährungsarmut beiträgt (Selke 2011). Tafeln machen Ernährungsnot damit zugleich sichtbar und bearbeiten sie in einer Form, die ihre sozialpolitischen Ursachen weitgehend unberührt lässt.

Ernährungsarmut bezeichnet mehr als das bloße Nichterreichen ernährungswissenschaftlicher Empfehlungen. Sie verweist auf eingeschränkte Möglichkeiten, sich quantitativ ausreichend und qualitativ angemessen zu ernähren und zugleich an den sozialen und kulturellen Funktionen des Essens teilzuhaben (Pfeiffer 2014; Bartelmeß et al. 2022). Der Begriff richtet den Blick damit von vermeintlichem individuellem Fehlverhalten auf strukturell begrenzte Ressourcen und Handlungsspielräume. Der Wissenschaftliche Beirat für Agrarpolitik, Ernährung und gesundheitlichen Verbraucherschutz beim Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (WBAE 2020) ergänzt diese Perspektive durch das Konzept fairer Ernährungsumgebungen, die gesundheitsförderliche und nachhaltige Ernährungsweisen erleichtern und soziale Zugangsbarrieren verringern sollen.

Die gesellschaftliche Spaltung ist jedoch nicht nur materiell, sondern auch kulturell strukturiert und symbolisch vermittelt. Soziale Ungleichheit wirkt sowohl über die ungleiche Verteilung von Ressourcen als auch über Hierarchien der Anerkennung und Bewertung von Lebensweisen (Bartelmeß et al., 2024). Ernährung kann dabei als sichtbarer Ausdruck sozialer Positionierung fungieren, weil sie materielle Möglichkeiten ebenso wie kulturelle Orientierungen und Zugehörigkeiten erkennen lässt. Bestimmte, gesellschaftlich als gesund, ökologisch verantwortungsvoll oder nachhaltig legitimierte Ernährungsweisen können als Distinktionspraktiken fungieren. Ihre alltägliche Realisierung setzt häufig nicht nur finanzielle Mittel, sondern auch Zeit, Wissen, infrastrukturelle Zugänge und kulturelle Sicherheit voraus (Barlösius 2016).

Ernährung bildet somit ein kulturelles Feld, in dem soziale Hierarchien symbolisch reproduziert werden – mit Folgen für die Fremd- und Selbstpositionierung. Reckwitz (2019) beschreibt die Herausbildung einer »prekären Klasse«, deren Lebensweisen nicht nur materiell benachteiligt, sondern innerhalb dominanter kultureller Bewertungsordnungen häufig entwertet werden. Ernährungsgewohn-

heiten, Körperpraktiken, Geschmackspräferenzen und Formen der Alltagsführung können dabei als vermeintlich *ungebildet*, *ungesund* oder *verantwortungslos* markiert werden. Solche klassistischen Zuschreibungen können Scham, sozialen Rückzug und Formen der Selbstabwertung begünstigen (Gamper/Kupfer 2023; Bartelmeß et al. 2024). Klasse strukturiert folglich nicht nur, welche Lebensmittel materiell erreichbar sind, sondern auch, welche Ernährungsweisen gesellschaftlich als legitim, gesund, kultiviert oder respektabel anerkannt werden.

1.2 Geschlecht

Beim Essen kommen geschlechtsspezifische Ungleichheiten zum Tragen. Geschlecht ist dabei nicht lediglich eine individuelle Eigenschaft, sondern eine strukturelle und relationale Ungleichheitskategorie. Es ordnet soziale Positionen, Zuständigkeiten, Ressourcen und Anerkennung und wird in Institutionen, Paarbeziehungen, Familien, Arbeitsmärkten und alltäglichen Praktiken fortlaufend hervorgebracht und reproduziert (Maihofer 2002; Alischer 2018). Geschlechterverhältnisse wirken dabei häufig zu Ungunsten von Frauen. Sie lassen sich jedoch nicht auf eine einfache Gegenüberstellung homogener Gruppen reduzieren, da auch unterschiedliche Weiblichkeiten und Männlichkeiten sowie nicht-binäre Positionierungen gesellschaftlich hierarchisiert werden.

Insbesondere die unentlohnte Sorge- und Reproduktionsarbeit im privaten Haushalt wird bis heute überwiegend von Frauen geleistet. Nach den revidierten Ergebnissen der Zeitverwendungserhebung 2022 verbringen Frauen in Deutschland durchschnittlich knapp 29,5 Stunden pro Woche mit unbezahlter Arbeit, Männer hingegen knapp 20,5 Stunden. Der Gender Care Gap beträgt damit 43,4 Prozent. Zur unbezahlten Arbeit zählen insbesondere Hausarbeit, Einkaufen und Haushaltsorganisation sowie die Betreuung und Pflege von Kindern und Angehörigen (Statistisches Bundesamt 2026). Egalitäre Elternschaft und Hausarbeit gelten zwar in vielen sozialen Milieus als Ideal, werden im Alltag jedoch weiterhin nur eingeschränkt realisiert. Wie die Arbeit tatsächlich aufgeteilt wird, variiert zugleich nach Klasse, Erwerbskonstellation, Bildungsstand und Familienform.

Diese Geschlechterasymmetrien prägen auch die Organisation der Ernährungsversorgung (Rose 2015). Die damit verbundene *Foodwork* umfasst weit mehr als das Kochen selbst: Sie schließt die Planung von Mahlzeiten, den Einkauf und die Vorratshaltung, die Zubereitung und Nachbereitung sowie die Berücksichtigung gesundheitlicher Anforderungen, zeitlicher Abläufe und unterschiedlicher familialer Bedürfnisse ein. In Familien tragen Frauen hierfür nach wie vor häufig die Hauptverantwortung (Häußler/Meier-Gräwe 2012; Eremin 2022). Sie werden damit nicht aufgrund einer vermeintlich natürlichen Kompetenz, sondern infolge einer geschlechtlich strukturierten Zuständigkeitsordnung zu Verantwortlichen für die Gesundheit und Ernährung der Familie. Obwohl diese Ernährungsarbeit

zeitintensiv ist und wesentlich zum Wohlergehen der Haushaltsmitglieder beiträgt, bleibt sie als Teil privater Sorgearbeit häufig unsichtbar und gesellschaftlich unterbewertet.

Auch die gesellschaftlichen Anforderungen an Körper und Ernährung sind geschlechtlich codiert. Frauen stehen unter besonderem Druck, ihren Körper gemäß vorherrschenden Schlankheits-, Gesundheits- und Schönheitsnormen zu kontrollieren. Restriktives Essen, Diäten oder der Verzicht auf als kalorienreich geltende Lebensmittel können dabei als Praktiken geschlechtlicher Selbstdisziplinierung fungieren. Männer sind ebenfalls mit Körpernormen konfrontiert, die jedoch häufiger auf Größe, Kraft, Muskulatur und Leistungsfähigkeit ausgerichtet sind. Ernährungspraktiken tragen somit zur sozialen Hervorbringung und Materialisierung vergeschlechtlichter Körper bei (Setzwein 2004; Paulitz/Winter 2018).

Unter Bedingungen von Ernährungsarmut können die ungleiche Verteilung der Ernährungsarbeit und geschlechtsspezifische Sorgeerwartungen zusätzliche Belastungen erzeugen. Internationale Untersuchungen beschreiben als »maternal buffering« eine Strategie, bei der Mütter ihre eigene Nahrungsaufnahme reduzieren, um Kinder möglichst vor den Auswirkungen knapper Lebensmittelressourcen zu schützen. Solche Praktiken können die gesundheitliche Gefährdung der Frauen erhöhen und unter anderem Nährstoffmängel begünstigen. Sie sind jedoch weder bei allen Frauen zu beobachten noch ohne Berücksichtigung des jeweiligen sozialen und kulturellen Kontextes auf andere Gesellschaften übertragbar (Piperata et al. 2013; Moradi et al. 2018).

Aber nicht nur die Ernährungsarbeit ist geschlechtsspezifisch ungleich organisiert, sondern auch im berichteten Lebensmittelverzehr zeigen sich durchschnittliche Unterschiede zwischen Frauen und Männern. Die Nationale Verzehrsstudie II weist für Frauen eine geringere durchschnittliche Energiezufuhr als für Männer aus (Max Rubner-Institut (MRI) 2008: 166). Dies ist jedoch nicht gleichbedeutend damit, dass Frauen generell *weniger essen*, sondern hängt unter anderem mit Unterschieden in Körpergröße, Körperzusammensetzung, körperlicher Aktivität und Energiebedarf zusammen. Zudem handelt es sich um Gruppenmittelwerte, hinter denen erhebliche Unterschiede nach Alter, Klasse, Bildung, Erwerbstätigkeit und Lebensform verschwinden.

In den älteren deutschen Verzehrserhebungen berichteten Frauen durchschnittlich einen höheren Verzehr von Obst und Gemüse sowie einen geringeren Verzehr von Fleisch, Wurstwaren und alkoholischen Getränken als Männer (Mensink et al. 2002; MRI 2008). Frauen zeigten zudem häufiger Kenntnisse über ernährungsbezogene Gesundheitsempfehlungen und gaben eher an, sich an ihnen zu orientieren (Mensink et al. 2002). Anstatt Frauen deshalb pauschal ein *gesünderes Ernährungsverhalten* zuzuschreiben, sollte dieser Befund als Ausdruck geschlechtsspezifischer Gesundheitsnormen und Verantwortungszuschreibungen

interpretiert werden: Frauen werden stärker dazu angehalten, ihren Körper zu kontrollieren, Ernährungswissen zu erwerben und nicht nur für die eigene, sondern auch für die familiale Gesundheit Verantwortung zu übernehmen. Umgekehrt wird Männern kulturell eher zugestanden, ihre Speisenwahl mit Genuss, Sättigung und Geschmack zu begründen (Setzwein 2004; Rose 2015). Die Unterschiede sind daher nicht als natürliche Vorlieben der Geschlechter, sondern als Ergebnis geschlechtsspezifischer Sozialisation und gesellschaftlicher Erwartungsstrukturen zu verstehen.

Bei der kulinarischen Symbolik der Geschlechterordnung spielt Fleisch als Chiffre des Männlichen eine exponierte Rolle. In Ernährungsstudien weisen Männer durchschnittlich einen höheren Fleisch- und Wurstverzehr auf, während Frauen häufiger angeben, sich vegetarisch zu ernähren (MRI 2008; Rose 2015). Carol J. Adams hat die kulturelle Verbindung von Fleischkonsum, männlicher Dominanz und der Objektivierung weiblicher und tierischer Körper als »sexual politics of meat« theoretisiert (Adams [1990] 2002). Die Verbindung von Fleisch und Männlichkeit wird insbesondere über Vorstellungen körperlicher Stärke, Leistungsfähigkeit und Dominanz hergestellt. Fleischverzicht kann demgegenüber als weiblich oder unmännlich codiert werden. »Vegetarisch lebende Männer gelten vielfach als verweichlichte Schwächlinge« (Setzwein 2004: 133).

Neuere qualitative Studien zeigen allerdings, dass sich diese Ordnung verändert, ohne vollständig zu verschwinden. Männer, die sich vegetarisch oder vegan ernähren, entwickeln teilweise Strategien, mit denen sie ihre Ernährungsweise mit Leistungsfähigkeit, Muskelaufbau, Selbstkontrolle oder moralischer Entschlossenheit verbinden. Pflanzliche Ernährung wird dadurch nicht mehr ausschließlich als Gegenentwurf zu Männlichkeit präsentiert, sondern kann in neue Männlichkeitskonstruktionen integriert werden (Winter 2022, 2023).

Dass sich Ernährungsweisen zugleich nach Alter unterscheiden, zeigt der Ernährungsreport 2025: Unter den 14- bis 29-jährigen Befragten bezeichneten sich 20 Prozent als vegetarisch oder vegan; in den älteren Gruppen war der Anteil geringer (Bundesministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Heimat (BMLEH) 2025: 36). Dieser Befund belegt allerdings keinen Geschlechterunterschied. Er verweist vielmehr darauf, dass geschlechtsspezifische Ernährungspraktiken stets mit weiteren Ungleichheits- und Differenzkategorien wie Alter, Klasse, Generation, Familienform, Migration und sexueller Orientierung verschränkt sind. Geschlecht strukturiert somit sowohl die Verteilung der Ernährungsarbeit als auch Körpernormen, Geschmacksvorstellungen und die symbolische Bewertung unterschiedlicher Lebensmittel und Ernährungsweisen.

1.3 Migration, Rassifizierung und kulturelle Zugehörigkeit

Ungleichheiten in der Ernährung verlaufen auch entlang von Migrationserfahrungen, Staatsangehörigkeit, Aufenthaltsstatus, Sprache, Religion und kultureller Zugehörigkeit sowie entlang von Prozessen der Ethnisierung und Rassifizierung. Diese Kategorien sind weder deckungsgleich noch bezeichnen sie eine homogene Bevölkerungsgruppe. Menschen mit Migrations- oder Fluchtgeschichte unterscheiden sich hinsichtlich ihrer sozialen Lage, ihrer rechtlichen Position, der Bedingungen ihrer Migration, ihrer Aufenthaltsdauer und ihrer sozialen, kulturellen und religiösen Orientierungen. Die pauschale Kategorie *Migrationshintergrund* kann daher gerade jene gesellschaftlichen und institutionellen Mechanismen verdecken, durch die ernährungsbezogene Ungleichheiten entstehen (Kajikhina et al. 2023).

Bestimmte Gruppen mit Migrations- oder Fluchtgeschichte sind in Deutschland überproportional von Einkommensarmut und unsicheren Lebensverhältnissen betroffen. Dies ist nicht durch Migration oder kulturelle Eigenschaften als solche zu erklären, sondern durch ungleiche Zugänge zu Bildung, qualifizierter Beschäftigung und angemessenem Wohnraum, die Nichtanerkennung beruflicher Abschlüsse, aufenthaltsrechtliche Einschränkungen sowie institutionelle und rassistische Diskriminierung (Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) 2023). Damit kann auch das Risiko materieller und sozialer Ernährungsarmut steigen. Daraus folgt jedoch weder zwangsläufig eine bestimmte Ernährungsweise noch der automatische Rückgriff auf *nährstoffarme* Lebensmittel. Begrenzte finanzielle Mittel verengen vielmehr den nutritiven Möglichkeitsraum: Lebensmittel müssen gegen Ausgaben für Wohnen, Energie, Gesundheit und Mobilität abgewogen werden. Dies kann die Auswahl, Vielfalt und Regelmäßigkeit der Ernährung ebenso einschränken wie die Möglichkeit, kulturell bedeutsame Mahlzeiten zuzubereiten und mit anderen zu teilen.

Ernährungsbezogene Handlungsspielräume werden zusätzlich durch die jeweilige Ernährungsumgebung strukturiert. Nach einer Migration können neben Preisen und räumlicher Erreichbarkeit weitere Barrieren entstehen: sprachlich nicht zugängliche Produktinformationen, Unsicherheiten über Inhaltsstoffe, eingeschränkte Mobilität, lange oder unregelmäßige Arbeitszeiten, fehlende Küchen- und Lagermöglichkeiten sowie ein begrenzter Zugang zu kulturell vertrauten oder religiös geeigneten Lebensmitteln. Untersuchungen mit syrischen Migrant:innen in Deutschland zeigen, dass alltägliche Belastungen, soziale Beziehungen, Wohnbedingungen und Kenntnisse des neuen Lebensmittelsystems gemeinsam beeinflussen, ob eine gewünschte Ernährung realisiert werden kann (Sauter et al. 2021). Für Geflüchtete können institutionelle Versorgungssysteme die Ernährungsautonomie zusätzlich einschränken, etwa wenn Mahlzeiten zentral bereitgestellt werden und eigene Kochmöglichkeiten fehlen. Ernährungsungleichheit äußert sich hier nicht nur als

Mangel an Geld oder Lebensmitteln, sondern auch als Verlust von Wahlmöglichkeiten und Kontrolle über die eigene Ernährung (Gewalt et al. 2019).

Solche Zugangsprobleme sollten nicht vorschnell mit dem Konzept der *food deserts* gleichgesetzt werden. Das vor allem in angelsächsischen Kontexten entwickelte Konzept lässt sich nur eingeschränkt auf Deutschland übertragen. Lebensmittelzugang hängt nicht allein von der Entfernung zum nächsten Supermarkt ab, sondern auch von Preisen, Mobilität, Zeit, Angebotsqualität und der kulturellen und religiösen Passung des Sortiments. Angemessener ist es daher, von ungleichen Ernährungsumgebungen und sich überlagernden Zugangsbarrieren zu sprechen (Augustin 2014). Migrantisch geprägte Lebensmittelgeschäfte, Märkte, Restaurants und soziale Netzwerke stellen zugleich wichtige Infrastrukturen dar: Über sie werden Zutaten beschafft, Wissen weitergegeben, religiöse Anforderungen berücksichtigt und soziale Zugehörigkeiten hergestellt. Ihre Nutzbarkeit hängt jedoch wiederum von Einkommen, Wohnort, Mobilität, Zeitressourcen und der Größe lokaler Communitys ab (Berggreen-Clausen et al. 2022).

Ernährungsbezogene Veränderungen nach einer Migration werden häufig als Ernährungsakkulturation beziehungsweise *dietary acculturation* beschrieben. Diese sollte jedoch nicht als lineare Ablösung einer *traditionellen* Ernährung durch die Ernährung der Aufnahmegesellschaft verstanden werden. Menschen bewahren Praktiken, verändern Rezepte, ersetzen Zutaten und verbinden unterschiedliche kulinarische Repertoires miteinander (Satia-Abouta et al. 2002; Arcadu et al. 2025). Ob kulturell bedeutsame Praktiken aufrechterhalten werden können, hängt unter anderem von Arbeits- und Studienzeiten, Preisen, institutionellen Verpflegungsangeboten sowie sozialen Netzwerken ab. Verwandte, Freund:innen und migrantische Communitys können den Zugang zu vertrauten Mahlzeiten erleichtern, während Zeitdruck, Kosten und große Entfernungen ihre Zubereitung erschweren. Ernährungsakkulturation ist daher ein kontextabhängiges Zusammenspiel von kultureller Kontinuität, pragmatischer Anpassung, sozialer Unterstützung und strukturellen Einschränkungen (Tadele/Bartelmeß 2026).

Essen besitzt in Migrationsprozessen zudem soziale und symbolische Bedeutung. Vertraute Gerichte können Erinnerungen bewahren, Beziehungen stabilisieren, religiöse Zugehörigkeit ausdrücken und ein Gefühl von Vertrautheit und Handlungsfähigkeit erzeugen. Der Zugang zu kulturell bedeutsamen Lebensmitteln ist deshalb nicht lediglich eine Frage individueller Geschmackspräferenzen, sondern eine Dimension sozialer und kultureller Teilhabe.

Gleichzeitig werden Ernährungspraktiken gesellschaftlich unterschiedlich bewertet. Als *ethnisch* oder *fremd* markierte Speisen können als geruchsintensiv, unhygienisch, ungesund oder kulturell rückständig problematisiert werden, während die ebenfalls kulturell geprägten Essgewohnheiten der Mehrheitsgesellschaft unmarkiert bleiben und als allgemeine Norm erscheinen. Solche Bewertungen können an rassistische und koloniale Ordnungen anschließen, in denen bestimmte

Gruppen und ihre Esskulturen als abweichend oder minderwertig konstruiert werden (Heldke 2003; Slocum 2011). Zugleich können dieselben Speisen als *exotisch* oder *authentisch* vermarktet und von privilegierten Konsumentinnen als kulturelle Bereicherung angeeignet werden, ohne dass damit eine entsprechende Anerkennung ihrer Produzentinnen verbunden ist. Auch gesundheits- und nachhaltigkeitsbezogene Ernährungsdiskurse können Ausschlüsse reproduzieren, wenn die Ressourcen und Ernährungspraktiken privilegierter Gruppen zur universellen Norm erhoben und migrantische Wissensbestände und Ernährungsweisen nicht berücksichtigt werden (Bonnevera 2025).

Ethnisch-kulturelle Ernährungsungleichheiten entstehen nicht aus kulturellen Unterschieden an sich, sondern aus deren gesellschaftlicher Hierarchisierung. Eine ungleichheitskritische Perspektive fragt deshalb nicht primär, warum Menschen mit Migrationserfahrung *anders* essen, sondern unter welchen Bedingungen bestimmte Ernährungsweisen ermöglicht, verhindert, abgewertet oder zur Norm erhoben werden.

1.4 Alter und generationale Position

Auch das Lebensalter strukturiert Ernährungsmöglichkeiten und kann zur Dimension sozialer Ungleichheit werden. Im Lebensverlauf verändern sich nicht nur die physiologischen Ernährungsbedarfe, sondern auch die verfügbaren Ressourcen, sozialen Beziehungen, Kompetenzen und institutionellen Rahmenbedingungen der Ernährung. Besonders sichtbar wird dies an den *Lebensrändern* der Kindheit und des hohen Alters, an denen die selbstständige Versorgung mit Nahrung häufig eingeschränkt ist. Altersbezogene Ernährungsungleichheit entsteht dabei nicht aus dem Lebensalter an sich, sondern aus dessen Verbindung mit ungleichen Rechten, Abhängigkeiten, finanziellen Ressourcen, gesundheitlichen Einschränkungen und institutionellen Machtverhältnissen.

Es gehört zu den Charakteristika der frühen Kindheit, dass Kinder bei der Befriedigung grundlegender Bedürfnisse auf Erwachsene angewiesen sind. Diese Abhängigkeit hat zunächst eine entwicklungsbedingte Grundlage: Säuglinge und kleine Kinder verfügen weder über die körperlichen Fähigkeiten noch über die materiellen Ressourcen und das Wissen, um sich selbstständig zu ernähren. Diese nutritive Bedürftigkeit wird jedoch gesellschaftlich organisiert und teilweise über die frühe Kindheit hinaus institutionell fortgeschrieben (Rose 2022). Erwachsene entscheiden in Familien und pädagogischen Einrichtungen in hohem Maße darüber, welche Lebensmittel verfügbar sind, wann und wo gegessen wird und welche Mengen und Verhaltensweisen als angemessen gelten. Kinder haben gewöhnlich nur begrenzte eigene finanzielle Mittel und je nach familialer oder institutioneller Ordnung unterschiedlich weitreichenden Zugang zu Vorräten, Einkaufsmöglichkeiten und selbstbestimmten Essenssituationen. Die Verpflegung basiert damit auf einer strukturel-

len Verfügungsmacht Erwachsener über Nahrung. Rose beschreibt diese Konstellation als ein Spannungsverhältnis zwischen notwendiger nutritiver Sorge und der Einschränkung kindlicher Selbstbestimmung.

Die Ernährung von Kindern ist zugleich eng mit der sozialen Lage des Haushalts verbunden. Kinder verfügen in der Regel nicht über ein eigenes Einkommen und können ungleiche familiale Ressourcen kaum selbst ausgleichen. Armutsbedingte Einschränkungen der Lebensmittelauswahl, der Mahlzeitenvielfalt und der sozialen Teilhabe werden daher auf Kinder übertragen, ohne dass diese selbst über die zugrunde liegenden Ressourcen entscheiden können. Die MEGA_kids-Studie zeigt, dass Ernährungsunsicherheit in armutsgefährdeten Haushalten mit Kindern sowohl den Zugang zu unterschiedlichen Lebensmitteln als auch soziale Erfahrungen des Essens beeinträchtigen kann. Die Studie verweist zugleich darauf, dass Eltern häufig versuchen, die Auswirkungen knapper Ressourcen auf ihre Kinder abzufedern. Kinder aus unterschiedlichen sozialen Milieus erfahren somit nicht nur verschiedene materielle Ernährungsmöglichkeiten, sondern wachsen auch mit unterschiedlichen Essensordnungen, Geschmacksrepertoires und Vorstellungen angemessener Ernährung auf (Simmet et al. 2024).

Die Verantwortung von Eltern und pädagogischen Fachkräften für die Ernährung verschafft Erwachsenen ein erhebliches Maß an Definitions- und Entscheidungsmacht. Diese ist für die Sicherung des Kindeswohls erforderlich, kann aber in disziplinierende oder repressive Praktiken umschlagen. Essen kann als Belohnung, Nahrung oder Nachtisch als Druckmittel eingesetzt werden und die Beendigung einer Mahlzeit kann von der Einhaltung erwachsener Verhaltensnormen abhängig gemacht werden. Für die stationäre Jugendhilfe konstatiert Täubig, dass »die Versorgung mit Nahrung ein Teil des Privilegien- und Strafsystems von Organisationen« sein kann (Täubig 2016: 225). Ethnografische Forschungen zeigen darüber hinaus Machtüberhänge, begrenzte Partizipation und eine starke Ausrichtung institutioneller Mahlzeiten an organisatorischen Abläufen und Vorstellungen angepassten Verhaltens (Rose 2022).

Kinder und Jugendliche sind diesen Ordnungen jedoch nicht passiv ausgeliefert. Mit zunehmendem Alter erweitern sich ihre Handlungsspielräume. Sie nutzen Taschengeld, Schulwege, Freundschaftsgruppen, Geschäfte und gastronomische Angebote, um sich eigene Ernährungsräume zu erschließen. Der Kauf von Süßigkeiten, Snacks, Getränken oder Fast Food kann insofern nicht allein als ernährungsphysiologisch problematisches Verhalten, sondern auch als Ausdruck kindlichen und jugendlichen Eigensinns und wachsender Konsumautonomie verstanden werden (Rose 2022; Schmidt 2018). Allerdings sind auch diese Möglichkeiten sozial ungleich verteilt: Sie hängen von der Höhe des verfügbaren Geldes, der Mobilität, dem Wohnort und den zugänglichen Konsumorten ab.

Im höheren Alter können sich Ernährungsungleichheiten erneut verschärfen. Dabei ist zunächst festzuhalten, dass ältere Menschen weder einheitlich arm

noch generell auf Hilfe angewiesen sind. Besondere Risiken entstehen vielmehr an der Schnittstelle von Alter, Geschlecht, Erwerbsbiografie, Haushaltsform, gesundheitlicher Situation und Wohnort. Nach den Ergebnissen der EU-Statistik über Einkommen und Lebensbedingungen (EU-SILC) 2025 waren 19,5 Prozent der Menschen ab 65 Jahren armutsgefährdet, gegenüber 16,1 Prozent der Gesamtbevölkerung. Bei Frauen ab 65 Jahren lag die Quote mit 21,3 Prozent höher als bei gleichaltrigen Männern mit 17,3 Prozent. Ursachen sind unter anderem geringere Erwerbseinkommen, Teilzeitbeschäftigung und Unterbrechungen der Erwerbsbiografie, die sich in niedrigeren Alterseinkünften fortsetzen (Statistisches Bundesamt 2026).

Geringe Alterseinkünfte können dazu führen, dass Ausgaben für Lebensmittel gegen Wohn-, Energie-, Gesundheits- und Mobilitätskosten abgewogen werden müssen. Ernährungsarmut im Alter lässt sich jedoch nicht auf fehlendes Einkommen reduzieren. Eine qualitative Studie mit älteren Menschen im ländlichen Bayern zeigt, dass auch eingeschränkte Mobilität, weite Wege zu Einkaufsmöglichkeiten, der Verlust sozialer Beziehungen und fehlende Unterstützung die Lebensmittelversorgung und die Teilhabe an gemeinsamen Mahlzeiten beeinträchtigen können. Umgekehrt können soziale Netzwerke beim Einkaufen, Kochen und gemeinsamen Essen unterstützen und Einschränkungen teilweise kompensieren. Ernährungsarmut im Alter entsteht damit aus einem Zusammenspiel materieller, räumlicher und sozialer Bedingungen (Faatz/Bartelmeß 2025).

Mit zunehmendem Unterstützungs- oder Pflegebedarf kann außerdem die Fähigkeit nachlassen, Lebensmittel einzukaufen, Mahlzeiten zuzubereiten oder selbstständig zu essen. Krankheiten, eingeschränkte Mobilität, Kau- und Schluckbeschwerden, Appetitverlust, kognitive Beeinträchtigungen oder die Einnahme zahlreicher Medikamente können die Ernährung zusätzlich erschweren. Die erneut entstehende Angewiesenheit auf andere ist jedoch nicht mit der Abhängigkeit von Kindern gleichzusetzen: Ältere Menschen besitzen grundsätzlich das Recht, ihre über Jahrzehnte entwickelten Ernährungsgewohnheiten, Vorlieben und Abneigungen weiterhin selbst zu bestimmen. Unterstützung sollte daher nicht die Übernahme ihrer Ernährungsentscheidungen, sondern die Ermöglichung von Selbstbestimmung bedeuten.

Besonders deutlich tritt dieses Spannungsverhältnis in stationären Pflegeeinrichtungen hervor. Dort wird die Ernährung durch Speisepläne, feste Essenszeiten, Einkaufs- und Produktionssysteme, Hygienevorgaben, Personalausstattung und wirtschaftliche Rahmenbedingungen organisiert. Standardisierte Abläufe können Sicherheit und Versorgung gewährleisten, zugleich aber individuelle Wünsche, biografisch geprägte Essgewohnheiten und spontane Entscheidungen einschränken (Meyer 2018). Mangelernährung stellt in Pflegeheimen ein relevantes Problem dar, darf jedoch nicht pauschal als unmittelbare Folge des Heimaufenthalts interpretiert werden. Die nutritionDay-Auswertungen zeigen vielmehr ein Zusammenwirken

von Erkrankungen, funktionalen Einschränkungen, geringer Nahrungsaufnahme und teilweise unzureichend ausgebauten ernährungsbezogenen Versorgungsstrukturen (Volkert et al. 2020).

Alter strukturiert Ernährungsungleichheit folglich über veränderliche Abhängigkeiten, Ressourcen und Handlungsmöglichkeiten im Lebensverlauf. Während Kinder aufgrund ihrer generationalen Position der Sorge- und Verfügungsmacht Erwachsener unterliegen, können ältere Menschen durch Armut, gesundheitliche Einschränkungen, soziale Isolation und institutionalisierte Versorgung erneut an Ernährungsautonomie verlieren. Entscheidend ist in beiden Lebensphasen, ob notwendige Unterstützung mit Teilhabe und Selbstbestimmung verbunden wird oder in Fremdbestimmung umschlägt.

1.5 Spezieszugehörigkeit als Dimension von Ernährungsungleichheit

Eine besondere und in Debatten über Ernährungsungleichheit bislang selten berücksichtigte Dimension ist die Spezieszugehörigkeit. Menschliche Ernährung beruht in vielen Gesellschaften auf der Nutzung nichtmenschlicher Tiere und ihrer Körper. Diese Nutzung ist historisch und kulturell unterschiedlich ausgeprägt, basiert jedoch auf einem asymmetrischen Verhältnis: Menschen bestimmen, welche Tiere als essbar gelten, wie sie gehalten und vermehrt werden und wann ihr Leben endet. Als Speziesismus wird die Bevorzugung menschlicher Interessen beziehungsweise die ungleiche Berücksichtigung von Lebewesen aufgrund ihrer Spezieszugehörigkeit bezeichnet. Die Human-Animal Studies untersuchen solche Mensch-Tier-Verhältnisse nicht als außerhalb des Sozialen liegend, sondern als gesellschaftlich erzeugte Macht-, Arbeits- und Ausbeutungsverhältnisse (Chimaira 2011; DeMello 2012; Kompatscher/Spannring/Schachinger 2017).

Besonders deutlich zeigt sich dieses Herrschaftsverhältnis bei Tieren, die zur Erzeugung von Fleisch, Milch oder Eiern genutzt werden. Ihre Körper, Fortpflanzung, Lebensdauer und Tötung werden an menschlichen Produktions- und Konsuminteressen ausgerichtet. Zwar können Tierschutz- und Tierwohlmaßnahmen einzelne Belastungen verringern. Sie heben die grundlegende Asymmetrie jedoch nicht auf, solange Tiere als Eigentum, Produktionsmittel und Lebensmittel behandelt werden. Wissenschaftliche Bewertungen dokumentieren erhebliche Auswirkungen von Zucht, Besatzdichte, Bewegungsbeschränkungen, Anbindehaltung, Käfighaltung und körperlichen Eingriffen auf das Wohlergehen landwirtschaftlich genutzter Tiere (Europäische Behörde für Lebensmittelsicherheit, Panel on Animal Health and Animal Welfare (EFSA AHAW) Panel 2023a, 2023b). Eine konsequente speziesismuskritische Perspektive fragt daher nicht allein nach besseren Haltungsbedingungen, sondern stellt die Nutzung und Tötung von Tieren für die menschliche Ernährung grundsätzlich infrage. Sie mündet häufig in die Forderung

nach einer pflanzenbasierten beziehungsweise veganen Ernährungsweise und einem entsprechenden Umbau der Ernährungssysteme (Lundström 2019).

Auch nichtmenschliche Tiere sind jedoch keineswegs gleich positioniert. Die menschliche Einteilung in Haus-, Wild-, Versuchs- und sogenannte Nutztiere entscheidet wesentlich über ihren gesellschaftlichen Status, ihren Schutz und ihre Lebenschancen. Innerhalb der Gruppe der landwirtschaftlich genutzten Tiere bestehen weitere Unterschiede nach Tierart, Nutzungszweck und Haltungsform. Eine Legehenne in einem hochintensiven Haltungssystem lebt unter anderen Bedingungen als eine Henne in einer kleineren Freilandhaltung; eine dauerhaft angebundene Milchkuh verfügt über andere Bewegungs- und Sozialmöglichkeiten als eine Kuh in einem Haltungssystem mit Weidegang und Kuh-Kalb-Kontakt. Präziser als von einer allgemeinen *intraspeziesistischen Ungleichheit* zu sprechen, ist es daher, Hierarchien zwischen verschiedenen Tierkategorien und Ungleichheiten innerhalb einzelner Spezies zu unterscheiden.

Dabei spielt auch das Geschlecht der Tiere eine zentrale Rolle. Die Nutzung weiblicher Tiere ist vielfach unmittelbar an ihre Fortpflanzungsfähigkeit sowie an die Produktion von Milch oder Eiern gebunden. Männliche Tiere werden anderen Nutzungszwecken zugeführt oder gelten in bestimmten Produktionszweigen als wirtschaftlich weniger verwertbar. Die gesellschaftliche Nutzung von Tieren ist damit nicht nur speziesistisch, sondern zugleich vergeschlechtlicht organisiert (Hildebrandt 2011).

Spezieszugehörigkeit erweitert den Blick auf Ernährungsungleichheit somit über die Beziehungen zwischen menschlichen Gruppen hinaus. Damit werden menschliche und tierliche Unterdrückungserfahrungen nicht gleichgesetzt. Sichtbar wird vielmehr, dass Ernährung auf institutionell abgesicherten Hierarchien zwischen Menschen und nichtmenschlichen Tieren beruht und dass die Herstellung von Lebensmitteln auch über die ungleiche Verteilung von Schutz, körperlicher Unversehrtheit, Autonomie und Lebenschancen organisiert ist.

2 Intersektionale Ernährungsungleichheiten: Verschränkungen sozialer Differenz- und Machtverhältnisse

Die vorausgehenden Betrachtungen zeigen, dass Ernährung weit mehr ist als die Befriedigung eines biologischen Grundbedürfnisses. In Ernährungspraktiken, Versorgungssystemen und Körperverhältnissen wirken ökonomische Ressourcen, kulturelle Bewertungen, institutionelle Ordnungen und gesellschaftliche Machtverhältnisse zusammen. Soziale Klasse beeinflusst, welche Lebensmittel finanziell und räumlich erreichbar sind; Geschlechterverhältnisse strukturieren die Verteilung von Ernährungs- und Sorgearbeit; Migration, Rassifizierung und kulturelle Zugehörigkeit prägen Zugänge, Anerkennung und Ernährungsautonomie; genera-

tionale Positionen bestimmen Abhängigkeiten und Entscheidungsmöglichkeiten im Lebensverlauf. Die Spezieszugehörigkeit erweitert diese Perspektive schließlich um die institutionell abgesicherte Hierarchie zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Tieren.

Diese Ungleichheitsdimensionen wirken jedoch nicht unabhängig voneinander. Ernährungsungleichheiten lassen sich deshalb nicht angemessen erklären, wenn Klasse, Geschlecht, Alter oder Migration lediglich als getrennte Einflussgrößen behandelt werden. Ein intersektionaler Zugang richtet den Blick vielmehr auf ihre wechselseitige Hervorbringung. Intersektionalität bezeichnet dabei nicht einfach die Addition mehrerer Benachteiligungen, sondern untersucht, wie unterschiedliche soziale Positionierungen und Machtverhältnisse in konkreten gesellschaftlichen Kontexten zusammenwirken und dabei spezifische Formen von Privilegierung, Ausschluss und Handlungsmacht erzeugen (Crenshaw 1989; Winker/Degele 2009).

So lässt sich beispielsweise die Ernährungssituation einer alleinerziehenden Frau mit niedrigem Einkommen und unsicherem Aufenthaltsstatus nicht erklären, indem Armut, Geschlecht und Migrationserfahrung getrennt betrachtet und anschließend addiert werden. Ihre Ernährungsmöglichkeiten werden gleichzeitig durch finanzielle Beschränkungen, die weitgehend allein getragene Sorge- und Ernährungsarbeit, zeitliche Belastungen, aufenthaltsrechtliche Unsicherheit, mögliche Diskriminierungen und den Zugang zu kulturell oder religiös passenden Lebensmitteln strukturiert. Die daraus entstehende Situation unterscheidet sich sowohl von der eines einkommensarmen alleinlebenden Rentners in einer ländlichen Region als auch von der eines finanziell abgesicherten Studierenden mit migrantischer Familiengeschichte. Dieselbe soziale Kategorie kann demnach in unterschiedlichen Konstellationen verschiedene Bedeutungen und Folgen entfalten.

Ernährung bildet einen besonders geeigneten Gegenstand für intersektionale Analysen, weil sich gesellschaftliche Ungleichheiten hier auf mehreren Ebenen verdichten. Auf der materiellen Ebene geht es um Einkommen, Zeit, Wohnraum, Mobilität, Küchenausstattung und Lebensmittelzugang. Auf der institutionellen Ebene bestimmen Familien, Schulen, Pflegeeinrichtungen, Gemeinschaftsunterkünfte, Arbeitsplätze und soziale Sicherungssysteme darüber, welche Nahrung verfügbar ist, und welche Entscheidungsspielräume bestehen. Auf der symbolischen Ebene werden Ernährungsweisen als gesund oder ungesund, kultiviert oder geschmacklos, nachhaltig oder verantwortungslos, vertraut oder fremd bewertet. Auf der körperlichen Ebene schreiben sich diese Verhältnisse in Ernährungszustände, Erkrankungsrisiken, Körperbilder, Geschmack und habitualisierte Praktiken ein. Diese Ebenen greifen ineinander und können sich gegenseitig verstärken, aber auch teilweise kompensieren (Winker/Degele 2009; Bartelmeß 2025).

Ein intersektionaler Blick verhindert zugleich, soziale Gruppen als in sich homogen zu behandeln. Weder *Frauen*, *ältere Menschen*, *Migrant:innen* noch *einkom-*

mensarme Haushalte teilen einheitliche Ernährungserfahrungen. Innerhalb dieser Gruppen unterscheiden sich Ressourcen, Belastungen und Handlungsspielräume erheblich. So können soziale Netzwerke materielle Einschränkungen teilweise abfedern, während Isolation selbst bei einem ausreichenden Einkommen die Beschaffung und das gemeinsame Essen erschweren kann. Religiöse oder kulturelle Ernährungspraktiken können in einem Kontext Anerkennung und Zugehörigkeit ermöglichen, in einem anderen jedoch institutionell behindert oder gesellschaftlich abgewertet werden. Auch gesundheitliche Ernährungsempfehlungen entfalten unterschiedliche Wirkungen, je nachdem, ob Menschen über die finanziellen, zeitlichen und infrastrukturellen Voraussetzungen verfügen, um sie in den Alltag zu übersetzen.

Der Einbezug der Spezieszugehörigkeit stellt dabei eine Erweiterung klassischer intersektionaler Perspektiven dar. Die ursprünglich für die Analyse menschlicher Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnisse entwickelte Intersektionalität kann nicht ohne Weiteres auf Mensch-Tier-Beziehungen übertragen werden. Eine solche Erweiterung kann jedoch sichtbar machen, dass auch die Produktion und Bewertung von Lebensmitteln durch miteinander verschränkte Klassen-, Geschlechter- und Speziesverhältnisse geprägt ist (Cudworth 2014). So unterscheiden sich Tätigkeiten in der Tierhaltung und Fleischverarbeitung nach Geschlecht, sozialer Position und Migrationsstatus, während die Körper der Tiere selbst nach Spezies, Geschlecht und wirtschaftlicher Verwertbarkeit hierarchisiert werden. Damit werden menschliche und tierliche Unterdrückungsverhältnisse nicht gleichgesetzt. Vielmehr wird untersucht, wie sie innerhalb desselben Ernährungssystems miteinander verbunden sein können.

Intersektionalität ist daher nicht bloß eine Aufforderung, möglichst viele Kategorien zu berücksichtigen. Entscheidend ist vielmehr die Frage, durch welche konkreten Mechanismen soziale Positionierungen in bestimmten Situationen wirksam werden: Wer verfügt über Geld, Zeit und Wissen? Wer trägt die Verantwortung für die Ernährung anderer? Wer entscheidet über Speisepläne, Essenszeiten und Zugänge zu Nahrung? Welche Ernährungsweisen gelten als legitim, gesund und respektabel? Wessen Bedürfnisse werden institutionell berücksichtigt, und wessen Praktiken werden problematisiert oder unsichtbar gemacht?

Eine intersektionale Perspektive begreift Ernährungsungleichheit folglich nicht als eindimensionales Problem mangelnden Einkommens oder individuellen Ernährungsverhaltens. Sie analysiert Ernährung als Knotenpunkt gesellschaftlicher Macht-, Ressourcen-, Anerkennungs- und Abhängigkeitsverhältnisse. Damit eröffnet sie zugleich den Blick auf politische und institutionelle Ansatzpunkte: Gerechte Ernährungssysteme müssen nicht nur die materielle Verfügbarkeit von Lebensmitteln sichern, sondern auch unterschiedliche Lebenslagen, Sorgeverpflichtungen, kulturelle und religiöse Bedürfnisse, gesundheitliche Voraussetzungen sowie Möglichkeiten der Teilhabe und Selbstbestimmung berücksichtigen. An diesem

Verständnis setzt der vorliegende Sammelband an, indem er Ernährungsungleichheiten nicht isoliert, sondern in ihren vielfältigen Verschränkungen und konkreten Erscheinungsformen untersucht.

3 Die Beiträge des Sammelbandes

Der Sammelband versteht Intersektionalität nicht nur als theoretisches Schlagwort, sondern als konzeptionelles Leitprinzip für das Gesamt-Tableau der Beiträge. Diese fokussieren zwar einzelne Ungleichheitsdimensionen mit einem jeweils spezialisierten Blick auf eine Dimension, gleichwohl stellen sie Verbindungen zu anderen Ungleichheitsdimensionen her. Dies geschieht in unterschiedlicher Tiefe, aber es verdeutlicht, dass Ungleichheiten in der Ernährung nicht nur vielschichtig, sondern auch komplex miteinander verwoben sind. Darüber hinaus markiert auch die Zusammenstellung der Beiträge mit verschiedener Ungleichheitsexpertise genau dies: Wie und was Menschen essen, ist Ausdruck und gleichzeitig Reproduktionsfaktor sozialer Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse, wie eingangs formuliert. Ziel ist, diese Überlagerungen systematisch sichtbar zu machen und Ernährungsungleichheit als Ergebnis komplexer Macht-, Ressourcen- und Bewertungsordnungen zu erfassen (vgl. Bartelmeß 2025).

Der Band ist entsprechend der zentralen Ungleichheitsdimensionen strukturiert. Zunächst werden die klassenspezifischen Ungleichheiten der Ernährung in den Blick genommen. Hier analysieren die Beiträge sozioökonomische und strukturelle Einflussfaktoren auf ungleiches Ernährungsverhalten sowie Prozesse sozialer Distinktion. Der Beitrag von *Juliane Yildiz* und *Simone Weyers* arbeitet auf Grundlage gesundheitswissenschaftlicher und sozialepidemiologischer Befunde den sozialen Gradienten im Ernährungsverhalten heraus und verbindet Konzepte wie sozioökonomischer Status, Ernährungsunsicherheit, Ernährungsarmut und Ernährungskompetenz systematisch mit strukturellen Bedingungen der Ernährungsumgebung. *Laura Einhorn* ergänzt diese Perspektive um eine kultur- und sozialtheoretische Analyse von Fleischkonsum und -verzicht als distinktive Praxis, in der sich Klassenlage, Moral und Lebensstil symbolisch verdichten. *Jörg Dittmann* und *Lena Bloemertz* widmen sich schließlich der Ernährungssituation von Menschen in höchst prekären Lebenswelten: den Menschen ohne Wohnung, die auf der Straße leben und deren adäquate Ernährung objektiv gefährdet ist. Der Beitrag analysiert auf Basis datenbankgestützter Studienauswertungen die Ernährungs(un)sicherheit in dieser Bevölkerungsgruppe und stellt Hilfsangebote für diese Menschen vor.

Ein weiterer Schwerpunkt des Bandes richtet den Blick auf die lokalen und transnationalen Verschränkungen von Migration, Ethnizität, Race und Ernährung. Die Beiträge zeigen, wie Ernährung als Medium von Zugehörigkeit, Abgrenzung und Rassifizierung fungiert und wie sich strukturelle Ungleichheiten in

Ernährungspraktiken, Arbeitsverhältnissen und institutionellen Kontexten materialisieren. Ernährung erscheint dabei als kulturell und affektiv aufgeladener Aushandlungsraum von Zugehörigkeit, Teilhabe und gesellschaftlicher Positionierung. *Judith Ehlert* untersucht anhand einer systematischen Literaturanalyse, wie Migration, Ernährung und Ungleichheit in der Forschung zu Deutschland verknüpft werden. Sie plädiert für eine intersektionale und transnationale Perspektive, die auch migrantische Arbeit, Zugehörigkeit und Ernährungssicherheit berücksichtigt. *Anita von Poser, Edda Willamowski, Dạ My Đào* und *Max Müller* zeigen aus emotionsanthropologischer Perspektive, wie viêtdeutsch Foodways zu einem Feld von Zugehörigkeit, Fürsorge, aber auch rassistischer Abwertung werden. Anhand von Erfahrungen in Bildungsinstitutionen, der Pflegeausbildung und der Altenpflege verdeutlichen sie, wie sich kulinarische Ausgrenzung über den Lebensverlauf fortsetzt und Scham, Ohnmacht, aber auch Formen der Selbstermächtigung hervorbringt.

Darauf folgen Beiträge zur alters- und lebensphasenspezifischen Ungleichheit der Ernährung. Deutlich wird, dass Alterspositionen und damit verbundene gesellschaftliche und körperliche Verfasstheiten in die Ernährung der jeweiligen Lebensphase hineinragen und nutritive Abhängigkeiten und Ermächtigungen wie auch Adultismus darin verhandelt werden. *Friederike Schmidt* und *Cano Amely* zeichnen kindheitstheoretisch inspiriert anhand ethnografischer Beobachtungsdaten aus Kitas nach, wie und von wem eine generationale Differenzordnung bei den Mahlzeiten hergestellt wird, die Kinder in Abgrenzung von Erwachsenen positioniert. *Jane Lia Jürgens* und *Markus Gamper* zeigen auf Basis einer qualitativen Längsschnittstudie, wie sich Ernährungspraktiken im Übergang an die Hochschule verändern und wie stark diese Prozesse von sozialer Herkunft und klassistischen Dynamiken geprägt sind. *Christine Meyer* widmet sich schließlich den ernährungsbezogenen Herausforderungen im Alter unter den Bedingungen sozioökonomischer Ungleichheiten, biografischer Neuorientierung und institutioneller Abhängigkeiten im Fall stationärer Pflege.

Geschlecht, Care und Ernährung bilden einen weiteren thematischen Komplex. Hier werden geschlechtsspezifische Verantwortungszuschreibungen in der Ernährungsversorgung, Männlichkeitskonstruktionen, queere Perspektiven auf Ernährung und trans* Körper sowie strukturelle Barrieren beim Zugang zu Lebensmitteln analysiert. *Jana Rückert-John, Angela Häußler* und *Alva Bonaker* zeigen, dass die alltägliche Ernährungsversorgung weiterhin überwiegend von Frauen getragen wird und als wenig sichtbare Form unbezahlter Care-Arbeit zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten beiträgt. Zugleich arbeiten sie heraus, wie geschlechtlich codierte Ernährungsmuster – etwa die Verbindung von Fleischkonsum und Männlichkeit oder von pflanzenbasierter Ernährung und Weiblichkeit – mit Vorstellungen von Gesundheit, Nachhaltigkeit und sozialer Position verschränkt sind. *Martin Winter* rekonstruiert anhand von Äußerungen rechtspopulistischer Protago-

nisten zur Verteidigung des Fleischkonsums, wie dies mit rechtspopulistischem Anti-Feminismus und Anti-Ökologie symbolisch korrespondiert und Abstiegsängste des kleinen Mannes bedient. *Stefan Wahlen* und *Tobias Diewald* entwickeln das Konzept *Queer Food* und zeigen, wie Ernährung als Analyseinstrument für Prozesse intersektionaler Differenzierung genutzt werden kann – insbesondere im Hinblick auf Trans*Körper, normative Gesundheitsdiskurse und heteronormative Ordnungen. *Christina Lampl* und *Hanna Lichtenberger* analysieren Ernährungsarmut in Österreich als strukturell bedingte Einschränkung materieller Versorgung und sozialer Teilhabe. Sie zeigen, wie steigende Lebensmittelpreise, geringe Einkommen und ungleiche Geschlechterverhältnisse die Handlungsspielräume beim Einkaufen und Essen begrenzen. Insbesondere Frauen tragen häufig die Verantwortung dafür, knappe Ressourcen zu verwalten, die Versorgung der Familie sicherzustellen und eigene Bedürfnisse zurückzustellen. Der Beitrag macht damit deutlich, dass individuelle Bewältigungsstrategien strukturelle Barrieren nicht ausgleichen können und Ernährungsarmut sozial- und geschlechterpolitische Antworten erfordert.

Ergänzend erweitert der Band die intersektionale Ungleichheitsperspektive um räumlich, globale und speziesübergreifende Dimensionen. Die Beiträge verdeutlichen, dass Ernährungsungleichheiten nicht nur in individuellen oder haushaltsbezogenen Praktiken entstehen, sondern ebenso durch räumliche Ordnungen, globale Ressourcenverhältnisse, Infrastrukturen und normative Grenzziehungen zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Lebewesen hervorgebracht und stabilisiert werden. *Linda Hering* zeigt aus einer relationalen Raumperspektive, wie soziale Ungleichheiten entlang der räumlichen Organisation von Produktion, Distribution und Konsum erzeugt und zugleich selektiv sichtbar oder unsichtbar gemacht werden. Ihre Analyse verbindet globale Warenketten, sozialräumliche Einbettungsprozesse und alltägliche Konsumräume und verdeutlicht, wie räumliche Strukturen Zugänge, Teilhabechancen und Machtverhältnisse im Ernährungssystem prägen. *Sisira S. Withanachchi* und *Sören Köpke* analysieren Wasser als elementare Ernährungsressource und diskutieren soziale Ungleichheiten beim Zugang zu sauberem Trinkwasser im Globalen Süden. Daraus entwickeln sie Impulse für eine entwicklungspolitische Perspektive, die Ernährungssicherheit, Ressourcenverteilung und soziale Gerechtigkeit systematisch zusammendenkt. Damit rücken nicht nur individuelle oder haushaltsbezogene Praktiken, sondern auch infrastrukturelle, ökologische und geopolitische Dimensionen von Ernährungsungleichheit in den Fokus. *Corinna Neuthard* beschäftigt sich abschließend mit der Frage der Ermöglichung der Ungleichbehandlung von Spezies im Kontext von menschlicher Ernährung. Sie rekonstruiert, welche Rolle die Invisibilisierung dieser Ungleichbehandlung und der damit einhergehenden Gewalt spielt, die die Normalität dieser Differenz letztlich absichert und fortsetzt.

Die Autor:innen des Sammelbandes sind in einem außerordentlich breiten Spektrum wissenschaftlicher Disziplinen und interdisziplinärer Forschungsfelder

verortet. Sie kommen nicht allein aus den einschlägigen Ernährungsdisziplinen wie den Ernährungswissenschaften, der Ökotrophologie und den Haushalts- und Konsumwissenschaften, sondern ebenso aus der Soziologie und Ernährungssoziologie, der Sozialstrukturanalyse, der Public-Health-Forschung und Medizinsoziologie. Hinzu kommen Perspektiven aus der Sozial- und Kulturanthropologie beziehungsweise Ethnologie, den Erziehungs- und Bildungswissenschaften, der Sozialpädagogik, der Sozialen Arbeit und Sozialplanung sowie der sozialwissenschaftlichen Alters- und Lebensverlaufsforschung. Weitere Beiträge sind in der Geschlechterforschung, den Queer und Trans Studies, der Politikwissenschaft, Sozialpolitik und Armutsforschung, der Humangeografie und Raumsoziologie, der Entwicklungsforschung und Politischen Ökologie sowie den Human-Animal und Vegan Studies angesiedelt. Damit entfaltet der Sammelband ein breites interdisziplinäres Panorama. Ernährung dient dabei als analytischer Zugang, um soziale Ungleichheiten in ihren materiellen, gesundheitlichen, kulturellen, räumlichen, politischen und symbolischen Dimensionen sowie in ihren Verschränkungen sichtbar zu machen.

Literatur

Adams, Carol J. (2002 [1990]): Zum Verzehr bestimmt. Eine feministisch-vegetarische Theorie, aus dem Englischen von Susanna Harringer, Wien/Mülheim an der Ruhr: Guthmann-Peterson.

Alischer, Béatrice (2018): »Das Geschlechterverhältnis in der Care-Debatte. Modernisierung oder Persistenz?«, in: Maik Krüger (Hg.), Fürsorge-Relationen. Theoretische und empirische Sichtweisen auf Care, Soziologiemagazin, Sonderheft 3, S. 17–37. https://doi.org/10.5282/ubm/epub.42287

Arcadu, Martina/Reyes-Espejo, María Isabel/Romoli, Vittoria/Migliorini, Laura (2025): »Food and Eating Practices in Migration Processes: A Scoping Review«, in: Appetite 215, Art. 108248. https://doi.org/10.1016/j.appet.2025.108248

Augustin, Hanna (2014): Stadt, Ernährung und soziale Ungleichheit. Zur Übertragbarkeit des Food-Desert-Konzeptes auf den deutschen Kontext (= artec-paper 197), Bremen: Forschungszentrum Nachhaltigkeit, Universität Bremen.

Barlösius, Eva/Feichtinger, Elfriede/Köhler, Barbara Maria (Hg.) (1995): Ernährung in der Armut. Gesundheitliche, soziale und kulturelle Folgen in der Bundesrepublik Deutschland, Berlin: edition sigma.

Barlösius, Eva (2016 [1999]): Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, 3., durchgesehene Auflage, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Bartelmeß, Tina (2025): »Ernährungsarmut und Ernährungsunsicherheit neu denken. Ein intersektionaler und raumbezogener Zugang«, in: Dr. Rainer Wild-

Stiftung (Hg.), Ernährungsumgebungen. Essen, Ernährung, Praktiken, Heidelberg: Verlag Dr. Rainer Wild-Stiftung, S. 60–71.

Bartelmeß, Tina/Jasiok, Sarah/Kühnel, Elias/Yildiz, Juliane (2022): »A Scoping Review of the Social Dimensions in Food Insecurity and Poverty Assessments«, in: Frontiers in Public Health 10, Art. 994368. https://doi.org/10.3389/fpubh.2022.994368

Bartelmeß, Tina/Schönfeld, Mirco/Pfeffer, Jürgen (2024): »Exploring Food Poverty Experiences in the German Twitter-Sphere«, in: BMC Public Health 24, Art. 1398. https://doi.org/10.1186/s12889-024-18926-8

Behnisch, Michael (2018): Die Organisation des Täglichen. Alltag in der Heimerziehung am Beispiel des Essens, Regensburg: Walhalla.

Berggreen-Clausen, Aravinda/Pha, Sai Hseing/Alvesson, Helle Mölsted/Andersson, Agneta/Daivadanam, Meena (2022): »Food Environment Interactions after Migration: A Scoping Review on Low- and Middle-Income Country Immigrants in High-Income Countries«, in: Public Health Nutrition 25 (1), S. 136–158. https://doi.org/10.1017/S1368980021003943

Bernfeld, Siegfried (1996 [1929]): »Die Ernährungsfrage in Erziehungsanstalten – Zur Psychologie der Revolten«, in: Ulrich Herrmann (Hg.), Sozialpädagogik. Siegfried Bernfeld. Sämtliche Werke, Bd. 11, Weinheim/Basel: Beltz, S. 249–254.

Böhnke, Petra (2015): »Wahrnehmung sozialer Ausgrenzung«, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 65 (10), S. 18–25.

Bonnevera, Isabela (2025): «New Food Cultures« and the Absent Food Citizen: Immigrants in Urban Food Policy Discourse«, in: Agriculture and Human Values 42 (1), S. 333–349. https://doi.org/10.1007/s10460-024-10609-9

Bourdieu, Pierre (1982 [1979]): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, aus dem Französischen von Bernd Schwibs und Achim Russer, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bundesministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Heimat – BMLEH (2025): Deutschland, wie es isst. Der BMLEH-Ernährungsreport 2025, Berlin: BMLEH.

Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies (Hg.) (2011): Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen, Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/transcript.9783839418246

Crenshaw, Kimberlé (1989): »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics«, in: University of Chicago Legal Forum 1989 (1), Art. 8, S. 139–167.

Cudworth, Erika (2014): »Beyond Speciesism: Intersectionality, Critical Sociology and the Human Domination of Other Animals«, in: Nik Taylor/Richard Twine (Hg.), The Rise of Critical Animal Studies. From the Margins to the Centre, Milton Park: Routledge, S. 19–35.

DeMello, Margo (2012): Animals and Society. An Introduction to Human-Animal Studies, New York: Columbia University Press.

Deutsches Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung – DeZIM (2023): Rassismus und seine Symptome. Bericht des Nationalen Diskriminierungs- und Rassismusmonitors, Berlin: DeZIM.

EFSA Panel on Animal Health and Animal Welfare – EFSA AHAW Panel (2023a): »Welfare of Dairy Cows«, in: EFSA Journal 21 (5), Art. 7993. https://doi.org/10.2903/j.efsa.2023.7993

EFSA Panel on Animal Health and Animal Welfare – EFSA AHAW Panel (2023b): »Welfare of Laying Hens on Farm«, in: EFSA Journal 21 (2), Art. 7789. https://doi.org/10.2903/j.efsa.2023.7789

Elias, Norbert (1976 [1939]): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bde., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Eremin, Oxana (2022): »Foodwork. Schlaglichter auf das Themenfeld von Kochen, Essen und Geschlecht«, in: Soziale Passagen 14, S. 271–287. https://doi.org/10.1007/s12592-022-00434-4

Faatz, Ida-Maria/Bartelmeß, Tina (2025): »Beyond Financial Hardship: Exploring Experiences of Food Poverty in Rural Older Adults in Germany«, in: Journal of Hunger & Environmental Nutrition, Online First, S. 1–20. https://doi.org/10.1080/19320248.2025.2598000

Fekete, Christine/Weyers, Simone (2016): »Soziale Ungleichheit im Ernährungsverhalten. Befundlage, Ursachen und Interventionen«, in: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 59 (2), S. 197–205. https://doi.org/10.1007/s00103-015-2279-2

Gamper, Markus/Kupfer, Annett (2023): Klassismus, Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.36198/9783838559278

Geffert, Karin/Klinger, Carmen/von Philipsborn, Peter (2021): »Ernährungspolitik und soziale Ungleichheit hängen zusammen – Handlungsfelder für die Politik«, in: Soziale Sicherheit 70 (12), S. 434–439.

Gewalt, Sandra Claudia/Berger, Stefanie/Szecsenyi, Joachim/Bozorgmehr, Kayvan (2019): »If You Can, Change This System« – Pregnant Asylum Seekers' Perceptions on Social Determinants and Material Circumstances Affecting Their Health Whilst Living in State-Provided Accommodation in Germany: A Prospective, Qualitative Case Study«, in: BMC Public Health 19, Art. 287. https://doi.org/10.1186/s12889-019-6481-2

Groh-Samberg, Olaf/Hertel, Florian R. (2015): »Ende der Aufstiegsgesellschaft?«, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 65 (10), S. 25–32.

Häußler, Angela/Meier-Gräwe, Uta (2012): »Arbeitsteilungsmuster bei der Ernährungsversorgung von Familien – Persistenz oder Wandel?«, in: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 4 (2), S. 9–27.

Heldke, Lisa (2003): Exotic Appetites. Ruminations of a Food Adventurer, New York/London: Routledge.

Hildebrandt, Swetlana (2011): »Vergeschlechtlichte Tiere – Eine queer-theoretische Betrachtung der gesellschaftlichen Mensch-Tier-Verhältnisse«, in: Chimaira – Arbeitskreis für Human-Animal Studies (Hg.), Human-Animal Studies. Über die gesellschaftliche Natur von Mensch-Tier-Verhältnissen, Bielefeld: transcript, S. 215–242. https://doi.org/10.14361/transcript.9783839418246.215

Kajikhina, Katja/Koschollek, Carmen/Sarma, Navina/Bug, Marleen/Wengler, Annelene/Bozorgmehr, Kayvan/Razum, Oliver/Borde, Theda/Schenk, Liane/Zimmermann, Ruth/Hövener, Claudia (2023): »Recommendations for Collecting and Analysing Migration-Related Determinants in Public Health Research«, in: Journal of Health Monitoring 8 (1), S. 52–72. https://doi.org/10.25646/11144

Kaufmann, Jean-Claude (2006): Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen, aus dem Französischen von Anke Beck, Konstanz: UVK.

Kessl, Fabian/Oechler, Melanie/Schröder, Tina (2015): »Die ›neue Mitleidsökonomie‹ – Zur kategorialen Bestimmung neuer Formen der Armutslinderung«, in: Thomas Wagner/Ellen Bareis (Hg.), Politik mit der Armut. Europäische Sozialpolitik und Wohlfahrtsproduktion ›von unten‹, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 178–197.

Kompatscher, Gabriela/Spannring, Reingard/Schachinger, Karin (2017): Human-Animal Studies. Eine Einführung für Studierende und Lehrende, Münster/New York: Waxmann.

Lundström, Markus (2019): »The Political Economy of Meat«, in: Journal of Agricultural and Environmental Ethics 32, S. 95–104. https://doi.org/10.1007/s10806-019-09760-9

Maihofer, Andrea (2002): »Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze«, in: Erwägen Wissen Ethik 13 (1), S. 13–26.

Mauss, Marcel (1968 [1923/1924]): Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften, aus dem Französischen von Eva Moldenhauer, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Max Rubner-Institut (MRI) (Hg.) (2008): Nationale Verzehrsstudie II. Ergebnisbericht, Teil 2. Die bundesweite Befragung zur Ernährung von Jugendlichen und Erwachsenen, Karlsruhe: Max Rubner-Institut.

Mensink, Gert/Burger, Martina/Beitz, Roma/Henschel, Yvonne/Hintzpeter, Birte (2002): Was essen wir heute? Ernährungsverhalten in Deutschland (= Beiträge zur Gesundheitsberichterstattung des Bundes), Berlin: Robert Koch-Institut. https://doi.org/10.25646/3126

Meyer, Christine (2018): Essen und Soziale Arbeit. Eine Einführung, Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-20291-0

Meyer, Christine (2021): Hunger und Soziale Arbeit. Eine Einführung, Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-32570-1

Moradi, Sajjad/Arghavani, Hana/Issah, Amos/Mohammadi, Hamed/Mirzaei, Khadijeh (2018): »Food Insecurity and Anaemia Risk: A Systematic Review and Meta-Analysis«, in: Public Health Nutrition 21 (16), S. 3067–3079. https://doi.org/10.1017/S1368980018001775

Paulitz, Tanja/Winter, Martin (2018): »Ernährung und vergeschlechtlichte Körper. Eine theoretische Skizze zur Koproduktion von Geschlecht, Embodying und biofaktischen Nahrungsmitteln«, in: Open Gender Journal 2, S. 1–20. https://doi.org/10.17169/ogj.2018.16

Pfeiffer, Sabine (2014): Die verdrängte Realität. Ernährungsarmut in Deutschland. Hunger in der Überflussgesellschaft, Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-04665-1

Piperata, Barbara A./Schmeer, Kammi K./Hadley, Craig/Ritchie-Ewing, Genevieve (2013): »Dietary Inequalities of Mother-Child Pairs in the Rural Amazon: Evidence of Maternal-Child Buffering?«, in: Social Science & Medicine 96, S. 183–191. https://doi.org/10.1016/j.socscimed.2013.07.024

Reckwitz, Andreas (2019): Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne, Berlin: Suhrkamp.

Reidinger, Veronika (2019): »Essen und Soziale Arbeit. Ein Streifzug durch theoretische Ansätze, praktische Beispiele und ideologiekritische Überlegungen«, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 30 (2), S. 150–165. https://doi.org/10.25365/oezg-2019-30-2-7

Richter, Almut/Heidemann, Christin/Schulze, Matthias B./Roosen, Jutta/Thiele, Silke/Mensink, Gert B. M. (2012): »Dietary Patterns of Adolescents in Germany – Associations with Nutrient Intake and Other Health-Related Lifestyle Characteristics«, in: BMC Pediatrics 12, Art. 35. https://doi.org/10.1186/1471-2431-12-35

Rose, Lotte (2015): »Doing Gender with Food. Geschlechterverhältnisse im Alltag der Ernährung«, in: Hannelore Faulstich-Wieland (Hg.), Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online. Geschlechterforschung, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 1–28. https://doi.org/10.3262/EEO17150353

Rose, Lotte (2022): »Pädagogisierungen der Kinderernährung zwischen Nahrungs- und Verhaltensnormierungen. Forschungsstand und kritische Anfragen«, in: Soziale Passagen 14, S. 253–269. https://doi.org/10.1007/s12592-022-00435-3

Rose, Lotte/Seehaus, Rhea (Hg.) (2019): Was passiert beim Schulessen? Ethnografische Einblicke in den profanen Verpflegungsalltag von Bildungsinstitutionen, Wiesbaden: Springer VS.

Rose, Lotte/Schmidt, Friederike/Schulz, Marc (2021): »Kinder und ihr Essen. Erziehungswissenschaftliche Perspektiven zur Pädagogizität des Essens«, in: Schulz/Schmidt/Rose, Pädagogisierungen des Essens, S. 244–282.

Rose, Lotte/Sturzenhecker, Benedikt (2010): »›Erst kommt das Fressen …‹ Essen und Kochen als Professionalisierungsthemen Sozialer Arbeit«, in: Sozial Extra 34, S. 34–37. https://doi.org/10.1007/s12054-010-0039-y

Satia-Abouta, Jessie/Patterson, Ruth E./Neuhouser, Marian L./Elder, John (2002): »Dietary Acculturation: Applications to Nutrition Research and Dietetics«, in: Journal of the American Dietetic Association 102 (8), S. 1105–1118. https://doi.org/10.1016/S0002-8223(02)90247-6

Sauter, Alexandra/Kikhia, Salma/von Sommoggy, Julia/Loss, Julika (2021): »Factors Influencing the Nutritional Behavior of Syrian Migrants in Germany – Results of a Qualitative Study«, in: BMC Public Health 21, Art. 1334. https://doi.org/10.1186/s12889-021-11268-9

Schmidt, Friederike (2018): »Fast Food Restaurants«, in: Daniel Burghardt/Jörg Zirfas (Hg.), Pädagogische Heterotopien. Von A bis Z, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 82–93.

Schmidt, Friederike (2020a): »In Sorge ums Kind. Transformationen der Sorge am Beispiel von Ernährungspräventionen«, in: Cornelie Dietrich et al. (Hg.), Anthropologien der Sorge im Pädagogischen, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 202–212.

Schmidt, Friederike (2020b): »Verhindern und Normieren. Über präventive Bemühungen der Optimierung der Ernährung von Kindern«, in: Zeitschrift für Pädagogik 66 (1), S. 48–55. https://doi.org/10.25656/01:25782

Schmidt, Friederike (2022): »Präventionen und Ungewissheiten des Aufwachsens von Kindern. Biografisch frühe Versuche der Normalisierung von Lebensführung am Beispiel der Ernährungsprävention«, in: Sozial Extra 46 (1), S. 47–52.

Schmidt, Friederike (2024): »Riskante Verantwortung. Mütterliche Sorge als medizinischer Lerngegenstand in Präventionsmaßnahmen der Kindheit«, in: Cornelie Dietrich/Niels Uhlendorf/Jeannette Windheuser (Hg.), Sorge – Bildung – Erziehung, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 107–122.

Schulz, Marc/Schmidt, Friederike/Rose, Lotte (Hg.) (2021): Pädagogisierungen des Essens. Kinderernährung in Institutionen der Bildung und Erziehung, Familien und Medien, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Selke, Stefan (Hg.) (2011): Tafeln in Deutschland. Aspekte einer sozialen Bewegung zwischen Nahrungsmittelumverteilung und Armutsintervention, 2., durchgesehene Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92808-1

Setzwein, Monika (2004): Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80997-1

Simmet, Anja/Schleicher, Romy/Teut, Michael/Ehret, Janine/Hummel, Gerrit/Bschaden, Andreas/Heinrich-Rohr, Michaela/Ströbele-Benschop, Nanette (2024): »Die Ernährungs- und Gesundheitssituation armutsgefährdeter Fami-

lien mit minderjährigen Kindern – Ergebnisse der Studie MEGA_kids«, in: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hg.), 15. DGE-Ernährungsbericht, Bonn: Deutsche Gesellschaft für Ernährung, S. 116–188. https://doi.org/10.4126/FRL01-006488448

Slocum, Rachel (2011): »Race in the Study of Food«, in: Progress in Human Geography 35 (3), S. 303–327. https://doi.org/10.1177/0309132510378335

Spannagel, Dorothee/Zucco, Aline (2022): »WSI-Verteilungsbericht 2022. Armut grenzt aus«, in: WSI-Mitteilungen 75 (6), S. 465–473. https://doi.org/10.5771/0342-300X-2022-6-465

Statistisches Bundesamt (2026a): Armutsgefährdung sowie materielle und soziale Entbehrung bei älteren Menschen. Ergebnisse der EU-SILC 2025, Wiesbaden: Statistisches Bundesamt, Stand: 18.05.2026.

Statistisches Bundesamt (2026b): Zeitverwendungserhebung 2022. Ergebnisse zur Zeitverwendung in Deutschland, Wiesbaden: Statistisches Bundesamt.

Tadele, Betelehem/Bartelmeß, Tina (2026): »Dietary Acculturation and Health Implications among Ethiopian Immigrants in Washington, DC«, in: Social Sciences & Humanities Open 14, Art. 103227. https://doi.org/10.1016/j.ssaho.2026.103227

Täubig, Vicki (Hg.) (2016a): Essen im Erziehungs- und Bildungsalltag, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Täubig, Vicki (2016b): »Essen im Erziehungs- und Bildungsalltag erforschen«, in: Täubig, Essen im Erziehungs- und Bildungsalltag, S. 212–232. https://doi.org/10.25656/01:31724

Volkert, Dorothee/Weber, Jasmin/Kiesswetter, Eva/Sulz, Isabella/Hiesmayr, Michael (2020): »Ernährungssituation in Krankenhäusern und Pflegeheimen – Auswertung der nutritionDay-Daten für Deutschland«, in: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hg.), 14. DGE-Ernährungsbericht, Bonn: Deutsche Gesellschaft für Ernährung, S. 199–258.

Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten, Bielefeld: transcript.

Winter, Martin (2022): »Von der Fleisch- zur Proteinabteilung. Männlichkeitskonstruktionen, Fleisch und vegane Fleischalternativen«, in: GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 14 (3), S. 27–42. https://doi.org/10.3224/gender.v14i3.03

Winter, Martin (2023): Ernährungskulturen und Geschlecht. Fleisch, Veganismus und die Konstruktion von Männlichkeiten, Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839462461

Wissenschaftlicher Beirat für Agrarpolitik, Ernährung und gesundheitlichen Verbraucherschutz beim Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft – WBAE (2020): Politik für eine nachhaltigere Ernährung. Eine integrierte Ernährungspolitik entwickeln und faire Ernährungsumgebungen gestalten. Gut-

achten, Berlin: Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft. Soziale Klasse und Ernährungspraktiken.

Soziale Klasse und Ernährungspraktiken

Sozioökonomische und strukturelle Determinanten auf ungleiches Ernährungsverhalten

Juliane Yildiz und Simone Weyers

1 Einleitung

Gesundheit ist in Deutschland ungleich verteilt. Diese Ungleichheit zeigt sich darin, dass sozial benachteiligte Menschen ein erhöhtes Risiko für Krankheiten, Beschwerden und Funktionseinschränkungen haben als besser gestellte Vergleichsgruppen (Lampert et al. 2018). Besonders deutlich zeigen sich die Ungleichheiten als Unterschiede in der Lebenserwartung zwischen einkommensstarken und einkommensschwachen Bevölkerungsgruppen, die bis zu 4,4 Jahren bei Frauen und bis zu 8,6 Jahren bei Männern betragen können (Lampert et al. 2019).

Gesundheitliche Ungleichheiten folgen einem sozialen Gradienten. Das bedeutet, dass sich die beobachtbaren Unterschiede nicht nur zwischen Extremgruppen zeigen. Vielmehr handelt es sich um graduelle Abstufungen – also auch um Unterschiede zwischen niedrigen und mittleren sowie mittleren und hohen sozioökonomischen Gruppen. Dabei sind gesundheitliche Risiken in der Regel am höchsten in denjenigen Gruppen, die am stärksten sozial benachteiligt sind.

Die Ursachen gesundheitlicher Ungleichheiten sind komplex und die Wissenschaft hat in den vergangenen Jahrzehnten verschiedene Modelle hervorgebracht, um diese Ursachen zu systematisieren. Die wesentlichen Pfade wurden bereits vor 45 Jahren im Black Report (Townsend/Davidson 1982) aufgezeigt. Dieser Bericht war von der britischen Labour-Regierung in Auftrag gegeben worden, um zu untersuchen, warum trotz Wohlfahrtsstaat weiterhin starke soziale Ungleichheiten in der Gesundheit bestanden. Er identifizierte zentrale Erklärungspfade, welche – ausgehend von Bildung, beruflicher Stellung und Einkommen – die Gesundheit beeinflussen:

- Materielle Faktoren: Ungleiche Lebens- und Arbeitsbedingungen (Wohnverhältnisse, Einkommen, Umweltbelastungen) führen zu unterschiedlichen Gesundheitsrisiken.

- Psychosoziale Faktoren: Stress, Kontrollverlust und soziale Unsicherheit wirken gesundheitsschädigend, insbesondere in niedrigen sozialen Schichten.
- Gesundheitsverhalten: Soziale Unterschiede im Rauch-, Bewegungs- und Ernährungsverhalten tragen zu gesundheitlichen Ungleichheiten bei.

Zusätzlich wird eine soziale Selektion beobachtet, indem Gesundheit nicht nur eine Folge des sozialen Status ist, sondern auch die soziale Position beeinflussen kann, etwa wenn Krankheit zu sozialem Abstieg führt (Selektionshypothese, ebd.).

Die genannten Pfade wirken nicht isoliert, sondern stehen in einem komplexen Wechselspiel: Materielle Faktoren wie das Einkommen bestimmen maßgeblich die Voraussetzungen für einen gesundheitsförderlichen Lebensstil, indem sie Handlungsspielräume zur Bewältigung belastender Situationen eröffnen. Darüber hinaus ist das Einkommen bedeutsam für soziale Integration und soziokulturelle Teilhabe, die wiederum das psychosoziale Wohlbefinden beeinflussen können. Die aus einer sozial benachteiligten Lebenslage resultierenden psychosozialen Belastungen erschweren häufig eine gesundheitsförderliche Lebensführung wie eine gesunde Ernährung bzw. können das Festhalten an gesundheitsschädigenden Verhaltensweisen wie Tabak- und Alkoholkonsum begünstigen.

2 Ungleichheiten im Ernährungsverhalten

Um den sozialen Status einer Person in der Gesellschaft zu bestimmen, wird in der Gesundheitsforschung und gesundheitlichen Berichterstattung vorrangig das Konzept des Sozioökonomischen Status verwendet. Der Sozioökonomische Status (kurz SES, von engl. socioeconomic status) ist ein mehrdimensionaler Index, der verschiedene Indikatoren sozialer Differenzierung zusammenfasst. Zu diesen Indikatoren zählen Bildung, Beruf und Einkommen. Empirische Ergebnisse belegen, dass ein Zusammenhang zwischen dem SES und dem Ernährungsverhalten besteht. Diese Unterschiede zeigen sich nicht nur im Erwachsenenalter, sondern sie etablieren sich bereits im Kindes- und Jugendalter. So weisen nach den Ergebnissen der KiGGS-Studie[1] (Mensink et al. 2020) Mädchen und Jungen aus Familien mit niedrigem SES ein ungünstigeres Ernährungsverhalten auf (Kuntz et al. 2018). Dabei zeigt sich der oben beschriebene soziale Gradient zwischen den einzelnen SES-Gruppen im Konsum bestimmter Lebensmittel: Der Verzehr von frischem Obst nimmt mit steigendem SES zu, während der Konsum von Fastfood und zuckerhaltigen Erfrischungsgetränken mit niedrigerem SES zunimmt (Kuntz et al. 2018; Mensink et al. 2018;

1 Studie zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland, seit 2003 vom Robert Koch-Institut durchgeführt.

Moosburger et al. 2020). So beträgt der Anteil derer, die täglich frisches Obst verzehren, bei Kindern und Jugendlichen mit niedrigem SES 47,2 %, bei Kindern mit mittlerem SES 55,7 % und bei Kindern mit hohem SES 65,4 %. Beim Verzehr zuckerhaltiger Erfrischungsgetränke sind die Unterschiede noch deutlicher ausgeprägt: Der Anteil der Kinder und Jugendlichen, die diese täglich zu sich nehmen, beträgt bei denjenigen mit niedrigem SES 30,5 %, bei denjenigen mit mittlerem SES 20,2 % und bei denjenigen mit hohem SES 7,1 %. Eine Ausnahme von diesem inversen sozialen Gradienten (je höher der SES, desto geringere Gesundheitsrisiken) bilden die Ergebnisse zum Alkoholkonsum von Jugendlichen (11–17 Jahre): Hier beträgt der Anteil derer, die schon einmal Alkohol getrunken haben, 44,9 % bei Jugendlichen mit niedrigem SES, 53,2 % bei Jugendlichen mit mittlerem und 51,1 % bei Jugendlichen mit hohem SES (Kuntz et al. 2018).

Bei den Erwachsenen lassen sich die graduellen Unterschiede anhand der Ergebnisse der Nationalen Verzehrstudie II (NVS II)[2] aufzeigen: Mit steigender Schichtzugehörigkeit verzehren sie jeweils höhere Mengen der ernährungsphysiologisch günstigeren Lebensmittelgruppen Obst, Gemüse, Fisch und Wasser sowie umgekehrt mit niedrigerer Schichtzugehörigkeit höhere Mengen ernährungsphysiologisch ungünstiger Lebensmittel wie Fleisch und Wurstwaren oder Limonade. Bei den alkoholischen Getränken unterscheiden sich die Ergebnisse nach Geschlecht und Getränkeart. Während die verzehrten Mengen von Bier und Spirituosen bei Männern mit niedrigerer Schichtzugehörigkeit steigen, verhält sich die Konsummenge von Wein/Sekt bei Männern und Frauen umgekehrt: Sie nimmt mit steigender Schichtzugehörigkeit zu (MRI 2008). Die jüngeren Ergebnisse des Nationalen Ernährungsmonitorings (nemo)[3] weisen in eine ähnliche Richtung. Demnach verzehren Menschen mit niedrigem SES häufiger täglich Fleisch und Wurstwaren sowie Limonade und Eistee. Obst, Gemüse und Milchprodukte hingegen werden von Personen mit hohem SES häufiger täglich verzehrt. Personen mit hohem SES verzehren außerdem häufiger Bio-Lebensmittel als jene mit niedrigem SES (MRI 2025).

Auch wenn sich beim Verzehr einzelner Lebensmittel ein konsistenter Zusammenhang mit dem SES zeigt, bleibt an dieser Stelle anzumerken, dass das Ernährungsverhalten bei einem Großteil der erwachsenen Bevölkerung gemessen am mittleren Lebensmittelverzehr im Vergleich zu den offiziellen Empfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Ernährung (DGE) nicht optimal ist. Beispielsweise

2 Repräsentative Studie zum Ernährungsverhalten von Erwachsenen in Deutschland aus dem Jahr 2008, durchgeführt vom Max-Rubner-Institut.

3 Repräsentative Studie zum Ernährungsverhalten der deutschen Bevölkerung; löst das bisherige Monitoring (NVS I und II) ab; durchgeführt vom Max-Rubner-Institut im Auftrag des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL).

unterschreiten 87,4 % der NVS II-Teilnehmenden die Empfehlung für den Gemüseverzehr (MRI 2008). Auch bei Kindern und Jugendlichen weisen Auswahl und Menge der verzehrten Lebensmittel im Gesamten Optimierungsbedarf auf (Mensink et al. 2020).

Durch die einheitliche Verwendung des SES als Konzept zur Darstellung sozialer Unterschiede im Rahmen repräsentativer Erhebungen können bestehende Ernährungsungleichheiten – auch in ihrer zeitlichen Entwicklung – verdeutlicht werden. Der SES ist zudem ein nachvollziehbares Konstrukt, das sich für den Transfer in Öffentlichkeit und Politik eignet. Allerdings liefert der SES keine Erklärungszusammenhänge. Dazu wären Analysen auf Basis einzelner Indikatoren wie Bildung, Beruf oder insbesondere Einkommen aufschlussreicher, da sie die Bedeutung z.B. materieller Lebensbedingungen differenzierter erfassen (Lampert et al. 2018).

3 Einkommensarmut

Dem Einkommen kommt bei der Erklärung gesundheitlicher und ernährungsbezogener Ungleichheit eine doppelte Bedeutung zu: Es stellt erstens einen zentralen Indikator dar, da es die materielle Grundlage eines gesunden Lebensstils bestimmt, und ist zweitens wesentlich für soziokulturelle Teilhabe und psychosoziales Wohlbefinden, da es Ressourcen und Handlungsspielräume zur Bewältigung belastender Lebenssituationen eröffnet.

Einkommensarmut und ihre Folgen sind auch ein Problem in wohlhabenden Ländern. In Deutschland waren im Jahr 2024 rund 13,1 Millionen Menschen armutsgefährdet[4], was 15,5 % der Bevölkerung entspricht (Statistisches Bundesamt 2025a). Etwa 5 Millionen Menschen (6,0 % der Bevölkerung) waren zudem von erheblicher materieller und sozialer Entbehrung betroffen. Diese Personen konnten aufgrund fehlender finanzieller Mittel beispielsweise keine unerwarteten Ausgaben bestreiten (32,2 %), sich keine einwöchige Urlaubsreise im Jahr leisten (20,8 %), verschlissene Möbel nicht ersetzen (15,1 %), nicht jeden zweiten Tag eine Mahlzeit mit Fleisch, Fisch oder einer gleichwertigen Proteinquelle essen (11,2 %) oder sich einmal im Monat im Freundeskreis oder mit Verwandten treffen, um gemeinsam etwas zu essen oder zu trinken (9,5 %) (Statistisches Bundesamt 2025b).

Transferleistungen sollen Menschen in ökonomisch schwierigen Lebenslagen helfen, ihren Grundbedarf zu decken. Im Frühjahr 2025 erhielten ca. 5,3 Millionen Menschen Regelleistungen nach SGB II (Bürgergeld), darunter ca. 1,4 Millionen

4 Als armutsgefährdet gilt, wer über weniger als 60 % des durchschnittlichen Nettoeinkommens der Bevölkerung verfügt. Diese sogenannte Armutsgefährdungsschwelle lag 2024 für Alleinlebende bei ca. 1.380 Euro im Monat.

Nichterwerbsfähige, v.a. Kinder (Bundesagentur für Arbeit 2025). In einer bemerkenswerten Auswertung zeigten Kersting und Clausen im Jahr 2007, dass eine gesunde Ernährung für Kinder und Jugendliche (hier abgebildet durch die Optimierte Mischkost (OMK)) mit Regelleistungen des Arbeitslosengeldes II (Vorgänger des Bürgergeldes) im Prinzip nicht zu realisieren ist. Für vierjährige Kinder betrug die Differenz zwischen Regelleistung für Nahrung und der OMK täglich 0,57 Euro und die Differenz stieg mit dem Alter des Kindes an, z.B. auf 2,64 Euro bei 15- bis 18-Jährigen (Kersting/Clausen 2007). Knapp 20 Jahre später zeigen vergleichbare Analysen der Autorengruppe, dass die OMK bei Kindern und Jugendlichen mit dem für Ernährung vorgesehenen Regelsatz des Bürgergeldes in einkommensschwachen Haushalten möglich ist, wenn auch knapp. Dabei wurden wiederum die niedrigsten Preise herangezogen. Allerdings beinhaltet die OMK die eigene Zubereitung von Speisen und Wasser als Regelgetränk und dies spiegelt, so die Autorinnen, nicht die Lebenswirklichkeit vieler Familien wider (Belgardt et al. 2025).

Studien zur Einkommensarmut verdeutlichen die Auswirkungen auf die Ernährungsversorgung und legen nahe, dass es in ökonomisch deprivierten Situationen zu Ungleichheiten im Ernährungsverhalten entlang verschiedener Bereiche kommen kann.

4 Ernährungsunsicherheit und Ernährungsarmut

Neben der allgemeinen Einkommensarmut eignen sich zur Darstellung von Ernährungsungleichheiten zwei Konzepte, die das Einkommen als zentralen Faktor berücksichtigen: *Ernährungsunsicherheit* und *Ernährungsarmut*. Auch wenn beide Konzepte darauf abzielen, die Auswirkungen eines geringen Einkommens zu erfassen, gibt es Unterschiede in der Operationalisierung und Anwendung. Während mittels Ernährungsunsicherheit u.a. die Ausprägung der Ungleichheit international vergleichbar erfasst werden kann, bezieht das Konzept Ernährungsarmut stärker die jeweiligen soziokulturellen Gegebenheiten mit ein und eignet sich daher eher für die Beschreibung von Ungleichheiten im Ernährungsverhalten in wohlhabenden Ländern (Bartelmeß et al. 2022).

4.1 Ernährungsunsicherheit

Die Erfassung von Ernährungsunsicherheit erfolgt mittels definierter Skalen (z.B. Food Insecurity Experience Scale, kurz FIES; FAO (2025)) und kann auf Individuums- oder Haushaltsebene angewendet werden. Mittels acht verschiedener Fragen werden retrospektiv mögliche Einschränkungen im Bereich der Nahrungsversorgung in einem Zeitraum von 30 Tagen erhoben. Die Fragen reichen von »sich Sorgen machen, dass das Essen ausgeht« bis hin zum »Hungern« und umfassen da-

mit verschiedene Dimensionen der Ernährungsunsicherheit: psychische und physische Auswirkungen sowie qualitative und quantitative Aspekte der Lebensmittelauswahl. Der Schweregrad der Ernährungsunsicherheit wird über die Summe der affirmativen Antworten bestimmt. Obwohl für Deutschland keine eigens erhobenen repräsentativen Daten zur Ernährungsunsicherheit vorliegen, sind nach Schätzungen der FAO (FAO et al. 2025) in den Jahren 2022 bis 2024 3,4 Prozent der Deutschen von moderater oder schwerer Ernährungsunsicherheit betroffen.

Im Rahmen der Studie MEGA_kids[5] (Simmet et al. 2024) wurde die Ernährungs- und Gesundheitssituation von Personen in armutsgefährdeten Haushalten mit Kindern untersucht. Hierzu wurden u.a. die verschiedenen Domänen von Ernährungsunsicherheit mittels FIES quantitativ erfasst. Um auch soziale Dimensionen der Ernährungsunsicherheit abbilden zu können, wurden zusätzlich zum FIES vier Items der Four Domain Food Insecurity Scale (4D-FIS, Johnson et al., 2020)[6] erfragt. Die Ergebnisse zeigen, dass 22,4 Prozent der befragten Haushalte (n = 401) aufgrund ökonomischer Deprivation in den letzten 30 Tagen vor der Befragung von moderater oder schwerer Ernährungsunsicherheit betroffen waren. Am häufigsten gaben die Befragten an, dass sie nur zwischen wenigen verschiedenen Lebensmitteln wählen konnten (51,1 Prozent), sich Sorgen machten, dass ihnen das Essen ausgeht (36,2 Prozent) oder sie sich nicht gesund und abwechslungsreich ernähren konnten (35,9 Prozent). Einschränkungen in der Quantität der Versorgung (z.B. weniger zu essen als normal oder eine Mahlzeit auszulassen) lagen zwischen 14,2 Prozent und 26,7 Prozent. Körperlich erfahrene Formen waren weniger verbreitet: 11,5 Prozent gaben an, Hunger gehabt, aber nicht gegessen zu haben und 6,7 Prozent haben einen ganzen Tag lang nichts gegessen (Simmet et al. 2024). Im Vergleich zu den Ergebnissen, die mittels FIES erhoben wurden, verweisen die Ergebnisse zur sozialen Dimension (ermittelt via 4D-FIS) auf eine noch stärkere Verbreitung von Ernährungsunsicherheit. Anhand der vier abgefragten Aspekte gelten 68,9 Prozent der befragten haushaltsführenden Elternteile als mild oder stark sozial ernährungsunsicher. Am häufigsten gaben sie an, in den letzten 30 Tagen das Gefühl zu haben, wenig Einfluss auf ihre Ernährungssituation zu haben (51,6 Prozent) und es unfair zu finden, dass manche Menschen sich alle Lebensmittel leisten können und sie selbst sich nicht die Lebensmittel leisten können, die sie

5 Die MEGA_kids-Studie (Multidisziplinäre Erhebung der Ernährungs- und Gesundheitssituation von Personen in armutsgefährdeten Haushalten mit Kindern) ist eine vom Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL, jetzt BMLEH) geförderte Studie, deren Ergebnisse im 15. DGE-Ernährungsbericht 2024 veröffentlicht wurden.

6 Der 4D-FIS ist eine Subskala zur Erfassung der sozialen Domäne von Ernährungsunsicherheit, die aus vier Items besteht (u.a. zum Einfluss auf die eigene Ernährungssituation, dem Empfinden von Ungerechtigkeit, Scham oder Anderssein), denen Befragte auf einer vierstufigen Antwortskala zustimmen bzw. nicht zustimmen können.

brauchen. Auch Scham wurde von mehr als einem Drittel angegeben (Simmet at al. 2024).

4.2 Ernährungsarmut

Das Konzept Ernährungsarmut umfasst ebenfalls verschiedene Deprivationsdimensionen. Nach der Definition von Feichtinger (Feichtinger 1996) zählen dazu im materiellen Bereich ökonomische, physische (gemeint ist hier der fehlende räumliche Zugang), physiologische und hygienische Aspekte. Mit sozialer Ernährungsarmut wird darüber hinaus eine Ernährung beschrieben, »die es nicht erlaubt, in einer gesellschaftlich akzeptierten Weise soziale Beziehungen aufzubauen, Rollen und Funktionen zu übernehmen oder Sitten und Gebräuche einzuhalten, die jeweils im sozialen und kulturellen Umgang mit Essen in einer Gesellschaft zum Ausdruck kommen« (ebd.: 8). Hierzu zählen neben der sozialen und kulturellen Dimension auch psychische und zeitliche Aspekte. Repräsentative Ergebnisse zu Ernährungsarmut in Deutschland liefert erstmals die Erhebung *nemo*. Im Rahmen der Befragung wurden Aspekte materieller und sozialer Ernährungsarmut, wahrgenommene finanzielle Belastungen sowie Einschränkungen beim Lebensmitteleinkauf erfasst (MRI 2025). Demnach wird die Belastung durch gestiegene Preise im Durchschnitt als moderat bis eher hoch wahrgenommen, wobei sich im Durchschnitt u.a. Armutsgefährdete und Personen mit niedrigem SES stärker belastet fühlen. Danach gefragt, in welchen Konsumbereichen die Befragten bei Bedarf am ehesten sparen, gaben die meisten (56,8 Prozent) an, sich im Bereich der Außer-Haus-Verpflegung (z.B. Restaurants, Cafés, Imbiss, Kantinen, Hotels) einzuschränken. 27,2 Prozent der Befragten müssen sich aus finanziellen Gründen bereits beim Lebensmitteleinkauf einschränken. Bei Teilnehmenden mit Armutsgefährdung sind dies 59,0 Prozent und auch Personen mit einem niedrigen SES müssen sich mit 49,9 Prozent überdurchschnittlich häufig einschränken (MRI 2025). Die darauf genannten häufigsten Einschränkungen lassen aber keine Rückschlüsse auf Abstriche in der ernährungsphysiologischen Qualität zu. Hierzu kann die Frage nach den Lebensmitteln, die im Falle finanzieller Einschränkungen weniger gekauft werden würden, Hinweise liefern: Am häufigsten werden Fisch, Fischprodukte und Meeresfrüchte genannt, danach Süßigkeiten, alkoholische Getränke, Fleisch- und Wurstwaren, gesüßte Getränke, Backwaren und Fertigprodukte. Mit Ausnahme der Lebensmittelgruppe *Fisch* wären diese Veränderungen aus ernährungsphysiologischer Sicht als sinnvoll zu bewerten. Allerdings geben auch einige Befragte an, weniger Obst, Butter oder Gemüse und Salat einzukaufen. Alle anderen Kategorien (u.a. Kaffee/Tee, Brot und Brötchen, Milch und Milchprodukte) werden seltener genannt (<15 Prozent) (MRI 2025).

Die Ergebnisse von nemo zu materiellen Aspekten der Ernährungsarmut zeigen, dass 14,6 Prozent es sich aus finanziellen Gründen nicht leisten können, jeden

zweiten Tag eine vollwertige Mahlzeit mit entsprechender Proteinzufuhr (Fleisch, Fisch oder vegetarisch) zu essen; unter den armutsgefährdeten Befragten liegt der Anteil wesentlich höher (36,1 Prozent). Die Ergebnisse zeigen zudem, dass rund jede:r Dritte der Befragten, die sich beim Lebensmitteleinkauf aus finanziellen Gründen einschränken mussten, schon einmal eine Mahlzeit ausgelassen hat. Bei 22,1 Prozent kam dies (fast) jeden Monat vor, bei 57,8 Prozent nicht jeden Monat, aber ein paar Mal und bei 20,1 Prozent ein- bis zweimal in den letzten 12 Monaten. Rund die Hälfte (47,1 Prozent) gab an, in den letzten 12 Monaten aus Geldmangel weniger gegessen zu haben, davon 20,5 Prozent (fast) jeden Monat, 55,4 Prozent einige Male, aber nicht jeden Monat, und 24,0 Prozent ein- bis zweimal in den letzten 12 Monaten (MRI 2025).

Zudem wurden im Rahmen von nemo weitere Aspekte erfragt, um Zusammenhänge zwischen Ernährung und gesellschaftlicher Teilhabe zu erfassen. Es zeigt sich, dass es für 41,0 Prozent der Befragten nicht möglich ist, sich wenigstens einmal im Monat mit Freunden oder Verwandten zu treffen, um gemeinsam etwas zu trinken oder zu essen; davon bei 11,6 Prozent aus finanziellen Gründen. Betroffen hiervon sind v.a. Armutsgefährdete und Personen mit niedrigem SES. Bei 23,7 Prozent reichen die finanziellen Mittel nicht aus, um Familienfeste wie Geburtstage so ausrichten zu können, wie sie es sich wünschen. Hierbei zeigt sich ein großer Unterschied zwischen den Vergleichsgruppen: Unter den Armutsgefährdeten war der Anteil dreimal höher als unter den Nicht-Armutsgefährdeten (MRI 2025). 41,2 Prozent können bei Bedarf nicht auf Verwandte, Freunde, Nachbarn oder andere Personen zurückgreifen, um diese um finanzielle oder ähnliche Unterstützung bitten zu können. Auch hierunter finden sich mehr Personen, die armutsgefährdet sind (ebd.).

Neben diesen quantitativ angelegten Untersuchungen stellen qualitative Studien die Sicht der Betroffenen in den Mittelpunkt. So konnte z. B. in leitfadengestützten Interviews (n = 14) mit Personen mit verringerten finanziellen Mitteln festgestellt werden, dass Einschränkungen in der sozialen Dimension besonders schwer wiegen (Yildiz 2014). Vor allem den finanziell nicht mehr leistbaren Außer-Haus-Verzehr missen diese Personen aufgrund der fehlenden sozialen Teilhabe besonders. Betroffene berichten außerdem davon, wie schwierig eine angemessene Versorgung mit traditionell erwarteten Speisen an Feiertagen oder anderen Gelegenheiten wie Geburtstagen ist. Auch die Umsetzung einer gesundheitsförderlichen Ernährung ist in einer finanziell angespannten Lage erschwert. Während eine Verbesserung ihrer finanziellen Situation eine bedeutsame Entlastung darstellen würde, lehnen sie Angebote wie die Tafel eher ab. Als Gründe gegen eine Tafelnutzung werden komplizierter Zugang (Berechtigung), beschämendes Anstehen und ungeeignetes, weil nicht bedürfnisgerechtes Lebensmittelangebot genannt. Stattdessen greifen die Befragten lieber auf andere Möglichkeiten einer kostengünstigen Versorgung oder auf ihr soziales Netzwerk zurück (Yildiz 2014).

5 Ernährungskompetenz

Ungleichheiten im Ernährungsverhalten können neben der finanziellen Situation einer Person auch durch deren Bildung erklärt werden. Verschiedene Studien haben belegt, dass die Fähigkeit zur Umsetzung einer gesunden Ernährung einen sozialen Gradienten aufweist. Bereits im Jahr 2000 zeigte eine Studie aus Großbritannien, dass das Ernährungswissen (als rein kognitiver Aspekt anhand der vier Bereiche: Expertenempfehlungen, Nährstoffgehalt, Auswahl von Nahrungsmitteln, Kenntnisse über den Zusammenhang von Ernährung und Gesundheit) mit der Bildung ansteigt (Parmenter 2000).

Aktuellere Studien rekurrieren auf das Konzept der Kompetenz, dabei werden im Wesentlichen die ernährungsbezogene Gesundheitskompetenz und die Ernährungskompetenz unterschieden. Die ernährungsbezogene Gesundheitskompetenz umfasst »Wissen, Motivation und Fähigkeiten von Individuen, Informationen zum Thema Ernährung finden, verstehen, beurteilen und anwenden zu können, um im Alltag Ernährungsentscheidungen für mehr Gesundheit und Wohlbefinden zu treffen« (Griebler/Schütze 2023). Hierzu gehören kognitive sowie motivationale Aspekte wie das Finden von Informationen darüber, worauf bei einer gesunden Ernährung zu achten ist, das Verstehen von Ernährungsempfehlungen, das Beurteilen von Informationen zu gesunder Ernährung aus dem Internet und sozialen Medien sowie das Befolgen von Empfehlungen für gesunde Ernährung. Eine österreichische Befragung ergab, dass Personen mit dem niedrigsten Schulabschluss bei der ernährungsbezogenen Gesundheitskompetenz etwas schlechter abschnitten als jene mit einem höheren Bildungsabschluss, während sich kein Unterschied in Bezug auf das Einkommen fand (Griebler/Schütze 2023).

Etwas stärker waren in dieser Studie die sozialen Unterschiede bei der Ernährungskompetenz. Sie umfasst »Kompetenzen und Praktiken in Bezug auf eine gesunde Ernährung, die von der Ernährungsplanung bis hin zu soziokulturellen Ernährungspraktiken (z.B. bewusstes gemeinsames Essen) reichen« (Griebler/Schütze 2023). Die Ernährungskompetenz unterscheidet sich vom Ernährungswissen und der ernährungsbezogenen Gesundheitskompetenz insofern, als sie praktisch-handlungsbezogene und alltagsnahe Aspekte wie Einkaufen, Produktvergleich bei der Auswahl, Vorratshaltung, Essen in Ausnahmesituationen, Kochen, gemeinsames Essen etc. beinhaltet. Hinsichtlich der beiden Statusindikatoren Bildung und Einkommen ergab sich: Mit steigender Bildung steigt auch die Ernährungskompetenz. Personen der untersten beiden Einkommensquintile verfügten über einen signifikant niedrigeren Score als Personen des obersten Einkommensquintils (Griebler et al. 2023). Verglichen mit den sozialen Unterschieden in der allgemeinen Gesundheitskompetenz scheinen die sozialen Unterschiede in der ernährungsbezogenen Gesundheitskompetenz und der Ernährungskompetenz etwas geringer zu sein.

Ernährungsbezogene Gesundheitskompetenz und Ernährungskompetenz sind zentrale Determinanten sozialer Ungleichheiten im Ernährungsverhalten, da sie zwischen Ressourcen und tatsächlichem Handeln vermitteln. Finanzielle oder bildungsbezogene Ressourcen wirken nur dann gesundheitsförderlich, wenn sie verstanden, bewertet und im Alltag umgesetzt werden können. Geringe Kompetenzen erschweren informierte Entscheidungen – selbst bei vorhandenen Unterstützungs- und Versorgungsangeboten. Auf diese Weise können bestehende soziale Unterschiede im Ernährungsverhalten reproduziert und weiter verstärkt werden.

Die Ergebnisse von nemo verdeutlichen sozioökonomische Unterschiede in ernährungsbezogenen Kompetenzen, Einstellungen und wahrgenommenen Rahmenbedingungen. Das über verschiedene Themenbereiche erfasste Ernährungswissen zeigt einen klaren sozialen Gradienten. Im Summenscore liegt der Durchschnitt bei 5,1, wobei Personen mit hohem SES höhere Werte (5,6) als Personen mit mittlerem (5,2) und niedrigem SES (4,7) erreichen. Dieser Gradient zeigt sich konsistent über alle abgefragten Wissensbereiche (MRI 2025).

Personen mit hohem SES bewerten ihre Ernährungsweise häufiger als gesund. Befragte mit niedrigem SES nennen dagegen häufiger finanzielle Einschränkungen als zentrales Hindernis gesunder Ernährung; dieser Aspekt zählt neben Heißhunger zu den wichtigsten Barrieren. Zudem werden häufiger individuelle Faktoren (z.B. fehlender Wille oder Präferenzen für ungesunde Lebensmittel), strukturelle Einschränkungen (unzureichendes Angebot gesunder Lebensmittel) sowie gesundheitliche Einschränkungen genannt, während in höheren Statusgruppen eher Zeitmangel oder eingeschränkte Alltagstauglichkeit im Vordergrund stehen (MRI 2025).

Personen mit hohem SES stehen einer pflanzenbetonten Ernährung insgesamt positiver gegenüber und verbinden sie häufiger mit gesundheitlichen, ökologischen und tierwohlbezogenen Vorteilen. Personen mit niedrigem SES sehen dagegen häufiger höhere Kosten als Hindernis; Unterschiede beim Zeitaufwand sind gering (MRI 2025).

Auch die wahrgenommene Ressourcenverfügbarkeit unterscheidet sich deutlich nach SES, insbesondere hinsichtlich finanzieller Möglichkeiten zur gewünschten Ernährung. Ebenso schätzen Personen mit niedrigem SES ihr Wissen über gesunde Ernährung seltener als hoch ein, während praktische Zubereitungsfertigkeiten (z.B. die Zubereitung fleischloser Mahlzeiten) in allen Gruppen vergleichsweise häufig berichtet werden, jedoch ebenfalls einen sozialen Gradienten aufweisen (MRI 2025).

Die Betrachtung bildungsbezogener Aspekte verdeutlicht, dass die Förderung individueller Kompetenzen eine zentrale Rolle bei der Reduktion von Ernährungsungleichheiten spielt. Ihre Wirksamkeit ist jedoch mit den zugrunde liegenden strukturellen Bedingungen verknüpft, wie die Wahrnehmung dieser Bedingungen

zeigt. Zwar können individuelle Kompetenzen teilweise kompensierend wirken, vulnerable Gruppen, insbesondere Personen mit niedrigem SES, sind jedoch stärker durch externe Restriktionen begrenzt. Daher sollte die Verantwortung für Ernährungsgleichheit nicht ausschließlich auf individueller Ebene verortet werden, sondern auch strukturelle Rahmenbedingungen in den Fokus der Betrachtung rücken.

6 Strukturelle Aspekte in der Ernährungsumgebung

Die Ursachen für Unterschiede im Ernährungsverhalten liegen nicht nur beim Individuum, sondern sie sind auch in der strukturellen Umgebung angelegt. In Bezug auf das Ernährungsverhalten hat sich das Konzept der Ernährungsumgebung etabliert. Dies umfasst Aspekte wie Verkaufsstellen, Alltagsumgebungen zu Hause, in der Schule oder bei der Arbeit sowie lebensmittelbezogene Werbung und Medien (Glanz et al. 2005; Pedrós Barnils et al. 2025). Ernährungsumgebungen sind für soziale Ungleichheiten besonders relevant, denn sie ermöglichen oder beschränken Handlungsspielräume oder normalisieren bestimmte Angebote. Damit strukturieren sie individuelles Handeln und tragen zur Reproduktion sozialer Ungleichheiten bei. In sozial benachteiligten Gebieten sind die ernährungsbezogenen Umgebungsfaktoren oft schlechter ausgeprägt. Dies wird anhand folgender Studien exemplarisch gezeigt.

6.1 Verkaufsstellen

Verkaufsstellen prägen Entscheidungen über Angebot, Preise und Platzierung. Produkte, die günstig, stark präsent oder prominent platziert sind, werden wahrscheinlicher gekauft. Gesündere Alternativen sind dagegen oft teurer oder weniger sichtbar. Individuelle Wahlmöglichkeiten sind daher eng mit Marktstrukturen verknüpft.

Zu sozialen Ungleichheiten der Ernährung und Aspekten des Marktes gibt es eine vergleichsweise etablierte Forschungstradition in Großbritannien und den USA. Dort ist der Wohlfahrts- und Armutsdiskurs mit dem Thema der Ernährung verknüpft (Augustin 2014). Eine ältere Studie aus den USA zeigte, dass Bewohner:innen einkommensschwacher Gemeinden am häufigsten von schlechtem Zugang zu Supermärkten, Lebensmittelgeschäften und gesunden Lebensmitteln betroffen sind. Postleitzahlen einkommensschwacher Gebiete hatten nur 75 Prozent der Supermarktketten zur Verfügung wie Postleitzahlen mit mittlerem Einkommen (Larson et al. 2009). Diese Mangelstruktur wurde mit dem Begriff der Food Deserts (Lebensmittelwüsten) geprägt.

In Deutschland mit einer vergleichsweise hohen Dekommodifizierung ist die Marktabhängigkeit zum Erhalt des Lebensunterhaltes geringer als in Großbritannien und den USA (Augustin 2014). Aber auch in Deutschland zeigen sich empirisch Ungleichheiten in der sozialräumlichen Verteilung des Zugangs zu (un-)gesunden Produkten. In einer älteren deutschen sozialräumlichen Studie wurde nachgewiesen, dass in Stadtvierteln mit niedrigem Sozialstatus mehr Bezugsquellen für Fast Food und Alkohol auf 1.000 Einwohner:innen vorhanden sind als in Stadtvierteln mit höherem Sozialstatus (Fast Food: 1,19 vs. 0,27 Bezugsquellen; Alkohol: 4,70 vs. 2,98); bei Vollwert-Produkten zeigte sich ein leichtes Mehrangebot in Vierteln mit niedrigem Sozialstatus (0,56 vs. 0,33), was auf die Dichte an Discountern zurückzuführen sein könnte (Schneider/Gruber 2013). Aktuelle Daten von nemo zeigen zudem, dass das Angebot einer nachhaltigen Ernährung von Personen mit niedrigem SES seltener als ausreichend wahrgenommen wird. So stimmen weniger als die Hälfte den Aussagen »Das Angebot an pflanzlichen Lebensmitteln in meiner Umgebung ist vielfältig« und »Das Angebot an Bio-Lebensmitteln in meiner Umgebung ist vielfältig« zu; in den mittleren und hohen Statusgruppen fallen die Werte höher aus (MRI 2025).

6.2 Alltagsumgebungen

Alltagsumgebungen wie Zuhause, Schule oder Arbeitsplatz wirken besonders stark, da sie Routinen formen. Was eingekauft oder angeboten wird, bestimmt, was regelmäßig konsumiert wird. Über die Zeit entstehen Gewohnheiten, die als persönliche Vorlieben erscheinen, obwohl sie durch den sozialen Kontext geprägt sind.

Eine neuere spanische Studie ermittelte die schulische Umgebung und die Verfügbarkeit von ungesunden Lebensmitteln. Demnach hatten Schulen in sozioökonomisch benachteiligten Quartieren ein höheres Angebot an ungesunden Lebensmitteln im unmittelbaren Umfeld als Schulen in sozioökonomisch besser gestellten Quartieren (24 vs. 8 Verkaufsstellen). Schulen in benachteiligten Quartieren waren zudem näher an ungesunden Verkaufsstellen gelegen als Schulen in besser gestellten Quartieren (77,09 Meter vs. 145,92 Meter Distanz) (Diez et al. 2019). Ähnliche Ergebnisse zeigen sich in neueren deutschen Untersuchungen (Renner 2025).

In einer US-amerikanischen Studie wurde die Bedeutung der häuslichen Lebensmittelumgebung in Bezug auf Ernährungsungleichheiten untersucht. Es stellte sich heraus, dass die häusliche Lebensmittelumgebung – Verfügbarkeit gesunder Lebensmittel, Abwesenheit ungesunder Lebensmittel, Familienmahlzeiten, Essen beim Fernsehen, Restaurantbesuche – einen größeren Teil der kindlichen Ernährungsungleichheiten erklärt als die nachbarschaftliche Umgebung (Ranjit et al. 2015).

6.3 Werbung

Werbung und Medien beeinflussen Wahrnehmungen und Präferenzen, indem sie bestimmte Produkte emotional aufladen und normalisieren. Sie steuern, was als attraktiv oder selbstverständlich gilt.

Die soziale Ungleichverteilung von Werbung für ungesunde Produkte ist in Studien immer wieder belegt worden (z.B. Zahid et al. 2022). Eine neuere Übersichtsarbeit mit 25 Studien ergab, dass Kinder mit niedrigem Sozialstatus Werbung für ungesunde Lebensmittel im Fernsehen, im Radio, in der Zeitung, im Internet und in der Außenwerbung deutlich stärker exponiert sind als Kinder mit höherem Sozialstatus (Backholer et al. 2021).

Für sozial benachteiligte Gruppen sind diese Umgebungen besonders bedeutsam, da ihre Handlungsspielräume oft stärker eingeschränkt sind. Finanzielle, zeitliche und infrastrukturelle Begrenzungen erhöhen die Abhängigkeit von günstigen, leicht verfügbaren Optionen. Umweltfaktoren gewinnen dadurch gegenüber individuellen Absichten an Gewicht. Die verschiedenen Bereiche verstärken sich zudem gegenseitig: Werbung steigert die Nachfrage, Verkaufsstellen erhöhen die Verfügbarkeit, Routinen stabilisieren Konsummuster. So entstehen selbstverstärkende Effekte, die Ernährungsverhalten langfristig prägen. Ernährung wird damit nicht nur individuell, sondern wesentlich strukturell bestimmt.

7 Fazit

7.1 Zusammenfassung

Die hier aufgeführten empirischen Untersuchungen belegen deutliche soziale Unterschiede im Ernährungsverhalten. Diese können vielfältige gesundheitliche Auswirkungen haben und so bestehende Ungleichheiten weiter verschärfen. Dabei sollte auch betont werden, dass das Ernährungsverhalten in allen Bevölkerungsgruppen Verbesserungsbedarf hinsichtlich der offiziellen Lebensmittelempfehlungen aufweist und dies nicht allein ein Phänomen in sozioökonomisch benachteiligten Gruppen ist.

Dennoch haben gerade finanzielle Einschränkungen qualitative und quantitative Auswirkungen auf die Lebensmittelauswahl. Und so gibt es auch in Deutschland Menschen, die aus finanziellen Gründen von milden, moderaten oder sogar schweren Formen der Ernährungsunsicherheit betroffen sind. In wohlhabenden Ländern ist der Schweregrad der Ernährungsunsicherheit zwar stark einkommensabhängig, allerdings sind Personen aller Einkommensgruppen betroffen (Gatton/Gallegos 2023). Neben möglichen physischen Folgen einer Fehlernährung, berichten Betroffene auch von psychischen und sozialen Auswirkungen.

Ernährungsungleichheiten können aber nicht allein durch finanzielle Unterschiede erklärt werden. Vielmehr spielen dabei auch nicht-finanzielle Ressourcen wie ernährungsbezogene Einstellungen und Kompetenzen sowie strukturelle Rahmenbedingungen wie Verkaufsangebote, schulische und häusliche Umgebung und Werbung eine Rolle.

Bei der Thematisierung sozialer Ungleichheiten im Ernährungsverhalten sollte stets betont werden, dass es sich bei den Ursachen um ein Zusammenspiel verschiedener Faktoren handelt. Ernährungsphysiologisch ungünstiges Verhalten ist daher nicht nur als Resultat individuellen Verhaltens zu betrachten, vielmehr spiegeln sich darin auch strukturelle Hindernisse wider. In der Berichterstattung wäre daher ein Perspektivwechsel sinnvoll, um eine einseitige Verantwortungszuschreibung auf das Individuum und Stigmatisierung zu vermeiden.

7.2 Handlungsempfehlungen

Die in diesem Beitrag dargelegten Studien haben gezeigt, dass Maßnahmen zur Reduktion von Ernährungsungleichheiten sowohl individuelle Faktoren als auch strukturelle Rahmenbedingungen berücksichtigen sollten.

Menschen in finanziell deprivierten Lebenslagen müssen sich einschränken – häufig auch beim Lebensmitteleinkauf. Für eine Entlastung der von Ernährungsungleichheiten Betroffenen könnten staatliche Unterstützungen und Transferleistungen, die eine ernährungsphysiologisch ausgewogene Ernährung ermöglichen, sorgen.

Den Auswirkungen auf die Ernährungsqualität bei milden bis moderaten finanziellen Einschnitten kann zum Teil auch mit Ernährungs- und Verbraucherbildung begegnet werden. Die notwendigen Ernährungskompetenzen umfassen zum einen Wissen und Fertigkeiten für eine rationale Haushaltsplanung (z.B. preisgünstige Einkäufe, Vorräte anlegen) und zum anderen die Befähigung, mit wahrgenommenen subjektiven und strukturellen Hindernissen umzugehen. Bei der Gestaltung von Bildungsangeboten sollte dabei berücksichtigt werden, dass Ernährung mehr ist als nur die Versorgung mit Nährstoffen – nämlich auch identitätsstiftend und sozial verbindend. Die Angebote sollten zudem lebensweltorientiert und stigmasensibel sein.

Ein weiterer Hebel zur Verringerung von Ernährungsungleichheiten stellt die Gemeinschaftsverpflegung dar. Indem vor allem Kindern und Jugendlichen der Zugang zu qualitativ hochwertigen und sozial adäquaten Speisen vereinfacht wird, können die Folgen von Armut und Ernährungsungleichheiten abgemildert werden. Um die Ernährungssituation aller Kinder zu verbessern, sollten die Ernährungsumgebungen in Kitas und Schulen so gestaltet werden, dass sie eine gesunde, nachhaltige, preislich angemessene und leicht zugängliche Verpflegung ermöglichen. Ein solches verlässliches und niederschwellig zugängliches Verpfle-

gungsangebot kann als Sicherheitsnetz für die gesundheitsförderliche Ernährung von Kindern aus armutsgefährdeten Haushalten angesehen werden (Wissenschaftlicher Beirat für Agrarpolitik, Ernährung und gesundheitlichen Verbraucherschutz beim BMEL 2023). Dabei sollte nicht nur die ernährungsphysiologische Dimension, sondern auch die soziale Dimension der Ernährungsarmut berücksichtigt werden. Angebote sollten Teilhabe und Gemeinschaft durch gemeinsames Essen (sog. Kommensalität) fördern, ohne zu stigmatisieren. Zu den Ambivalenzen institutioneller Gemeinschaftsverpflegung vgl. Schmidt/Amely in diesem Band.

7.3 Ausblick

Um Ernährungsungleichheiten zu verringern, bedarf es einer sozial gerechten, gesundheitsförderlichen Gesamtpolitik, einschließlich Preispolitik, Subventionierung, Standards für Kita- und Schulessen sowie Regulierung ungesunder Kinderwerbung. Die ernährungspolitischen Initiativen der Bundesregierung in der 20. Legislaturperiode (2021–2025) unter Cem Özdemir markierten einen Wandel hin zu verhältnispräventiven Ansätzen, blieben jedoch in ihrer Umsetzung teilweise durch politische und föderale Rahmenbedingungen begrenzt. So scheiterte der Versuch, an Kinder gerichtete Lebensmittelwerbung zu regulieren, genauso wie der Versuch, eine Getränke-Zuckersteuer nach britischem Vorbild einzuführen. Die liberale Opposition bezeichnete solche Maßnahmen als »politischen Aktionismus« (Tagesschau 2024). In Großbritannien ist man anderer Meinung. Seit Anfang 2026 gilt ein Junk-Food-Werbeverbot im Fernsehen und im Internet, um Adipositas bei Kindern zu reduzieren. »Es sei belegt, dass Werbung beeinflusse, was und wann Kinder äßen, argumentiert die britische Regierung« (Deutsches Ärzteblatt 2026). Es ist zu hoffen, dass ein derartiges Verständnis von Public Health auch in der deutschen Politik wächst.

In Abwesenheit einer chancengerechten Präventionspolitik helfen die Kriterien guter Praxis des Kooperationsverbundes Gesundheitliche Chancengleichheit weiter, die einen Orientierungsrahmen für sozial gerechte Gesundheitsförderung vor Ort bieten (Kooperationsverbund Gesundheitliche Chancengleichheit 2021). Diese und weitere Maßnahmen auf individueller und struktureller Ebene sind nötig, um bestehende Ungleichheiten in der Ernährung und damit auch der Gesundheit zu reduzieren.

Literatur

Augustin, Hanna (2014): Stadt, Ernährung und soziale Ungleichheit. Zur Übertragbarkeit des food desert-Konzeptes auf den deutschen Kontext (= artec-paper, Nr.

197), Bremen: artec | Forschungszentrum Nachhaltigkeit. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58725-6

Backholer, Kathryn/Gupta, Adyya/Zorbas, Christina/Bennett, Rebecca/Huse, Oliver/Chung, Alexandra/Isaacs, Anna/Golds, Gabby/Kelly, Bridget/Peeters, Anna (2021): »Differential exposure to, and potential impact of, unhealthy advertising to children by socio-economic and ethnic groups: A systematic review of the evidence«, in: Obesity Reviews 22(3), Art. e13144. https://doi.org/10.1111/obr.13144

Bartelmeß, Tina/Jasiok, Sarah/Kühnel, Elias/Yildiz, Juliane (2022): »A scoping review of the social dimensions in food insecurity and poverty assessments«, in: Frontiers in Public Health 10, Art. 994368. https://doi.org/10.3389/fpubh.2022.994368

Belgardt, Aziza J./Kersting, Mathilde/Sinningen, Kathrin/Schmidt-Choudhury, Anjona/Jochum, Frank/Claßen, Martin/Lücke, Thomas (2025): »Kann das Bürgergeld die Lebensmittelkosten einer gesunden Ernährung von Kindern und Jugendlichen decken?«, in: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 68(2), S. 160–166. https://doi.org/10.1007/s00103-024-04001-5

Bundesagentur für Arbeit (2025): Grundsicherung. Interaktive Statistik. https://statistik.arbeitsagentur.de/DE/Navigation/Statistiken/Interaktive-Statistiken/Grundsicherung/Grundsicherung-Nav.html, zuletzt abgerufen am 06.07.2026.

Deutsches Ärzteblatt (2026): »Junk-Food-Werbeverbot für Fernsehen und Internet in Großbritannien in Kraft«, in: Deutsches Ärzteblatt vom 05.01.2026. https://www.aerzteblatt.de/news/junk-food-werbeverbot-fur-fernsehen-und-internet-in-grossbritannien-in-kraft-4c1d5279-5fef-4776-bd00-defb80f504af

Díez, Julia/Cebrecos, Alba/Rapela, Alba/Borrell, Luisa N./Bilal, Usama/Franco, Manuel (2019): »Socioeconomic inequalities in the retail food environment around schools in a Southern European context«, in: Nutrients 11(7), Art. 1511. https://doi.org/10.3390/nu11071511

Food and Agriculture Organization of the United Nations (FAO) (2025): Measuring hunger, food security and food consumption. https://www.fao.org/measuring-hunger/access-to-food/about-the-food-insecurity-experience-scale-(fies)/en, zuletzt abgerufen am 06.07.2026.

Food and Agriculture Organization of the United Nations (FAO)/International Fund for Agricultural Development (IFAD)/United Nations Children's Fund (UNICEF)/World Food Programme (WFP)/World Health Organization (WHO) (2025): The State of Food Security and Nutrition in the World 2025. Addressing high food price inflation for food security and nutrition, Rome: FAO. https://doi.org/10.4060/cd6008en

Feichtinger, Elfriede (1996): Armut und Ernährung. Literaturanalyse unter besonderer Berücksichtigung der Konsequenzen für Ernährungs- und Gesundheitsstatus und der Ernährungsweise in der Armut (= WZB Discussion Paper, Nr. P

96–202), Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. https://bibliothek.wzb.eu/pdf/1996/p96-202.pdf

Gatton, Michelle L./Gallegos, Danielle (2023): »A 5-year review of prevalence, temporal trends and characteristics of individuals experiencing moderate and severe food insecurity in 34 high income countries«, in: BMC Public Health 23, Art. 2215. https://doi.org/10.1186/s12889-023-17139-9

Glanz, Karen/Sallis, James F./Saelens, Brian E./Frank, Lawrence D. (2005): »Healthy nutrition environments: Concepts and measures«, in: American Journal of Health Promotion 19(5), S. 330–333. https://doi.org/10.4278/0890-1171-19.5.330

Griebler, Robert/Schütze, Denise (2023): Ernährungsbezogene Gesundheitskompetenz. Factsheet, Wien: Gesundheit Österreich GmbH. https://oepgk.at/website2023/wp-content/uploads/2023/12/factsheet-ernahrungsbezogene-gk-ergebnisse.pdf

Griebler, Robert/Schütze, Denise/Link, Thomas/Schindler, Karin (2023): Ernährungskompetenz in Österreich. Ergebnisbericht, Wien: Gesundheit Österreich GmbH. https://jasmin.goeg.at/id/eprint/2850/1/Enbericht%20Ern%C3%A4hrungskompetenz_bf.pdf

Johnson, Cassandra M./Ammerman, Alice S./Adair, Linda S./Aiello, Allison E./Flax, Valerie L./Elliott, Sarah/Hardison-Moody, Anna/Bowen, Sarah K. (2020): »The Four Domain Food Insecurity Scale (4D-FIS): Development and evaluation of a complementary food insecurity measure«, in: Translational Behavioral Medicine 10(6), S. 1255–1265. https://doi.org/10.1093/tbm/ibaa125

Kersting, Mathilde/Clausen, Kerstin (2007): »Wie teuer ist eine gesunde Ernährung für Kinder und Jugendliche? Die Lebensmittelkosten der Optimierten Mischkost als Referenz für sozialpolitische Regelleistungen«, in: Ernährungs Umschau 54(9), S. 508–513. https://ernaehrungs-umschau.de/fileadmin/Ernaehrungs-Umschau/pdfs/pdf_2007/09_07/EU09_508_513.qxd.pdf

Kooperationsverbund Gesundheitliche Chancengleichheit (2021): Kriterien für gute Praxis der soziallagenbezogenen Gesundheitsförderung, 4. Aufl., Köln/Berlin: Kooperationsverbund Gesundheitliche Chancengleichheit. https://www.gesundheitliche-chancengleichheit.de/fileadmin/user_upload/02-PDF/07-Good-Practice/2021-Broschuere-Good-Practice-Kriterien.pdf

Kuntz, Benjamin/Waldhauer, Julia/Zeiher, Johannes/Finger, Jonas D./Lampert, Thomas (2018): »Soziale Unterschiede im Gesundheitsverhalten von Kindern und Jugendlichen in Deutschland – Querschnittergebnisse aus KiGGS Welle 2«, in: Journal of Health Monitoring 3(2), S. 45–63. https://doi.org/10.17886/RKI-GBE-2018-067

Lampert, Thomas/Hoebel, Jens/Kuntz, Benjamin/Müters, Stephan/Kroll, Lars E. (2018). »Messung des sozioökonomischen Status und des subjektiven sozialen Status in KiGGS Welle 2«, in: Journal of Health Monitoring, 3(1), S. 114–133. https://doi.org/10.17886/RKI-GBE-2018-016

Lampert, Thomas/Hoebel, Jens/Kroll, Lars E. (2019): »Soziale Unterschiede in der Mortalität und Lebenserwartung in Deutschland – Aktuelle Situation und Trends«, in: Journal of Health Monitoring 4(1), S. 3–15. https://doi.org/10.25646/5868

Lampert, Thomas/Kroll, Lars E./Kuntz, Benjamin/Hoebel, Jens (2018): »Gesundheitliche Ungleichheit in Deutschland und im internationalen Vergleich: Zeitliche Entwicklungen und Trends«, in: Journal of Health Monitoring 3(S1), S. 1–26. https://doi.org/10.17886/RKI-GBE-2018-019

Larson, Nicole I./Story, Mary T./Nelson, Melissa C. (2009): »Neighborhood environments: Disparities in access to healthy foods in the U.S.«, in: American Journal of Preventive Medicine 36(1), S. 74–81.e10. https://doi.org/10.1016/j.amepre.2008.09.025

Max Rubner-Institut (MRI) (2008): Nationale Verzehrsstudie II. Ergebnisbericht, Teil 1 mit Ergänzungsbericht, Karlsruhe: Max Rubner-Institut. https://www.mri.bund.de/fileadmin/MRI/Institute/EV/NVS_II_Abschlussbericht_Teil_1_mit_Ergaenzungsbericht.pdf

Max Rubner-Institut (MRI) (2025): Ergebnisbericht. Online-Befragung nemo Erwachsene, Karlsruhe: Max Rubner-Institut. https://doi.org/10.25826/20250626-174711-0

Mensink, Gert B. M./Haftenberger, Marjolein/Barbosa, Clarissa L./Brettschneider, Anna K./Lehmann, Franziska/Frank, Monika/Heide, Katrin/Moosburger, Ramona/Patelakis, Emmanouil/Perlitz, Hannes (2020): EsKiMo II – Die Ernährungsstudie als KiGGS-Modul. Projektbericht, Berlin: Robert Koch-Institut. https://edoc.rki.de/bitstream/handle/176904/6887.2/EsKiMoII_Projektbericht.pdf

Mensink, Gert B. M./Schienkiewitz, Anja/Rabenberg, Martina/Borrmann, Anja/Richter, Anke/Haftenberger, Marjolein (2018): »Konsum zuckerhaltiger Erfrischungsgetränke bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland – Querschnittergebnisse aus KiGGS Welle 2 und Trends«, in: Journal of Health Monitoring 3(1), S. 32–39. https://doi.org/10.17886/RKI-GBE-2018-007

Moosburger, Ramona/Barbosa, Clarissa L./Haftenberger, Marjolein/Brettschneider, Anna K./Lehmann, Franziska/Kroke, Anja/Mensink, Gert B. M. (2020): »Fast food consumption among 12- to 17-year-olds in Germany – Results of EsKiMo II«, in: Journal of Health Monitoring 5(1), S. 3–18. https://doi.org/10.25646/6398

Parmenter, Karen/Waller, Jo/Wardle, Jane (2000): »Demographic variation in nutrition knowledge in England«, in: Health Education Research 15(2), S. 163–174. https://doi.org/10.1093/her/15.2.163

Pedrós Barnils, Núria/Alazza, Nourat Noemi/Emmer, Christine/Callies, Carolin M./Mata, Jutta/Schüz, Benjamin (2025): »Soziale Unterschiede im Gesundheitsverhalten verstehen und verändern: Ernährung als Schnittstelle zwischen sozialer Ungleichheit und Gesundheit«, in: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsfor-

schung – Gesundheitsschutz 68(9), S. 986–993. https://doi.org/10.1007/s00103-025-04099-1

Ranjit, Nalini/Wilkinson, Anna V./Lytle, Leslie M./Evans, Alexandra E./Saxton, Debra/Hoelscher, Deanna M. (2015): »Socioeconomic inequalities in children's diet: The role of the home food environment«, in: International Journal of Behavioral Nutrition and Physical Activity 12(Suppl. 1), Art. S4. https://doi.org/10.1186/1479-5868-12-S1-S4

Renner, Britta (2025): Die Bedeutung der Ernährungsumgebung in Bildungseinrichtungen. Unveröffentlichter Vortrag beim 8. BZfE-Forum am 17.09.2025.

Schneider, Sven/Gruber, Jörg (2013): »Neighbourhood deprivation and outlet density for tobacco, alcohol and fast food: First hints of obesogenic and addictive environments in Germany«, in: Public Health Nutrition 16(7), S. 1168–1177. https://doi.org/10.1017/S1368980012003321

Simmet, Anja/Schleicher, Romy/Teut, Michael/Ehret, Janine/Hummel, Gerrit/Bschaden, Andreas/Heinrich-Rohr, Michaela/Ströbele-Benschop, Nanette (2024): »Die Ernährungs- und Gesundheitssituation armutsgefährdeter Familien mit minderjährigen Kindern – Ergebnisse der Studie MEGA_kids«, in: Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hg.), 15. DGE-Ernährungsbericht, Bonn: Deutsche Gesellschaft für Ernährung, S. 116–188. https://doi.org/10.4126/FRL01-006488448

Statistisches Bundesamt (Destatis) (2025a): Einkommen und Lebensbedingungen, Armutsgefährdung: Materielle und soziale Entbehrung. https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Einkommen-Konsum-Lebensbedingungen/Lebensbedingungen-Armutsgefaehrdung/Tabellen/entbehrung-zvgl.html, zuletzt abgerufen am 06.07.2026.

Statistisches Bundesamt (Destatis) (2025b): »Gut jedes siebte Kind armutsgefährdet«. Pressemitteilung Nr. N065 vom 17.11.2025. https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2025/11/PD25_N065_63.html

Tagesschau (2024): »Neun Bundesländer fordern Zuckersteuer«, in: tagesschau vom 25.07.2024. https://www.tagesschau.de/wirtschaft/verbraucher/zuckersteuer-bundeslaender-100.html

Townsend, Peter/Davidson, Nick (1982): Inequalities in Health: The Black Report, Harmondsworth: Penguin Books.

Wissenschaftlicher Beirat für Agrarpolitik, Ernährung und gesundheitlichen Verbraucherschutz beim Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (WBAE) (2023): Ernährungsarmut unter Pandemiebedingungen. Stellungnahme, Berlin: Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft. https://www.bmleh.de/SharedDocs/Downloads/DE/_Ministerium/Beiraete/agrarpolitik/ernaehrungsarmut-pandemie.pdf

Yildiz, Juliane (2014): Auswirkungen eines verringerten Haushaltsbudgets auf den Lebensmittelkonsum. Eine empirische Untersuchung zu den finanziell be-

dingten Veränderungen am Lebensmitteleinkauf und beim Ernährungsverhalten. Unveröffentlichte Dissertation, Gießen: Justus-Liebig-Universität Gießen. https://geb.uni-giessen.de/geb/volltexte/2015/11298/

Zahid, Neha/Pulvera, Richard/Madsen, Kristine A./Lee, Matthew M./Ibarra-Castro, Ana/Falbe, Jennifer (2022): »Socioeconomic disparities in outdoor branded advertising in San Francisco and Oakland, California«, in: Preventive Medicine Reports 27, Art. 101796. https://doi.org/10.1016/j.pmedr.2022.101796

Distinktionsgewinne um Fleischkonsum und Fleischverzicht

Zur sozialen Strukturiertheit von Ernährungsmustern und Grenzziehungen

Laura Einhorn

1 Einleitung

In diesem Beitrag präsentiere ich empirische Erkenntnisse zum Zusammenhang zwischen Fleischkonsum und sozioökonomischer Position, die verschiedene Abschnitte meiner 2020 finalisierten Dissertationsschrift »Food, classed? Social inequality and diet: understanding stratified meat consumption patterns in Germany« aufgreifen. Neben der deskriptiven Darstellung und theoretischen Einordnung meiner Empirie möchte ich dabei auch kritisch auf meine Forschung zurückblicken, auf zusätzliche Literatur verweisen und Vorschläge für zukünftige Betrachtungen des Themenkomplexes entwickeln.

Meiner Themenwahl für die Dissertation lag neben persönlichem Interesse auch die Beobachtung zugrunde, dass öffentliche (und private) Debatten um die *richtige* oder *gute* Ernährung häufig nicht nur stark moralisierend geführt, sondern auch implizit mit dem Menschenbild des *homo oeconomicus* und Theorien der rationalen Wahl verknüpft wurden: individualisierte, rational agierende Konsument:innen, die ihre Entscheidungen auf Basis einer Abwägung verfügbarer Informationen sorgfältig fällen, bräuchten dementsprechend nur mehr dieser Informationen zur *Lösung* des *Problems* einer *falschen* Ernährung. Aus dieser Irritation entstand der Wunsch, die vielfältige soziale Eingebettetheit von Ernährungspraktiken durch eine soziologische Linse zu betrachten und damit aufzuzeigen, dass Konsument:innen unterschiedliche Handlungs- und Entscheidungsspielräume haben und nicht in gleicher Weise auf ernährungswissenschaftliche oder -politische Informationen reagieren (können und wollen). Ich führte zunächst quantitative Analysen auf Basis zweier für die Gesamtbevölkerung in Deutschland repräsentativer Datensätze zum Zusammenhang zwischen sozioökonomischer Position und Fleischkonsum durch und schloss 46 problemzentrierte Interviews mit Personen in unterschiedlichen Lebenslagen und mit unterschiedlichen Ernährungsmustern an, um mehr über

Ernährungsgewohnheiten, -ideale, Deutungsmuster und Handlungsspielräume sowie symbolische Grenzziehungen zu erfahren. Ausgewählte Erkenntnisse dieser Untersuchungen möchte ich in diesem Beitrag zusammenfassen und einordnen.

In Abschnitt 2 gehe ich kurz auf den theoretischen Rahmen meiner Arbeit ein, der sich zwischen Ernährungssoziologie und kulturanalytischer Ungleichheitsforschung aufspannt. Ich beziehe an geeigneten Stellen aktuelle empirische Studien ein. In Abschnitt 3 skizziere ich kurz die Forschungsmethoden, die meiner Dissertation zugrunde liegen. Abschnitt 4 stellt wesentliche Erkenntnisse vor und bespricht zugleich mögliche Anknüpfungspunkte. In Abschnitt 5 arbeite ich sechs zentrale Schlussfolgerungen heraus, die zum einen als Zusammenfassung des Beitrags dienen und zum anderen kritisch auf blinde Flecken meiner Dissertation blicken sowie daraus Perspektiven für zukünftige Forschungsarbeiten ableiten.

2 Theoretische Rahmungen

Zunächst gehe ich – mit einigen Ergänzungen und Aktualisierungen – auf die zentralen Theoriebezüge und Konzepte meiner Dissertation ein. Hier ist zunächst die sogenannte Bindestrichdisziplin der *Ernährungssoziologie bzw. der Soziologie des Essens* zu nennen. Einige frühe Klassiker widmen sich dem Essen als soziologischem Thema (z.B. Elias 1939, Bourdieu 1982). Die Ernährungssoziologie als Forschungsfeld bleibt jedoch relativ jung und schwach institutionalisiert, auch wenn es in den letzten Jahren wichtige Bemühungen um seine Etablierung gab und einige Grundlagenwerke veröffentlicht wurden (für einen kurzen historischen Überblick vgl. Paulitz/Winter 2019). Allen gemeinsam ist die Annahme, dass Ernährung über ihren biologisch-funktionalen Nutzen hinaus zahlreiche soziale und symbolische Bedeutungen annimmt. Der Konsum von Nahrung ist – wie andere Formen von Konsum auch – kein bloßer Akt der Bedürfnisbefriedigung, sondern erfüllt eine Vielzahl anderer Funktionen. Ernährungsmuster können Teil von individuellen und kollektiven Identitäten werden, sinnstiftend sein und Zugehörigkeit symbolisieren. Essen und Trinken sind gleichermaßen hochgradig routinisierte und habitualisierte sowie von sozialen Normen und Konventionen durchsetzte Praktiken. Lebens- und Ernährungsstile sind nur eingeschränkt wählbar, und eng mit gesellschaftlichen Strukturen und Ressourcen verbunden. Was, wann, wo, mit wem und auf welche Weise gegessen wird, unterscheidet sich je nach Kontext und kann auch zur aktiven Herstellung und Sichtbarmachung von Abgrenzungen dienen. Ernährungsmuster sind entsprechend per se distinktiv – ob bewusst oder unbewusst. Ernährung ist als Teil des erworbenen Habitus von Personen und Gruppen gleichzeitig sozial differenziert und sozial differenzierend.

Ein zweiter zentraler Bezugspunkt meiner Dissertation ist die *kulturanalytische Ungleichheitsforschung* (*cultural class analysis*). Diese erweitert die Analyse von

Klassenungleichheit(en) um die Frage, wie kulturelle Praktiken diese (re-)produzieren (Devine/Savage 2005). Im Mittelpunkt steht die Untersuchung der Erfahrungs- und Wahrnehmungsmuster der sozialen Welt, die sich je nach Klassenlage unterscheiden (können) und die demnach auch unterschiedliche Positionierungen (mit-)hervorbringen. Besonders relevant sind dabei die Arbeiten von Pierre Bourdieu und sein Buch »Die feinen Unterschiede« (1982) im Speziellen. Bourdieu proklamiert hier eine Überschneidung sozialer und kultureller Unterschiede und unterstreicht das Konzept des Habitus als inkorporierten Ausdruck von Klassenpositionen. Dieser vermutete Zusammenhang von Klassenposition und kulturellen Praktiken wird auch *Homologiethese* genannt[1]. Demgegenüber stehen mittlerweile Interpretationen, die das Verhältnis von Klassenposition und kulturellen Praktiken anders beleuchten. Hier ist zum einen die *Individualisierungsthese* zu nennen (vgl. Beck 1986), die eine Auflösung der Homologien zugunsten individualisierter Konsummuster proklamiert. Zum anderen steht der Homologiethese die *Omnivorizitätsthese* gegenüber (vgl. Peterson 1992), laut der besonders in Gruppen mit hohen Kapitalausstattungen vermehrt eine quantitative wie qualitative Ausweitung kultureller Praktiken zu beobachten ist. Diese schlössen die Praktiken von Gruppen mit weniger Kapital ein und könnten somit Toleranz und Inklusivität markieren und zugleich situativ zu Distinktionsgewinnen führen. Kulturelle »Omnivoren« sind hier weiterhin Personen mit hohem Status, während kulturelle »Univoren« über eher niedrige Statuspositionen verfügen (Berli 2018). Distinktionsprozesse gehen dabei nicht notwendigerweise, aber häufig mit einer Bewertung anderer kultureller Praktiken und damit potentiell auch anderer sozialer Positionen einher.

Auch beim Thema Ernährung stellt Bourdieu eine Verbindung zwischen Klassenlage und kultureller Praxis her. Demnach sei der Geschmack der Arbeiterklasse durch einfache und sättigende Speisen gekennzeichnet, während der Geschmack der oberen Klassen sich durch feine und exquisite Speisen und klar geregelte Etikette beim Essen auszeichne. Bourdieu stellt also dem *Notwendigkeitsgeschmack*, der vorrangig auf die Funktion des Essens abziele, den *Luxusgeschmack* entgegen, bei dem mehr Wert auf die Form als auf die Funktion der Ernährung gelegt werde. Das sich in einer mittleren Position befindende Bürgertum versuche den Luxusgeschmack

1 Der Begriff des sozialen Raums (*social space*) wurde von Bourdieu bereits in den 1970er-Jahren geprägt, um Gesellschaft als ein Gefüge von sozialen Positionen zu verstehen, die durch Umfang und Zusammensetzung von Kapitalsorten (ökonomisches, kulturelles und soziales Kapital) bestimmt sind und gleichzeitig in wechselseitigen Beziehungen von Abhängigkeit und Konkurrenz stehen. Den *social space* stellt Bourdieu (1982) anhand eines Diagramms dar, das diesen mit dem *space of life-styles*, also dem *Raum der Lebensstile* zusammenführt. Der *space of food* ist dabei ein Element des *space of life-styles* und beschreibt Ernährungsweisen und Esskulturen, die als Ausdruck und Reproduktion sozialer Positionierungen und kultureller Identitäten verstanden werden.

zu imitieren, sei aber durch fehlendes ökonomisches Kapital zur Askese gezwungen (Bourdieu 1982). Eva Barlösius ergänzt diese Typologie um den »naturgemäßen Essstil«, der bestimmt sei »vom Streben nach einfacher, frugaler, reiner, gesunder und natürlicher Nahrung« (Barlösius [1999] 2011: 117) und gleichermaßen distinktiv wirke – und zwar sowohl nach *oben* als auch nach *unten* in der gesellschaftlichen Statushierarchie. Auch fleischlose und fleischreduzierte Ernährungsweisen können diesem *naturgemäßen Essstil* zugeordnet werden[2]. Nun gehen auch Essstile mit Distinktionsprozessen einher, die zum Teil bewusst durch *symbolische Grenzziehungen*[3] zwischen Essenden hergestellt werden. So argumentiert Grauel (2014), dass Lebensmittelkonsum Basis symbolischer Grenzziehungen sei und die Moralisierung des Konsums von Lebensmitteln dazu diene, sich vertikal von statushöheren und statusniedrigeren Gruppen abzugrenzen.

Während einige Autor:innen (vgl. Carfagna et al. 2014) die Herausbildung eines ökologischen Habitus in den Mittelklassen proklamieren, der den naturgemäßen Essstil als Ausdruck intrinsischer Überzeugungen seines Wertes deutet, argumentiert z.B. Flemmen (2025), dass behauptete Präferenzen nicht mit tiefsitzenden Dispositionen und Einstellungen verwechselt werden dürften und der *naturgemäße Essstil* vielmehr Ausdruck von Distinktionsbemühungen sei. Ähnlich argumentiert Neckel (2018) mit dem Konzept der *ökologischen Distinktion*. Ein ökologisch orientierter Konsum- und Essstil gehe demnach mit moralischen Imperativen sowie sozialen und symbolischen Grenzziehungen einher, die (vermeintlich) weniger ökologisch orientierte Gruppen stigmatisieren und abwerten[4]. Blaas und Stotten (2025) stellen in ihrer empirischen Untersuchung heraus, dass moralische Grenzziehungen sich vor allem darin äußerten, dass anderen Personen ein *fehlendes Konsumbewusstsein* sowie *fehlende Reflexivität* zugeschrieben werden. Die Befragten übernähmen das Bild des rational handelnden, umwelt- und gesundheitsbewussten Akteurs und die kontinuierliche Reflexion und das Streben nach Ernährungsidealen seien für die Befragten wichtiger als die tatsächliche, konsequente Umsetzung dieser Ideale im Alltag. Dies deute darauf hin, dass es vielmehr um symbolische Grenzziehungen als um die intrinsische Wertigkeit dieser Konsummuster gehe. Auch Westheuser et al. (2025, mit Bezug auf Mau et al. 2023) argumentieren, dass ökologische Fragen in den

2 Eine Ausnahme bildet der sog. »ökonomische Vegetarismus« (Lusk/Norwood 2016), mit dem der Verzicht auf Fleisch aus finanzieller Notwendigkeit beschrieben wird.

3 Von Lamont (1992) und Lamont/Molnár (2002) in den Diskurs eingeführt, beschreibt das Konzept der symbolischen Grenzziehungen, wie Personen und Gruppen ihre eigene Identität aktiv in Abgrenzung zu anderen definieren.

4 Westheuser et al. (2025) argumentieren, dass die Mittelklassen hierbei sogar einen doppelten Vorteil hätten: Sie verfügen zum einen über die finanziellen Ressourcen zur Umsetzung eines ökologischen Lebensstils und zum anderen über den notwendigen Einfluss, in öffentlichen Debatten darüber zu bestimmen, welche Aspekte der Nachhaltigkeit in den Fokus rücken (ebd.: 345).

Mittelklassen mit hohem kulturellen Kapital in erster Linie kognitiv gerahmt werden; d.h. als Fragen individueller und bewusster Reflexion des eigenen Alltagshandelns. Die Autoren nennen dies »heroischen Verzicht« – eine Strategie, die vor allem den Gruppen vorbehalten sei, die diesen Verzicht freiwillig ausüben, ihn ästhetisieren und positiv besetzen können. Laut Hamborg (2022) entstünden durch diese bewusst hergestellte, selbstdisziplinierende Unterscheidung zwischen *nachhaltigem* und *nicht-nachhaltigem* Konsum Formen des *Othering*[5], die häufig Elemente klassistischer Diskriminierung enthalten. Symbolische Grenzziehungen und Abgrenzungen können wiederum zur Legitimation und Reproduktion sozialer Ungleichheit beitragen – ein Umstand, auf den auch schon Bourdieu für ästhetisch und ethisch aufgeladene Lebensstile hingewiesen hatte (Bourdieu 1982).

Die Grenzziehungen im Bereich ökologischer Ernährungs- und Lebensweisen versprechen laut Flemmen (2025) vor allem durch veränderte gesellschaftliche Kontextbedingungen steigende Distinktionsgewinne. Dazu gehören eine gestiegene Sensibilität für Fragen von Klimawandel und Umweltschutz, eine starke De-Politisierung ökonomischer Fragen und die damit einhergehenden Muster individueller Verantwortungszuschreibung, und die gestiegene Vermarktung *grüner* und vermeintlich umweltfreundlicher Produkte, wodurch suggeriert wird, dass die Lösung von Umweltfragen in Konsumentscheidungen liegen könne (ebd.: 928).

Auch, wenn die skizzierten theoretischen Perspektiven umfassender zu verstehen sind und sich nicht ausschließlich auf den Konsum von Fleisch beziehen, so ist Fleisch dennoch ein Produkt, an dessen (Nicht-)Konsum sich zahlreiche Ernährungsweisen definieren. Der massenhaften industriellen Ausbeutung, Tötung und Verarbeitung nicht-menschlicher Lebewesen wird aus ökologischen und ethischen Gründen mit Kritik begegnet; hoher Fleischkonsum wird mittlerweile auch aus gesundheitlicher Sicht verstärkt problematisiert. Fragen des (Nicht-)Konsums von Fleisch bestimmen Teile gesellschaftlicher Debatten (mit), können identitätsstiftend wirken sowie Grenzziehungen besonders deutlich zutage treten lassen. Fleisch als Nahrungsmittel nimmt in Deutschland (als Kontext der vorliegenden Untersuchung) eine besondere soziale und kulturelle Bedeutung ein, da Fleisch eben nicht nur Ernährungsbedürfnisse, sondern auch vielfältige soziale, moralische und symbolische Funktionen erfüllt (z.B. Fiddes 1993, Fischer 2015). Der Fokus meiner

5 *Othering* bezeichnet – verkürzt dargestellt – Konstruktionsprozesse, durch die gesellschaftliche Gruppen als fremd, abweichend oder *andersartig* markiert und dadurch abgewertet werden. Soziale Ungleichheiten, Macht- und Unterdrückungsverhältnisse werden so reproduziert und stabilisiert. Das Konzept ist wesentlicher Baustein postkolonialer Theorien und wurde insbesondere durch Edward Said (1979) geprägt, der mit dem Begriff des »Orientalismus« die diskursive Konstruktion des »Anderen« durch den »Okzident« analysierte. Ebenso tragen Homi Bhabha (1994), Gayatri Ch. Spivak (1985) und weitere Autor:innen zur Weiterentwicklung des Konzepts bei.

Untersuchung lag daher konkret auf dem Konsum von Fleisch (unterschiedlicher nicht-menschlicher Tiere).

3 Methoden

Der erste Teil meiner Arbeit basiert auf einer Analyse großer Sekundärdatensätze: der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe aus dem Jahr 2013 (EVS) und dem Sozioökonomischen Panel aus dem Jahr 2016 (SOEP)[6]. Zentral für die Auswahl der Sekundärdatensätze war, dass sie Daten zu Einkommen, formalem Bildungsniveau und Berufsfeld enthalten, aus denen ich Rückschlüsse auf die sozioökonomische Position ziehen konnte. Außerdem enthalten beide Datensätze differenzierte Informationen zum Thema Fleischkonsum (z.B. Menge, Preis und Art des konsumierten Fleisches)[7]. Die Zusammenhänge in den Daten wurden mithilfe linearer und logistischer Regressionen analysiert[8,9].

Für die Analysen im zweiten Teil meiner Arbeit habe ich 46 problemzentrierte Interviews mit Personen mit unterschiedlichen Kapitalausstattungen geführt[10]. Dabei war der formale Bildungsweg der Befragten Bestandteil der Interviews. Einkommen und Vermögen wurden nicht in allen Interviews benannt, sodass ich die Kapitalausstattungen der Befragten zum Teil auf Basis ihrer subjektiven Selbsteinschätzungen interpretiert habe. Ziel war es, Einblicke in den Ernährungsalltag der Befragten zu erlangen, in Lieblingsmahlzeiten, Erinnerungen an Essen in der Kindheit, Vorstellungen von einer *guten* oder *richtigen* Ernährungsweise, Einschätzungen zur Ernährungsweise des sozialen Umfelds der Befragten und zu Vegetarismus und Fleischkonsum. Außerdem wurde allen Befragten die *Wunschfrage* gestellt – würden sie anders essen, wenn sie weniger, und vor allem wenn sie mehr Geld zur Verfügung hätten? Die Interviews wurden mithilfe strukturierender, qualitativer Inhaltsanalysen nach Mayring (2015) analysiert. Aus dem umfangreichen Material ergaben sich zahlreiche Anknüpfungspunkte, die den Zusammenhang zwischen sozioökonomischer Position und Fleischkonsum beleuchten.

---

6 Mittlerweile liegen auch aktualisierte Versionen beider Datensätze vor (EVS 2018, SOEP 2023), sodass erneute Analysen mit aktuelleren Daten möglich sind und einen zeitlichen Vergleich erlauben.

7 Zu den abhängigen und unabhängigen sowie Kontrollvariablen der Analysen siehe Einhorn (2020: 31ff.).

8 Zu den statistischen Verfahren siehe Einhorn (2020: 35ff.).

9 Um der Bourdieu'schen Annahme eines Zusammenhangs zwischen Positionierungen im *social space* und im *space of food* nachzugehen, werden häufig auch (multiple) Korrespondenzanalysen genutzt (vgl. Ramos 2023, Flemmen 2025).

10 Zur Auswahl der Befragten siehe Einhorn (2020: 25ff.). Zu Alter, Geschlechtsidentität und Kapitalausstattung der Befragten siehe Einhorn (2020: 178).

Die Interviewpartner:innen rekrutierten sich nicht aus den Befragten von EVS oder SOEP. Sie wurden auf Basis der Erkenntnisse der Analysen aus dem ersten Teil ausgewählt. Methodisch lässt sich das Forschungsdesign meiner Arbeit daher als gemischtmethodisches, komplementäres und additives Design verstehen (Small 2011). Zugleich lassen sich beide Analysen auch getrennt voneinander betrachten und interpretieren.

4 Zentrale Erkenntnisse

4.1 Statistische Analysen auf Basis von EVS und SOEP

In diesem Abschnitt fasse ich zentrale Ergebnisse der Regressionsanalysen zusammen, mit denen ich statistische Zusammenhänge zwischen Fleischkonsum, ökonomischem Kapital (hier: Einkommen) und kulturellem Kapital (hier: formales Bildungsniveau und berufliche Position) untersucht habe. Empirische, quantitativ angelegte Studien zu diesem Thema gibt es vorrangig aus den Ernährungswissenschaften oder aus dem Bereich Public Health[11]. Dabei nutzen viele Analysen entweder die Selbstbeschreibung der Befragten, also ob diese sich vegetarisch ernähren oder nicht, oder analysieren Fleischkonsum auf Basis einer aggregierten Variable. Ein besonderer Vorteil meiner Analysen ist die Aufschlüsselung der Daten nach unterschiedlichen Arten von Fleisch sowie die Möglichkeit, Preis und Qualität des gekauften Fleisches einbeziehen zu können.

Zunächst konnte ich feststellen, dass die Wahrscheinlichkeit, sich vollständig fleischlos (oder auch pescetarisch) zu ernähren, mit dem formalen Bildungsniveau steigt. Die Wahrscheinlichkeit ist außerdem bei Studierenden und Selbstständigen höher als in anderen Berufsgruppen, ebenso in Singlehaushalten im Vergleich zu anderen Haushaltskonstellationen[12]. Nicht-vegetarische Personen konsumieren tendenziell weniger Fleisch, je höher ihr formales Bildungsniveau ist. Weniger Fleisch wird im Vergleich zu anderen Berufsgruppen auch bei beruflicher Selbstständigkeit und unter Studierenden konsumiert. Der Zusammenhang zwischen Fleischkonsum und formalem Bildungsniveau zeigt sich sowohl auf individueller Ebene (SOEP) als auch auf Haushaltsebene (EVS; durchschnittliches formales Bildungsniveau des Haushalts). Es lassen sich hier insgesamt keine Unterschiede bzgl. der Art des konsumierten Fleisches erkennen. Die Daten des SOEP deuten lediglich

11 Zum hinsichtlich statistischer Zusammenhänge relevanten Forschungsstand siehe (Einhorn 2020: 28ff.).

12 Auch andere Studien zeigen die Relevanz der Haushaltskonstellation auf. So sind Vegetarier:innen vor allem in Single-Haushalten zu finden und der Fleischkonsum pro Kopf erhöht sich in größeren Haushalten (vgl. Koch et al. 2019).

darauf hin, dass Menschen etwas mehr Fisch konsumieren, wenn ihr formales Bildungsniveau steigt. Außerdem ist der Zusammenhang zwischen steigendem formalem Bildungsniveau und geringerem Fleischkonsum grundsätzlich in (durchschnittlich) jüngeren Haushalten noch stärker ausgeprägt als in (durchschnittlich) älteren Haushalten. Er ist außerdem stärker ausgeprägt bei weiblich identifizierten Personen im Vergleich zu männlich identifizierten Personen, was insbesondere für den Konsum von Schweinefleisch noch einmal im besonderen Maße gilt. Für Arbeiter:innen lässt sich hingegen kein Zusammenhang zwischen Bildung und Fleischkonsum erkennen; hier geht höhere formale Bildung stattdessen eher mit einem Anstieg des Fischkonsums einher als in anderen Berufsgruppen.

Die Höhe des Einkommens hat keinen Effekt auf die Wahrscheinlichkeit einer fleischlosen Ernährungsweise – weder auf Haushalts- noch auf Individualebene. Auch zwischen dem Einkommen und der Häufigkeit des Fleischkonsums insgesamt zeigt sich kein Zusammenhang. Bei der Betrachtung unterschiedlicher Arten von Fleisch fällt allerdings auf, dass sich bei steigenden Einkommen der Konsum von Geflügel- und Schweinefleisch etwas reduziert, während sich der Konsum von Rindfleisch tendenziell erhöht. Außerdem wird mit höherem Einkommen zwar nicht mehr Fleisch gegessen, dafür ist das erworbene Fleisch jedoch hochpreisiger. Dieser Effekt ist auch bei steigendem formalen Bildungsniveau zu beobachten.

Während formale Bildung also die Wahrscheinlichkeit einer vegetarischen oder fleischreduzierten Ernährungsweise erhöht, verschiebt sich – nach meiner Interpretation der Daten – mit steigendem Einkommen die Tendenz hin zum *Flexitarismus*. Dieser wird, wie auch der Vegetarismus, zumeist als freiwillige Ernährungsform definiert, die wenig, aber dafür hochpreisiges Fleisch beinhaltet. Damit bestätigen die Ergebnisse die bereits existierenden Studien bezüglich des Zusammenhangs zwischen formaler Bildung und Fleischkonsum und qualifizieren die bis dahin uneindeutig ausfallenden Erkenntnisse hinsichtlich des Zusammenhangs zwischen Einkommen und Fleischkonsum, indem sie darauf hindeuten, dass Einkommenseffekte sich für unterschiedliche Arten und (monetäre) Wertigkeiten von Fleisch zum Teil gegensätzlich darstellen und daher bei einer aggregierten abhängigen Variable potentiell gegenseitig aufheben (vgl. Einhorn 2020: 28ff.).

4.2 Interviews mit Essenden

Über problemzentrierte Interviews mit Menschen mit unterschiedlichen Kapitalausstattungen und Ernährungsweisen wollte ich die zuvor benannten Zusammenhänge qualifizieren. Aus den Interviews sollten vor allem Einblicke in symbolische Deutungen von Fleisch, subjektiv relevante Begründungszusammenhänge und Selbstverständnisse der Befragten sowie symbolische Grenzziehungen gewonnen werden. Es wurden Interviewpartner:innen mit unterschiedlichen Essgewohnheiten ausgewählt. 23 Interviewpartner:innen berichteten von einer fleischlosen

Ernährung, 23 weitere Personen konsumierten zum Zeitpunkt der Befragung Fleisch in unterschiedlichen Mengen. Zugleich fanden sich in beiden Gruppen auch Personen mit unterschiedlichen Kapitalausstattungen. Aus Platzgründen stelle ich meine Ergebnisse hier beispielhaft dar[13].

Zunächst wurde deutlich, dass alle Befragten – zumindest in der Interviewsituation – bestimmte Ernährungsideale in Bezug auf Fleisch teilten. Dabei wurden Gesundheits- und Körperbildideale ebenso genannt wie Ideale *ethisch orientierten* Konsumverhaltens. Zu letzteren zählten vor allem die Themen Tierwohl, Klima- und Ressourcenschutz, regionale und saisonale Produktion sowie das Vermeiden von Lebensmittelverschwendung. Klima- oder Ernährungsgerechtigkeit wurde seltener genannt, ebenso Fragen der Arbeitsbedingungen in der fleischproduzierenden Industrie. Nennung oder Anerkennung dieser Ideale standen dabei nicht im Zusammenhang mit dem ökonomischen oder kulturellen Kapital der Befragten.

Rückblickend betrachtet lässt sich die hohe Prävalenz der aufgeführten Ernährungsideale nur zum Teil intrinsischen Präferenzen zuschreiben. Bei der expliziten Frage danach, was die Befragten bei ihrer Ernährung für wichtig halten, ist davon auszugehen, dass alle Befragten (auch) auf kollektiv verfügbare Interpretationsmuster, und damit auf dominante Narrative einer *guten* oder *richtigen* Ernährung zurückgriffen[14]. In einer Interviewsituation, in der ein bestehendes Machtgefälle zwischen Forschenden und Befragten auch zu sozial erwünschten Antworten und zur Sorge vor Bewertungen führen kann, ist dies naheliegend. Der wichtige Punkt hier ist aber, dass fast alle Befragten, unabhängig von ihren Kapitalausstattungen, auf diese Interpretationsmuster zurückgreifen; sich also dieser Narrative bedienen konnten und diese ihnen damit bekannt waren. Worin sich die Befragten unterschieden, waren die verbalen und emotionalen Reaktionen auf die angesprochenen Narrative. So können selbstbewusste Abgrenzung, stolze Affirmation oder schamhaftes Beichten klassenspezifische Reaktionen sein, die die strukturell bedingte (Un-)Möglichkeit zur Umsetzung bestimmter Formen der Lebensführung sowie das Wissen um die damit verbundene gesellschaftliche Auf- oder Abwertung widerspiegeln.

Relevant war für mich auch die Frage, welche Bedeutungen die Befragten dem Fleischkonsum beimessen, und inwiefern eine Veränderung von Ernährungspraktiken hin zu einer fleischlosen oder fleischreduzierten Ernährung durch verschiedene Kapitalsorten bedingt wird. Dahinter stand die Grundannahme, dass eine fleischlose Ernährungsweise in der aktuellen Gesellschaft tendenziell als Abweichung von

13 Zu den Analysen der Interviews siehe Einhorn (2020: 62ff.).

14 Hamborg (2022) arbeitet beispielsweise heraus, wie durch politische Kampagnen bestimmte Formen der Lebensführung staatlich legitimiert oder delegitimiert werden. Auch Robnik (2022) analysiert, wie Vorstellungen von der *richtigen* Ernährung konstruiert und zu hegemonialen Narrativen werden.

einer etablierten Ernährungsnorm gilt[15]. Dies wurde in den Interviews bestätigt. Einige Befragte hatten ihren Fleischkonsum eingestellt oder reduziert, aber für keine Person war dies sozialisationsbedingt der Status Quo. Damit machte eine Reduktion des eigenen Fleischkonsums für die Befragten eine Veränderung oder Abweichung von einer Norm oder Gewohnheit notwendig – und die Handlungsspielräume für solche Veränderungen bzw. Abweichungen sind je nach sozioökonomischer Position ungleich verteilt.

Zwei Argumente für diese ungleiche Verteilung möchte ich hier herausgreifen. Die Umsetzung neuer Ernährungsmuster erfordert zusätzliches kulinarisches Wissen und die Möglichkeit, neue Ernährungspraktiken in die Tat umzusetzen. Ersteres war für viele Befragte entweder ein Nebenprodukt geografischer Mobilität (z.B. durch Auslandsaufenthalte, Urlaube, Dienstreisen oder Umzüge für Studium oder Beruf) oder eine proaktive Investition (z.B. durch Kochkurse, das Bestellen von Kochboxen, häufiges Außer-Haus-Essen), worin sich jeweils die Bedeutung kulturellen und ökonomischen Kapitals zeigte. Was die Umsetzung angeht, berichteten Befragte mit weniger ökonomischem Kapital in Haushalten mit Kindern z.B. vom Risiko kulinarischer Experimentierfreudigkeit: Wenn Kinder neue Speisen und Rezepte nicht mögen, werden Lebensmittel möglicherweise verschwendet, was ein knappes Haushaltsbudget nicht zulässt.

Die Umstellung von Ernährungsgewohnheiten war außerdem für alle Befragten in geringerem oder höherem Maße zunächst mit sozialen Konflikten verbunden. Soziale Anpassungsfähigkeit und Loyalität wurden eher von Befragten mit weniger geringerer Kapitalausstattung betont und wertgeschätzt, während bei Befragten mit viel kulturellem und ökonomischem Kapital eher Individualisierungs- und Selbstoptimierungsbestrebungen verbreitet und anerkannt waren. Dies wird vor allem damit begründet, dass Personen mit hohem kulturellen oder ökonomischen Kapital soziale Anerkennung bereits über die Verfügungsgewalt über diese Ressourcen für sich beanspruchen können, während für Personen mit weniger Kapitalien die Pflege und Aufrechterhaltung sozialer Netzwerke durch Anpassung und Respektabilität existenziell wichtiger sind (z.B. Sayer 2005). Gleichermaßen können die Individualisierungsbestrebungen von Gruppen mit hoher Kapitalausstattung als Elemente eines milieuspezifischen Habitus interpretiert werden. Die Umstellung sozialer, inklusive kulinarischer Praktiken, wird also für unterschiedliche Gruppen ungleich sozial sanktioniert oder belohnt.

---

15 Es ist unbestritten, dass populäre und normalisierte Ernährungsweisen, die im untersuchten Kontext mit hohem Fleischkonsum assoziiert werden, geografisch und historisch kontingent sind. Die heutige Verfügbarkeit von Fleisch für breite Bevölkerungsschichten und die damit verbundene Normalisierung des Konsums wurde erst durch tiefgreifende Transformationen der industriellen sog. Nutztierhaltung sowie der Mensch-Tier-Verhältnisse möglich (vgl. Nungesser/Winter 2021).

4.3 Symbolische Grenzziehungen

Abschließend gehe ich auf Praktiken symbolischer Grenzziehungen ein, die in den Interviews zutage traten. Diese habe ich in meiner Dissertation nur kurz angerissen, betrachte sie aber heute als zentrale Elemente der Interviews. Wie im vorigen Abschnitt erwähnt, hätte es für eine Analyse habitualisierter Alltagspraktiken andere Forschungsmethoden gebraucht (z.B. Ernährungstagebücher, ethnografische oder fotografische Methoden), während in den von mir geführten Interviews und Analysen vorrangig reflexiv zugängliche Wissensbestände, also insbesondere auch die symbolische Dimension von Essstilen erfahr- und erfassbar wurden.

Zur Erinnerung: In Kapitel 2.3 gehe ich kurz auf das Konzept der symbolischen Grenzziehungen nach Lamont (1992, 2002) und dessen Spezifikation für ökologischen Konsum nach Neckel (2018) ein. Für Neckel (2018) äußert sich ökologische Distinktion in drei Formen: in Form kultureller Grenzziehungen auf Basis von Wissen und Aufklärung zu ökologischen Fragen, in Form sozioökonomischer Grenzziehungen auf Basis verfügbarer finanzieller Ressourcen für nachhaltigen Konsum, und in Form moralischer Grenzziehungen auf Basis einer *vorbildlichen* und verantwortungsvollen Lebensführung.

Auch meine Interviews waren von moralischen Grenzziehungen durchsetzt. Dabei betonten Befragte mit fleischlosen Ernährungsmustern besonders explizit die moralische Dimension des Konsums; Vorstellungen von *richtigen* und *falschen* Ernährungsweisen fanden sich jedoch in allen Interviews.

Befragte mit fleischlosen Ernährungsstilen übernahmen sehr häufig individuelle Verantwortungszuschreibungen sowie die Anrufung von Konsument:innen als rational handelnde Entscheidungsakteure, die immer eine Wahl hätten. Einige konstruierten eine fleischlose Ernährungsweise als unvermeidbare Konsequenz kulturellen und sozialen Fortschritts. Wenige Befragte zielten hier vor allem auf die industrielle Fleischproduktion ab und vergleichen diese mit Formen der Sklaverei und anderen systematischen Ausbeutungspraxen. Andere der sich selbst als vegetarisch oder vegan bezeichnenden Befragten assoziierten individuellen Fleischkonsum mit anderen Praktiken wie Rauchen, übermäßigem Alkohol- oder Fast-Food-Konsum sowie mit gesundheitlichen Problemen und äußerten die Position, dass individueller Fleischkonsum stärker stigmatisiert sein sollte. Demgegenüber gab es auch Befragte, die sich selbst fleischlos ernähren, und durchaus Schwierigkeiten anerkannten, die mit einem Ernährungswandel einhergehen, und Verständnis für Konsument:innen in anderen Lebenslagen zeigten. Hier wurden kulturelle und soziale Grenzziehungen gemeinsam verhandelt und nicht in moralische Grenzziehungen überführt. Interessant ist außerdem, dass vegetarische oder vegane Befragte auch untereinander starke moralische Grenzziehungen vornahmen, indem sie sich gegenseitig *die falschen Gründe* für eine fleischlose Ernährung zuschrieben. Demnach sei eine fleischlose Ernährungsweise aus gesundheitlichen

Gründen *weniger wertvoll* als aus ökologischen oder tierwohlbezogenen Aspekten. Die Praxis einer fleischlosen Ernährung beansprucht für diese Befragten nur Gültigkeit, wenn damit auch *die richtigen* Moralvorstellungen einhergehen. Hier wird eine fleischlose Ernährung auch sinn- und identitätsstiftend und unabhängig von Kapitalausstattungen mit zahlreichen Formen von moralischen Grenzziehungen und Bewertungen gegenüber anderen Konsument:innen verbunden.

Aber auch bei anderen Befragten wurde der Ernährungsstil zur Quelle eigener Auf- und nach außen gerichteter Abwertung. Dies ist insbesondere für die Befragten der Fall, die den eigenen Fleischkonsum reduziert hatten, sich aber dennoch explizit von fleischfreien Ernährungsweisen als *zu radikal* oder *zu moralisch* abgrenzten. *Schlechte* Ernährung, d.h. hier vor allem Ernährungsmuster mit hohem Fleischkonsum und der Konsum von preiswerten, hochverarbeiteten Fleischprodukten wurden von diesen Befragten eher individualisiert und damit kulturalisiert, also auf einen schlechten Charakter und eine defizitäre Lebensweise statt auf fehlende Ressourcen oder andere Prioritätensetzungen zurückgeführt. Sie eröffneten damit Interpretationen, die an responsibilisierende und individualisierende Schuldzuschreibungen anschlussfähig sind und sich in Forderungen verbesserter Wissensvermittlung manifestierten. Gleichzeitig fand eine Abgrenzung von fleischfreien Ernährungsweisen statt, denen wiederum eine *übertriebene Moralisierung* zugesprochen wurde. Diese doppelte moralische Grenzziehung (gegenüber Personen mit hohem Fleischkonsum als *amoralisch* und gegenüber vegetarischen und vor allem veganen Personen als *hypermoralisch*) findet sich in besonders ausgeprägter Form vor allem bei flexitarischen Befragten mit hohem kulturellem und relativ hohem ökonomischem Kapital.

5 Diskussion und Ausblick

Abschließend möchte ich die zentralen Erkenntnisse dieses Beitrags in sechs Punkten zusammenfassend diskutieren und Anschlusspunkte für zukünftige Forschungsarbeiten aufzeigen.

Erstens, es lässt sich empirisch weiterhin beobachten, dass sowohl die Häufigkeit des Fleischkonsums als auch die Art und Qualität des konsumierten Fleisches ungleich innerhalb der Bevölkerung in Deutschland verteilt sind. Fleischverzicht ist vor allem mit hohem kulturellen Kapital verbunden sowie bei Studierenden, Selbstständigen und in Single-Haushalten häufig vorzufinden. Einen verringerten Fleischkonsum finden wir eher bei steigendem ökonomischem Kapital, wobei gleichzeitig auch die Preise für das gekaufte Fleisch steigen. Es besteht also, der Individualisierungsthese widersprechend, ein Zusammenhang zwischen dem *social space* und dem *space of food* (siehe Fußnote 1), wie von Bourdieu proklamiert und in neueren Untersuchungen wiederholt belegt. Dabei ist das kulturelle Kapital relevanter als das

ökonomische Kapital, was zahlreiche Studien zu Fleischkonsum im Speziellen, aber auch zu sogenannten nachhaltigen Konsummustern im Allgemeinen bestätigt (vgl. Flemmen et al. 2018, Trübner et al. 2022, Mau et al. 2023, Ramos 2023, Westheuser et al. 2025). Flemmen (2025) interpretiert dies als Versuch der mittleren Klassen, sich nicht nur vom Luxusgeschmack der oberen Klassen abzugrenzen, sondern auch horizontale Grenzziehungen gegenüber wohlhabenden Gruppen innerhalb der mittleren Klasse im Sinne eines »Anti-Materialismus« vorzunehmen (ebd.: 924).

Zweitens, eine Tendenz zum *Flexitarismus* geht häufig neben hohem kulturellen und relativ hohem ökonomischen Kapital auch mit einer kulinarischen Experimentierfreudigkeit einher, was sich als Zustimmung zur Omnivorizitätsthese deuten ließe: Eine generelle Offenheit gegenüber verschiedenen Ernährungsweisen verweist auf eine grundsätzliche Anpassungsfähigkeit, Inklusivität und demonstrative Toleranz; wird aber auch distinktiv genutzt und mit moralischen Grenzziehungen gegenüber Fleischverzicht als *zu radikal* und *hypermoralisch* und hohem Fleischkonsum als *ungesund* und *amoralisch* verknüpft. Die von einigen Autor:innen geäußerte These, dass Fleischverzicht statt Fleischkonsum in privilegierten Gruppen zum Distinktionsmerkmal werde (z.B. Flick/Rose 2012, zitiert nach Winter 2023, Trübner et al. 2022), kann ich auf Basis meiner Ergebnisse nur eingeschränkt stützen. Vielmehr gehen starke Grenzziehungen auch von Personen mit fleischreduzierten Ernährungsweisen aus, was eher für die von Johnston und Baumann (2014) formulierte These spricht, dass bestimmte Formen des Fleischkonsums (geringere Quantität, vermeintlich höhere Qualität) als *richtig* und *gut* markiert werden. Auch Personen mit einer fleischlosen Ernährungsweise grenzen sich zum Teil stark von *amoralischen* Ernährungsweisen ab; nur wenige erkennen die notwendigen finanziellen, sozialen, kulturellen und zeitlichen Ressourcen an, die mit Ernährungsumstellungen verbunden sind. Personen mit einer fleischfreien Ernährung ziehen dabei auch moralische Grenzen gegenüber Personen, die sich *aus den falschen Gründen* fleischfrei ernähren. Die Grenzziehungen essentialisieren dabei häufig die betreffenden Konsument:innen und schreiben *falsche* Ernährungspraktiken einem defizitären Charakter oder fehlendem Wissen zu. Auf Basis dieser umfassenden Grenzziehungen teile ich die Kritik von Flemmen (2025) am Konzept des Öko-Habitus: Viele der von Personen mit relativ hoher Kapitalausstattung dargestellten Ernährungspraktiken haben (auch) performativen Charakter und werden nicht als Ergebnis intrinsischer In-Wert-Setzungen verwirklicht. Hier braucht es weitere Forschung, um diese vorsichtige Vermutung zu stützen.

Drittens, der Verweis auf unterschiedliche Ernährungsideale, also auf gesellschaftliche Narrative des *guten* und *richtigen* Essens, ließ sich in meinen Interviews bei allen Befragten beobachten. Die häufig mit klassenspezifischen Konsummustern verbundene Empfehlung, Konsument:innen über Bildungskampagnen besser aufzuklären, um Ernährungspraktiken zu verändern, muss also notwendigerweise ins Leere laufen (kritisch dazu siehe auch Brunner 2019, Winter 2023, Rückert-

John/Bonaker 2025). Eine gewisse Diskrepanz zwischen reflexiv geäußerten Ernährungsidealen und tatsächlichen Ernährungspraktiken ist keinesfalls pathologisch, sondern der Normalfall. Dies wird auch in anderen Studien bestätigt (z.B. Johnston et al. 2011, Grauel 2014, Beagan et al. 2014). Besonders der Umgang mit Ernährungsidealen fiel bei den Befragten dementsprechend unterschiedlich aus. Eingeständnisse einer *falschen* Ernährung sind vor allem für Personen mit einer geringeren Kapitalausstattung mit Scham und Ohnmachtsgefühlen verbunden. Hier bieten sich zukünftige Forschungsarbeiten an, die den Zusammenhang zwischen sozioökonomischer Position und Umgangsweisen mit dominanten Ernährungsidealen, inklusive der rechtmäßigen Abwehr von Zuschreibungen und Moralisierungen, betrachten. Damit gehen auch die Fragen einher, wie Ernährungsideale und politische Handlungsempfehlungen klassenspezifische Handlungsspielräume verschleiern, bestimmte Perspektiven auf Ernährungspraktiken invisibilisieren, und soziale Ungleichheiten und Statushierarchien verstärken können (Neckel 2018).

Viertens, auch in meiner Untersuchung fällt – in Übereinstimmung mit dem Forschungsstand – die hohe Relevanz der Variable *Geschlecht* auf. Nachhaltige Konsumpraktiken und auch Fleischkonsum sind stark vergeschlechtlichte Praktiken, wodurch intersektionale Betrachtungen der Verschränkungen von Klasse und Geschlecht notwendig werden. Dies ist keine neue Erkenntnis; viele Autor:innen haben bereits auf die vergeschlechtlichte Verteilung von Fleischkonsum verwiesen (z.B. Nungesser/Winter 2021, Winter 2023, Rückert-John/Bonaker 2025). Ausführlich zur geschlechtlichen Codierung von Fleischkonsum und Fleischverzicht vgl. Rückert-John/Häußler/Bonaker in diesem Band. Innerhalb von Haushalten bestehen hier potentiell vergeschlechtlichte Konfliktlinien, die sich entlang der Verteilung von Care-, also auch von Ernährungsarbeit, den Bedürfnissen verschiedener Haushaltsmitglieder sowie den häufig weiblichen Anpassungsstrategien abzeichnen (Rückert-John/Bonaker 2025). Im öffentlich-medialen Raum sind die Adressierung unterschiedlicher Geschlechter durch Werbung, Politik und Medien und die damit verbundene (Re-)Produktion vergeschlechtlichter Konsummuster relevant. Auch ein hoher Fleischkonsum, als traditionell mit Männlichkeitskonstruktionen assoziiert, unterliegt Veränderungen, die sich jedoch auch als unterschiedlich zugänglich in unterschiedlichen Klassenlagen ergeben (Winter 2023). Hier könnten weitere Forschungsarbeiten in unterschiedlichen Theorietraditionen und methodologischen wie methodischen Zugängen anschließen.

Fünftens, und weiter entfernt von meinem ursprünglichen Forschungsinteresse, wären die Entstehung, Etablierung und Reproduktion von Ernährungs- und Konsumidealen im politisch-medialen Raum zu untersuchen, auf die auch meine Interviewpartner:innen sich in unterschiedlicher Weise beziehen (konnten). Aus kultursoziologischer Perspektive gefragt: Wie werden Legitimitätsunterschiede zwischen unterschiedlichen Konsumpraktiken hergestellt (Berli 2018)? Westheuser et al. (2025) verweisen beispielsweise darauf, dass die akademischen Mittelklas-

sen durch ihre einflussreichen Positionen in öffentlichen Debatten aktiv an der Herstellung dominanter Narrative beteiligt sind und sie dementsprechend als für sich selbst gewinnbringend auslegen können. Für die Analyse staatlich initiierter Programme hat sich das Konzept der *Gouvernementalität*[16] im Anschluss an Michel Foucault (u.a. 2004) als zielführend erwiesen. Einen spannenden Einblick in die diskursive Konstruktion dominanter Narrative im Bereich nachhaltiger Konsumpraktiken liefert Hamborg (2022); auch die Arbeit von Robnik (2022) ist hier instruktiv.

Sechstens, und abschließend wäre zu fragen, ob es zur Bearbeitung ökologischer Mehrfachkrisen die Konsument:innen sind, die adressiert werden sollten, wenn wir auf die Umweltfolgen der Fleischproduktion in Deutschland und weltweit abzielen. Die systematische Ausbeutung nicht-menschlicher Tiere, Überproduktion, Export und die Verschwendung von Lebensmitteln können von individuellen Konsumentscheidungen nur bedingt beeinflusst werden[17]. Dass die politisch-ökonomischen Produktionslogiken der Massentierhaltung in meinen Interviews kaum angesprochen wurden, deutet darauf hin, dass politische Responsibilisierungsstrategien wirksam sind und individuelle Konsummuster fokussiert werden. Dies birgt, wie besprochen, Potentiale für symbolische Abwertungen und vernachlässigt unterschiedliche Lebensrealitäten. Auch meine Ergebnisse zeigen an vielen Stellen, wie Konsument:innen symbolische Grenzziehungen setzen und dabei andere Ernährungsweisen samt ihrer Träger:innen abwerten. Aufmerksamkeit wird hier fehlgeleitet – weder in Richtung der politökonomischen Bedingungen der Fleischproduktion noch in Richtung der diesen zugrunde liegenden Mensch-Tier-Natur-Verhältnisse noch in Richtung verteilungspolitischer Maßnahmen, die die Möglichkeiten nachhaltigen Konsums als Verteilungs- und Gerechtigkeitsfragen diskutieren. Zu den speziesistischen Voraussetzungen omnivorer Ernährungsordnungen vgl. Neuthard in diesem Band.

---

16 Der Begriff der Gouvernementalität beschreibt – verkürzt dargestellt – eine Form der Machtausübung, die nicht direkt durch staatliche Zwänge, sondern durch die Steuerung von Verhaltens- und Subjektivierungsweisen wirkt. Mit ihr geht häufig eine Verantwortungsverschiebung auf Einzelpersonen einher, die bestimmte Rationalitäten – etwa nachhaltigen Konsum – internalisieren und umsetzen sollen (z.B. Foucault 2004, Lemke 2008). Gouvernementalität umfasst somit Strategien, durch die Herrschaft über Normen, Diskurse und Selbstführungstechniken ausgeübt wird.

17 So korrespondiert der stetig abnehmende Fleischkonsum in Deutschland nicht in gleichem Maß mit einer Abnahme gewerblicher Fleischproduktion; 2024 ist diese nach nur leichtem Rückgang sogar wieder angestiegen (Fleischproduktion im Jahr 2024 um 1,4 % gestiegen – Statistisches Bundesamt). Deutschland behält weiterhin einen deutlichen Exportüberschuss von Fleisch und Fleischwaren bei.

6 Fazit

Im Rahmen dieses Beitrags skizziere ich einige zentrale Erkenntnisse meiner 2020 finalisierten Dissertationsschrift »Food, classed? Social inequality and diet. Understanding stratified meat consumption patterns in Germany«, die auf Basis eines additiven, gemischtmethodischen Vorgehens entstanden sind. Statistische Analysen der Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 2013 sowie des SOEP 2016 zeigen, dass Ernährungsmuster hinsichtlich des Konsums von Fleisch ungleich in der gesamtdeutschen Bevölkerung verteilt sind. Insbesondere das formale Bildungsniveau ist relevant; mit steigender formaler Bildung wird weniger Fleisch gegessen. Die Effekte des individuellen oder des Haushaltseinkommens fallen etwas differenzierter aus; hier lassen sich keine allgemeingültigen Aussagen treffen. Sinnvoll erscheint hier daher für zukünftige Arbeiten eine stärker differenzierte Analyse der Kategorie *Fleisch*. Auch Alters- und Geschlechtereffekte werden sichtbar, die hier jedoch nicht weitergehend betrachtet wurden. Unterschiedliche Ernährungsmuster sind, wie in den Analysen der qualitativen Interviews mit Essenden aufgezeigt, nicht primär Resultat eines fehlenden Ernährungsbewusstseins oder gar einer *fehlenden Moral*. Über unterschiedliche Mechanismen wirken sich Kapitalausstattungen direkt oder indirekt auf Ernährungsmuster aus – sie sind z.B. Resultate geografischer Mobilität, von Anerkennungslogiken und Identitätsbildungsprozessen, von Möglichkeiten der Aneignung kulinarischen Wissens oder von dem Maße, in dem Lebensmittelverschwendung risikobehaftet ist. All diese Aspekte sind gesellschaftlich ungleich verteilt und vermitteln unterschiedliche Konsumpraktiken. Zugleich zeigt sich in der Studie, dass symbolische Grenzziehungen im Bereich der Ernährung von allen Befragten vorgenommen, jedoch mit unterschiedlichen Emotionen verbunden wurden. Besonders Grenzziehungen gegenüber *amoralisch* Essenden können dabei zu Scham und Abwehr führen. Abschließend wurden auf Basis der Ergebnisse theoretische, praktische und politische Implikationen diskutiert, die hoffentlich fruchtbare Anknüpfungspunkte für weitere Forschung bieten können.

Literatur

Barlösius, Eva (1999/2011): Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, 2. Aufl., Weinheim/München: Juventa.

Beagan, Brenda L./Chapman, Gwen E./Johnston, Josée/McPhail, Deborah/Power, Elaine M./Vallianatos, Helen (2014): Acquired Tastes. Why Families Eat the Way They Do, Vancouver/Toronto: UBC Press.

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Berli, Oliver (2018): »Varianten der Distinktion. Eine Systematisierung der gegenwärtigen Omnivorizitätsforschung«, in: Zeitschrift für Theoretische Soziologie 2, S. 203–227.

Bhabha, Homi K. (1994): The Location of Culture, London/New York: Routledge.

Blaas, Franziska/Stotten, Rike (2025): »Ernährung als Ausdruck sozialer Position. Über Distinktionspraktiken beim Konsum von Lebensmitteln aus alternativen Ernährungssystemen«, in: Soziale Welt 76(3), S. 285–309. https://doi.org/10.5771/0038-6073-2025-3-285

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Brunner, Karl-Michael (2019): »Nachhaltiger Konsum und die sozial-ökologische Transformation. Die sozialen Praktiken ändern, nicht die Individuen!«, in: Renate Hübner/Birgit Schmon (Hg.), Das transformative Potenzial von Konsum zwischen Nachhaltigkeit und Digitalisierung, Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 23–35.

Carfagna, Lindsey B./Dubois, Emilie A./Fitzmaurice, Connor/Ouimette, Monique Y./Schor, Juliet B./Willis, Margaret/Laidley, Thomas (2014): »An emerging eco-habitus. The reconfiguration of high cultural capital practices among ethical consumers«, in: Journal of Consumer Culture 14(2), S. 158–178. https://doi.org/10.1177/1469540514526227

Devine, Fiona/Savage, Mike (2005): »The cultural turn, sociology and class analysis«, in: Fiona Devine/Mike Savage/John Scott/Rosemary Crompton (Hg.), Rethinking Class. Cultures, Identities and Lifestyles, Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 1–23.

Einhorn, Laura (2020): Food, classed? Social inequality and diet. Understanding stratified meat consumption patterns in Germany. Dissertation, Köln.

Elias, Norbert (1939): Über den Prozess der Zivilisation. Band 1. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Fiddes, Nick (1993): Fleisch. Symbol der Macht, Frankfurt a.M.: Zweitausendeins.

Fischer, Ole (2015): »Männlichkeit und Fleischkonsum. Historische Annäherungen an eine gegenwärtige Gesundheitsthematik«, in: Medizinhistorisches Journal 50(1), S. 42–65.

Flemmen, Magne/Hjellbrekke, Johs./Jarness, Vegard (2018): »Class, culture and culinary tastes. Cultural distinctions and social class divisions in contemporary Norway«, in: Sociology 52(1), S. 128–149. https://doi.org/10.1177/0038038516673528

Flemmen, Magne P. (2025): »Green against greed. Negating economic capital through ecological distinction«, in: The British Journal of Sociology 76(4), S. 907–931. https://doi.org/10.1111/1468-4446.13231

Foucault, Michel (2004): Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France 1977–1978, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Grauel, Jonas (2014): Gesundheit, Genuss und gutes Gewissen. Über Lebensmittelkonsum und Alltagsmoral, Bielefeld: transcript.

Hamborg, Steffen (2022): »Know your lifestyle. Zur Theorie und Empirie von Subjektanrufungen im Kontext nachhaltigen Konsums«, in: Saša Bosančić/Reiner Keller (Hg.), Diskurse, Dispositive und Subjektivitäten, Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 91–116. https://doi.org/10.1007/978-3-658-31557-3_6

Johnston, Josée/Szabo, Michelle/Rodney, Alexandra (2011): »Good food, good people. Understanding the cultural repertoire of ethical eating«, in: Journal of Consumer Culture 11(3), S. 293–318. https://doi.org/10.1177/1469540511417996

Johnston, Josée/Baumann, Shyon (2014): Foodies. Democracy and Distinction in the Gourmet Foodscape, New York/London: Routledge.

Koch, Franziska/Heuer, Thorsten/Krems, Carolin/Claupein, Erika (2019): »Meat consumers and non-meat consumers in Germany. A characterisation based on results of the German National Nutrition Survey II«, in: Journal of Nutritional Science 8, e21. https://doi.org/10.1017/jns.2019.17

Lamont, Michèle (1992): Money, Morals, and Manners. The Culture of the French and the American Upper-Middle Class, Chicago/London: University of Chicago Press. https://doi.org/10.7208/chicago/9780226922591.001.0001

Lamont, Michèle/Molnár, Virág (2002): »The study of boundaries in the social sciences«, in: Annual Review of Sociology 28(1), S. 167–195. https://doi.org/10.1146/annurev.soc.28.110601.141107

Lemke, Thomas (2008): Gouvernementalität und Biopolitik, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Lusk, Jayson L./Norwood, F. Bailey (2016): »Some vegetarians spend less money on food, others don't«, in: Ecological Economics 130, S. 232–242. https://doi.org/10.1016/j.ecolecon.2016.07.005

Mau, Steffen/Lux, Thomas/Westheuser, Linus (2023): Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft, Berlin: Suhrkamp.

Mayring, Philipp (2015): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, 12. Aufl., Weinheim/Basel: Beltz.

Neckel, Sighard (2018): »Ökologische Distinktion. Soziale Grenzziehung im Zeichen von Nachhaltigkeit«, in: Sighard Neckel et al. (Hg.), Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit. Umrisse eines Forschungsprogramms, Bielefeld: transcript, S. 59–76.

Nungesser, Frithjof/Winter, Martin (2021): »Meat and social change. Sociological perspectives on the consumption and production of animals«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 46(2), S. 109–124. https://doi.org/10.1007/s11614-021-00453-0

Paulitz, Tanja/Winter, Martin (2019): »Ernährung aus kultursoziologischer Perspektive«, in: Stephan Moebius/Frithjof Nungesser/Katharina Scherke (Hg.), Handbuch Kultursoziologie, Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, S. 319–336.

Peterson, Richard A. (1992): »Understanding audience segmentation. From elite and mass to omnivore and univore«, in: Poetics 21(4), S. 243–258.

Ramos, Vasco (2023): »Food consumption, social class and taste in contemporary Portugal«, in: Journal of Consumer Culture 23(4), S. 903–925. https://doi.org/10.1177/14695405221149114

Robnik, Tanja (2022): ›Richtig‹ essen. Grenzziehungen im Diskurs um gesunde Ernährung, Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Rückert-John, Jana/Bonaker, Alva (2025): Konsum. Umstellung auf nachhaltige Konsum- und Ernährungsmuster. Expertise für den Vierten Gleichstellungsbericht der Bundesregierung, Berlin: Bundesstiftung Gleichstellung.

Said, Edward W. (1979): Orientalism, New York: Vintage Books.

Sayer, Andrew (2005): »Class, moral worth and recognition«, in: Sociology 39(5), S. 947–963. https://doi.org/10.1177/0038038505058376

Small, Mario L. (2011): »How to conduct a mixed methods study. Recent trends in a rapidly growing literature«, in: Annual Review of Sociology 37, S. 57–86.

Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): »The Rani of Sirmur. An Essay in Reading the Archives«, in: History and Theory 24(3), S. 247–272.

Trübner, Miriam/Nisic, Natascha/Dunker, Alicia/Kley, Stefanie (2022): »Nachhaltiger Lebensmittelkonsum. Eine Frage sozialer Differenzierung?«, in: Soziale Welt 73(4), S. 680–712. https://doi.org/10.5771/0038-6073-2022-4-680

Westheuser, Linus/Mau, Steffen/Lux, Thomas (2025): »Das Klima der Ungleichheit. Zur sozialen Struktur von Klimakonflikten«, in: Berliner Journal für Soziologie 35(2), S. 339–354. https://doi.org/10.1007/s11609-025-00566-3

Winter, Martin (2023): Ernährungskulturen und Geschlecht, Bielefeld: transcript.

Ernährung in der Wohnungs- und Obdachlosigkeit

Jörg Dittmann und Lena Bloemertz

1 Einleitung

Es gibt in den Wohlstandsgesellschaften Europas gegenwärtig wenige Lebenssituationen, in denen die Ernährung als existentiell bedroht bewertet wird. Zu diesen Situationen gehören die Wohnungs- und Obdachlosigkeit. Für Menschen, die ohne Wohnung sind und deshalb in Notunterkünften untergebracht sind oder auf der Straße leben und übernachten, drängt sich unweigerlich die Frage auf, welche Zugänge zu welcher Art von Nahrung bestehen und welche Bedürfnisse, die mit der Nahrungsaufnahme verknüpft sind, durch die bestehenden Hilfen befriedigt werden können.

Ernährungsunsicherheit, finanzielle Armut und Schulden, belastete Gesundheit, keine oder instabile Erwerbsarbeit, schwierige (Aus-)Bildungssituationen, geringe oder einseitige soziale Netzwerke und belastete Familienbeziehungen: Entlang des Verlusts der Wohnung und des Lebens in Notschlafstellen, Notunterkünften und auf der Gasse kumulieren sich in zentralen Dimensionen des Lebens zahlreiche Belastungen (Dittmann et al. 2022). Diese Benachteiligungen spitzen sich zu, wenn die betroffenen Personen einen unsicheren oder illegalen Aufenthaltsstatus besitzen und nur eingeschränkt auf Hilfsangebote zugreifen können (Dittmann et al. 2021).

Solche prekären Lebenslagen verdeutlichen den geringen »Spielraum, den die äußeren Umstände dem Menschen für die Erfüllung der Grundanliegen bieten, die er bei unbehinderter und gründlicher Selbstbesinnung als bestimmend für den Sinn seines Lebens ansieht« (Weisser 1957: 6).

In den sozialpolitischen Debatten zur Ernährung wird häufig auf das bestehende Netz an Tafeln und Essensausgaben (z.B. Suppenküchen) hingewiesen. Das Angebot wird als existentiell wichtig für die Versorgung in Not bzw. im Notfall beschrieben. Die Ausgestaltung der Hilfen im Sinne einer Notfallsituation ist jedoch aus verschiedenen Gründen problematisch: Die Obdachlosigkeit ist für viele Betroffene keine unerwartet eintretende und von kurzer Dauer geprägte Situation. Die europäische Vergleichsstudie von Eurostat aus dem Jahr 2010 kommt zu dem Ergebnis, dass 25 Prozent der Betroffenen länger als 12 Monate obdachlos sind (Euro-

stat 2010). Die schweizerische Studie von Dittmann et al. ermittelt sogar 31 Prozent der 543 befragten Betroffenen, die zwei Jahre und länger obdachlos sind (Dittmann et al. 2021: 47).

Wenn Obdachlosigkeit für einen Großteil der Betroffenen kein episodenhaftes Phänomen darstellt, ist die Frage äußerst relevant, inwieweit die bestehenden Angebote auch für eine längerfristige Ernährung angemessen sind, und insbesondere ob die bestehenden Hilfs- bzw. Essenangebote auch soziale, kulturelle und psychische Funktionen des Essens berücksichtigen (vgl. Flick/Röhnsch 2008) und im besten Falle damit sogar zur Überwindung der Lebenslage Obdachlosigkeit selbst beitragen können.

Sind die Essensangebote primär als akute Notfallhilfe ausgestaltet, zielen sie vor allem auf eine kurzfristige Wirkung im Sinne der unmittelbaren Hungerstillung. Solche basalen Hilfen sind existenziell wichtig. Gleichzeitig ist zu konstatieren, dass der Fokus der Hilfen weniger auf die konkrete Lebenslage der Betroffenen abzielt und weniger personenzentriert und auf Empowerment ausgerichtet ist. In Nothilfesettings geraten die von Obdachlosigkeit Betroffenen damit oftmals in eine passive Rolle von Mildtätigkeit Empfangenden. Dass Betroffene demgegenüber häufig Unterstützungsformen bevorzugen, die eigene Entscheidungen und eine selbstbestimmte Lebensmittelauswahl ermöglichen, zeigen Lampl und Lichtenberger in diesem Band. In diesem Setting entwickeln Nutzer:innen der Essensangebote schnell Routinen und verinnerlichen den Gang zu den Ausgabestellen in ihre Lebenslage der Wohnungs- und Obdachlosigkeit. Bauen Lösungen für soziale Fragen einseitig auf einer Logik des Notfalls und der Stabilisierung des Überlebens auf der Gasse auf, dann können die bestehenden Hilfeangebote im Bereich des Essens unserer Annahme nach ihr Potential zur Überwindung solcher prekären Lebenslagen nicht entfalten.

Basierend auf Analysen englischsprachiger und deutschsprachiger Fachliteratur[1] zu Ernährung, Armut und Obdachlosigkeit sowie aufbauend auf Forschungsaktivitäten der Autor:innen im Themenfeld Obdachlosigkeit im schweizerischen Kontext wird in diesem Beitrag zunächst auf Basis empirischer Studien der Frage nachgegangen, inwieweit die Möglichkeit zu einer adäquaten Ernährung bei Menschen in Obdachlosigkeit gegeben ist und welche Auswirkungen die Ernährungssituation auf die Betroffenen hat. Im Anschluss werden die sozialen Funktionen des Essens und im nächsten Kapitel die bestehenden Hilfsangebote für Essen erörtert. Dabei wird zwischen Lebensmittelausgabestellen, d.h. Tafeln und Foodsharingaktivitäten sowie Essensmöglichkeiten, z.B. in Gassen- und Suppenküchen,

1 Die folgenden elektronischen Datenbanken wurden für die Recherche einbezogen ausgewählt: SCOPUS, CONSENSUS. Recherchiert wurde nach den Begriffen Obdachlosigkeit (Homelessness) und Ernährung (food, nutrition), Ernährungssicherheit (food security) sowie Obdachlosenhilfe (homeless support services).

unterschieden. Ausgehend von den Erkenntnissen zur Ernährungssicherheit, den sozialen Funktionen bzw. polyvalenten Bedeutungen des Essens und den vorhandenen Unterstützungsangeboten werden im abschließenden Teil Stoßrichtungen und Weiterentwicklungen im Bereich der Ernährungssicherheit von Betroffenen skizziert. Dabei wird auf lokal-aktivierende und am Gemeinwesen ausgerichtete Modelle wie z.B. Community-Food- und Essens-Hubs, niedrigschwellige und mobile Kochmöglichkeiten eingegangen, die in ein sozialräumlich sensibles Hilfesystem integriert sind, welches sich an den Lebenslagen der Betroffenen ausrichtet.

2 Empirischer Forschungsstand zur Ernährungssicherheit von obdachlosen und wohnungslosen Menschen

Nationale wie internationale Meta-Analysen zur Ernährung von Menschen, die armutsbetroffen oder sogar wohnungs- und obdachlos sind, sind größtenteils auf medizinische und gesundheitsbezogene Analysen ausgerichtet. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse sprechen eine eindeutige Sprache: Die Wahrscheinlichkeit einer gesundheitlich ungünstigen Ernährungsweise ist in Armut und insbesondere in Wohnungs- und Obdachlosigkeit markant größer als in der Nichtarmut (Feichtinger 1996; Huang et al. 2022; Ravikumar-Grant et al. 2023).

Als Haupterklärungsstränge für die ungesündere Ernährung bei Armutsbetroffenen bzw. Menschen ohne Wohnung oder Obdach werden geringe Verfügbarkeit und eingeschränkte Zugänglichkeit von höherwertiger Nahrung genannt (Darmon/Drewnowski 2008; Vilar-Compte et al. 2021).

Ravikumar-Grant et al. (2023) weisen in ihrer Meta-Studie auf die – sowohl in Europa, Nordamerika als auch Ozeanien – bestehende Problematik billiger, energiereicher und nährstoffarmer Lebensmittel hin, die Obdachlosen zur Verfügung gestellt werden. Die konsumierten Lebensmittel weisen einen Mangel an Mikronährstoffen und einen Überschuss an Fett, Zucker und Salz auf. Diese Beobachtungen sind nicht neu: Bereits die Studie von Langnäse und Müller aus dem Jahr 2001 zu obdachlosen Erwachsenen in Kiel und Hamburg stellte ein deutliches Defizit beim Verzehr von frischem Obst, Gemüse, Reis und Nudeln fest. 29 Prozent der 75 untersuchten Personen waren in dieser Untersuchung mangelernährt (Langnäse/Müller 2001).

Eine Reihe von Studien erklärt den einseitigen Konsum von ungesunden Lebensmitteln mit der finanziellen Armut und dem *Leben auf der Straße*, welches den Konsum von teuren Lebensmitteln und die Zubereitung von frischen Lebensmitteln verhindert (Easton et al. 2022). Zudem wird fehlendes Wissen zu ausgewogener Ernährung als Erklärung angeführt (Feichtinger 1996) Wissensdefizite in Bezug auf gesunde Ernährung, die bei Menschen mit geringer Bildung stärker verbreitet

sind, konnten in empirischen Studien ebenfalls nachgewiesen werden, wobei Bildung wiederum mit Armut korreliert ist (Carasco-Marin et al. 2024).

Die ungesunde Ernährungsweise wirkt sich negativ auf die Gesundheit der von Obdachlosigkeit Betroffenen aus. Die Verfügbarkeit von ungesundem Essen hat das Profil insbesondere der Obdachlosen, die auf der Straße leben, in westlichen Ländern von überwiegend untergewichtig zu fettleibig verändert. In der bereits erwähnten Studie von Langnäse und Müller (2001) waren 23 Prozent adipös, was deutlich über dem Anteil in der Erwachsenenbevölkerung in dieser Zeit von ca. 12 Prozent liegt (Starker/Schienkewitz et al. 2025). Auch in anderen Ländern zeigt sich, dass Menschen mit Erfahrungen von Obdach- und Wohnungslosigkeit überdurchschnittlich in einem ungesunden Body-Maß-Index-Bereich liegen, von dem wiederum erhebliche Gesundheitsrisiken wie z.B. Herz- und Gefäßerkrankungen ausgehen (für Deutschland: Schindel 2024; International: Seale et al. 2016). Langnäse und Müller (2001) berichteten in ihrer Studie, dass zwei Drittel der Menschen ohne Obdach an mindestens einer chronischen Erkrankung litten, darunter ernährungsbedingte Krankheiten.

In Bezug auf massiven Hunger gibt es unterschiedliche Studienergebnisse. In Ländern wie der Schweiz legen die wenigen bestehenden quantitativen Studien, in denen Menschen ohne Wohnung oder Obdach über ihre Ernährungssicherheit Auskunft geben, nahe, dass Betroffene eher selten unter schwerem Hunger leiden. In der auf acht Städte in der Schweiz durchgeführten Studie von Dittmann et al. (2021: 67) gaben 90 Prozent der 521 auskunftsbereiten Obdachlosen an, dass es in ihrer Stadt genug Angebote gibt, wo sie anständig essen können. Auch in der US-repräsentativen Studie von Lee und Greif (2008) werden Ernährungsmangel und Hunger von den Betroffenen mehrheitlich nicht als Problem bewertet, was die Autoren mit einem verbesserten Essensangebot bewerten. Hingegen wird in anderen Studien der Mangel an Nahrung als existentielle Bedrohung im Falle von Obdachlosigkeit bewertet, insbesondere wenn neben der Obdachlosigkeit zusätzliche Probleme wie Suchtabhängigkeit und psychische Erkrankungen hinzukommen (Tarasuk et al. 2005). Drogen- und Alkoholprobleme, die Menschen in Wohnungs- und Obdachlosigkeit überproportional stark betreffen, beeinträchtigen die Aufnahme von Nährstoffen aus der Nahrung (Ijaz et al. 2017).

Die Meta-Analyse von Easton et al. (2022) auf Datenbasis aus England weist auf die negativen Auswirkungen der Ernährungsunsicherheit auf das psychosoziale Wohlbefinden hin. Die Ungewissheit darüber, ob und welche Nahrung am nächsten Tag vorhanden ist und die Fremdbestimmtheit bei der Ernährung werden als wichtiger psychischer Stressor bewertet, welcher die Gesundheit zusätzlich belastet.

Einige wenige Studien konzentrieren sich auf die Lebensphasen Jugend, Obdachlosigkeit und Ernährung. Kloubec und Harris (2021) untersuchen, wie Jugendliche im Raum Seattle Zugang zu Nahrungsmitteln erhalten. An der Umfrage nahmen

122 obdachlose Jugendliche im Durchschnittsalter von 21,6 Jahren teil. Die Ernährungssicherheit wird als schwierig und belastend erlebt, und die meisten Obdachlosen sind sich bewusst, dass die ernährungsphysiologische Qualität der Ernährung in der Obdachlosigkeit oftmals nicht gut ist. So wurde die Qualität von drei Viertel der befragten jugendlichen Obdachlosen als allenfalls durchschnittlich oder darunter bewertet. Interessant an dem Ergebnis ist, dass nur ein Viertel die bestehenden Hilfsangebote (z. B. Lebensmitteltafeln) in Anspruch genommen hatte, ein größerer Teil erhielt Essen direkt auf der Straße, insbesondere durch Betteln (Kloubec/Harris 2021: 48).

In der qualitativen Studie von Flick und Röhnsch (2008), die auf der Befragung von 24 jugendlichen Obdachlosen basiert, werden Ernährungsvorstellungen und -verhalten obdachloser Jugendlicher untersucht. Bemerkenswert sind die Anknüpfungspunkte, die Jugendliche in Bezug auf Essen in der Herkunftsfamilie preisgeben. Die Autor:innen interpretieren dies als »Rückversicherung eines Teils der Lebensgeschichte, in dem noch alles in Ordnung war« (Flick/Röhnsch 2008: 267).

Die Studie von Flick und Röhnsch zeigt zudem, dass die Jugendlichen vage Vorstellungen besitzen, was gesunde Ernährung bedeutet. In der Obdachlosigkeit berichten die Jugendlichen, dass sie Abstriche in der Ernährung machen müssen. Unter den Bedingungen des Lebens auf der Straße ist das Essen situativ, milieu- und ressourcenbedingt organisiert und weicht von den Idealen guter Ernährung ab. In Bezug auf praktische Implikationen, die die Ergebnisse bieten, schlagen die Autor:innen vor, die Jugendlichen über Wissensvermittlung und angeleitetes Kochen zu befähigen, ihre Kenntnisse über Essen zu stärken. Essenszubereitung zu erlernen und das *soziale Ereignis* des Essens zu erleben (Flick/Röhnsch 2008: 275).

Zusammenfassend lässt sich schließen, dass Wohnungs- und Obdachlosigkeit eine gesunde Ernährung markant erschwert: Die finanzielle Armut schränkt den Erwerb von qualitativ höherwertigem Essen ein.

Diese Einschränkungen bedeuten mehr als nur einen Verzicht auf Qualität. Der Wegfall der eigenen Küche reduziert die Möglichkeiten, die Speisen selbst zuzubereiten. Gleichzeitig steigt in der Lebenslage Wohnungs- und Obdachlosigkeit die Abhängigkeit von Lebensmittelausgabestellen und reduziert die Wahlentscheidungen für den Ort, die Zeit und die Art des Essens sowie die Möglichkeit, selbstbestimmt mit anderen Menschen zu essen. Diese Einschränkungen tangieren die eigene Identität und stellen kulturell angeeignete Normen, soziale Regeln und moralische Vorstellungen vom »richtigen« Essen in Frage. Der Ausschluss aus der bzw. die geringen Spielräume der Vergemeinschaftung sind in der Situation der Wohnungs- und Obdachlosigkeit, insbesondere beim Essen, besonders spürbar. Vor diesem Hintergrund möchten wir im Folgenden die sozialen Funktionen des Essens reflektieren und in den Zusammenhang mit der Wohnungs- und Obdachlosigkeit stellen.

3 Soziale Funktionen des Essens

»Der Mensch ist, was er isst« (Feuerbach 1972: 263 [urspr. 1850]). Philosophie, Ethnologie, Soziologie, Psychologie und Kulturanthropologie weisen seit langem auf die multidimensionalen Dimensionen und Funktionen von Ernährung hin. Diese gehen über die rein physiologische Kalorienzufuhr und das Stillen von Hunger hinaus: Essen strukturiert den Alltag und schafft Rituale und Sicherheit, bietet Orientierung und markiert und reproduziert kulturelle und soziale Zugehörigkeit (Douglas 1972).

Die prekäre Ernährungssituation aufgrund der Wohnungs- und Obdachlosigkeit ist Ausdruck einer besonders prekären Lebenslage, in der das gewohnte Essenssetting aufgelöst ist. Während die meisten Menschen, die eine Wohnung haben, über eine eigene Küche verfügen oder eine Küche mit anderen teilen und über einen Mindeststandard an Infrastruktur für Lagerung, Zubereitung und Speisung verfügen, ist das bei Menschen, die von Obdach- oder Wohnungslosigkeit betroffen sind, anders. Die Handlungsmöglichkeiten für die Zubereitung von Essen sind deutlich eingeschränkt. Die Nahrungsaufnahme von Obdachlosen in Bezug auf die Art der Nahrungsmittel sowie die Orte und Zeiten der Nahrungsaufnahme ist fremdbestimmt und insbesondere abhängig von den Hilfseinrichtungen oder der Zivilbevölkerung, den Bekannten, Freund:innen und Fremden, bei denen die Betroffenen essen können. Dieser massive Einschnitt beim Essen beeinflusst das Handeln und Fühlen in der Obdach- und Wohnungslosigkeit.

Essen ist Ausdruck sozialer Positionierung und sozialer Ungleichheit. In der Qualität bzw. in der physischen Deprivation in der Ernährung spiegelt sich die Zugehörigkeit zu sozialen Gruppen in nachteiligen Handlungs- und Lebensbedingungen wider (Heindl 2007). Mit Bourdieu (1984) gesprochen sind Geschmack und Essgewohnheiten nicht nur eine Frage von finanziellen Ressourcen, sondern von Werte- und Normenvorstellungen sowie gesellschaftlichen Zuschreibungen. In diesem Sinne würden Lebensstile, die in *Armutsmilieus* verbreitet sind bzw. dem Milieu zugeschrieben werden, den Ernährungsstil dieser Gruppe erklären (Plasser 1994).

Wie nehmen die Betroffenen die Essensangebote in ihrer multidimensionalen Bedeutung wahr? Zu den wenigen für Deutschland repräsentativen Studien zur Ernährungssicherheit gehört die Untersuchung von Pfeiffer et al. (2015). Die Auswertung der nationalen SILC-Daten von 450 Personen sowie ergänzende qualitative Daten zeigen für Armutsbetroffene starke Einschränkungen ihrer sozialen Teilhabe in Bezug auf Lebensmittel. Die qualitativen Interviews mit Armutsbetroffenen verdeutlichen, dass die Ernährungssicherheit der Haushalte an den dritten Sektor oder an Tafeln keineswegs ausreichend ist oder das Wohlbefinden in Bezug auf soziale Teilhabe nennenswert erhöhen. Menschen ohne Wohnung und Obdach sind in der quantitativen Befragung allerdings nicht einbezogen worden.

Die qualitative Studie zu Nutzer:innen in Westfalen (4 Interviews) von Bocheńska-Brandt und Kanios (2024) zeigt die Ambivalenz in Bezug auf die Inanspruchnahme von institutionellen Angeboten auf. Einerseits wird der Eintritt in eine institutionelle Unterkunft bei den Betroffenen als Erleichterung mit Blick auf Ernährungssicherheit gesehen, andererseits wird die Inanspruchnahme in Bezug auf Autonomie als großer Verlust wahrgenommen.

Pettinger et al. (2017) untersuchen Bedingungen der gesundheitsförderlichen Ernährung auf Basis einer qualitativen Studie zu 9 Nutzer:innen der Obdachlosenhilfe in Plymouth (UK). Sie halten fest, dass Essen mit Emotionen verbunden ist, bei dem Macht bzw. Ohnmacht erfahren wird. Pettinger et al. (2017) weisen zudem auf die große Bedeutung des Umfelds hin, in dem Essen stattfindet. Das Umfeld beeinflusst den Konsum und kann auch zu einem gesünderen Lebensstil motivieren. Das Umfeld dient gleichzeitig als wichtige Quelle für soziale Kontakte, die über das gemeinsame Essen hinausgehen.

Was die Betroffenen an Hilfen im Bereich Ernährung erleben, ist prägend. Für wohnungs- und obdachlose Menschen, deren Tagesabläufe oft von Unsicherheit geprägt sind, kann eine regelmäßige Mahlzeit ein Moment der Stabilität sein. Bereits Goffman (1963) beschreibt solche Routinen als »Normalitätsrituale«, die helfen, soziale Ordnung aufrechtzuerhalten. In diesem Sinne bedeuten Suppenküchen und Tafeln eine Gewöhnung an die *Notfallsituation* und vermitteln, sei es bewusst oder unbewusst, die Rituale des Essens und der Zugehörigkeit. Im nächsten Kapitel soll der Frage nachgegangen werden, wie diese institutionalisierten Essenshilfen gegenwärtig aussehen.

4 Die Entwicklung von institutionalisierten Essenshilfen

Die Idee, obdachlose Menschen mit gespendeten Grundnahrungsmitteln zu unterstützen, ist nicht neu. Ausgehend vom Mittelalter beschreibt Teuteberg (2011), wie sich die Speisung von Armen und anderen Bedürftigen, z.B. kranken und älteren Menschen, im historischen Verlauf verändert hat. Der Hunger bildete im gesamten Mittelalter ein dauerhaftes und omnipräsentes Existenzproblem (z.B. durch markante Ernteausfälle), welches sowohl die Bewohner:innen einer Gemeinde als auch die Verantwortlichen, insbesondere in den Städten, durch Vorratsbildungen zu bekämpfen versuchten.

Die Unterstützung von armen und mittellosen Menschen erfolgte oft im Kontext eines gesellschaftlich verankerten und religiös geprägten Hilfeverständnisses: Essenshilfen waren eine verbreitete Form religiös motivierter Hilfe, eine Geste der Barmherzigkeit, die auch als Mittel zur Erlangung göttlicher Gnade verstanden wurde. Entsprechend wurden die Armenfürsorge und die Sicherung und Verteilung von Nahrung über Almosen aus der religiösen Bevölkerung finanziert. Die

Hilfe stand zudem im Interesse der besser Gestellten und Einflussreichen, denn die Verhinderung von Massenarmut und Hunger bedeutete auch die Verhinderung von Aufruhr und diente damit dem Machterhalt.

Die »rationelle Neuordnung der öffentlichen Armenspeisungen« (Teuteberg, 2011: 55) zwischen dem späten 14. und dem 16. Jahrhundert führte zu einer staatlichen, vor allem in den Städten eingesetzten *Armenpolizey*. Diese hatte den Auftrag, Unterernährung (und den Ausbruch von Krankheiten) zu bekämpfen, die im Zusammenhang mit sozialen Phänomenen wie Vagabundentum, Erwerbslosigkeit, fehlender Sesshaftigkeit stand. Ein zentraler Ansatz bestand darin, die Versorgungslage durch frühzeitige Maßnahmen zur Ertragssteigerung in der Landwirtschaft zu verbessern. Die Kosten dafür wurden bereits damals durch höhere Steuern ausgeglichen. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts wurde weitergehend die wöchentliche Hauskollekte von Staat und Kirche angeordnet, um dem Mangel an Lebensmitteln und auch den Preissteigerungen für Lebensmittel zu begegnen. Auf Basis der Auswertung von Kostplänen u.a. in Spitälern wird deutlich, dass im späten 19. Jahrhundert nach dem Eintritt in die Phase der Hochindustrialisierung, die Nahrung reichhaltiger wurde. Die Verteilung von Nahrungsmitteln an die ärmsten Bevölkerungsschichten erfolgte nicht länger nach den traditionellen ständischen Prinzipien, die sich an sozialer Reputation und Ehrenhaftigkeit orientierten, sondern zunehmend nach ökonomischen Kriterien der Bedürftigkeit (Teuteberg 2011: 59). Zur Bekämpfung von Armut, aber auch damit kinderreiche Arbeiterfamilien nicht hungern mussten, entwickelten die damals bereits existierenden Wohltätigkeitsvereine gemeinschaftliche und öffentliche Küchen (Volksküchen).

Die Volksküchen in der Armenpflege des 19. Jahrhunderts prägen bis heute die staatlichen und nicht-staatlichen Essenshilfen. Zu den bekanntesten existenzunterstützenden Angeboten im Bereich der Ernährung und Lebensmittelabgabe gehören die *Tafeln*. Hierbei handelt es sich um gemeinnützige Organisationen, die überschüssige Lebensmittel sammeln und an Bedürftige verteilen. Überschüssig sind die Lebensmittel, da sie unverkäuflich sind aufgrund von Überproduktion oder Qualitätseinbußen und dadurch nicht mehr in den Supermärkten verkauft werden können.

Die Tafelpraxis ist sehr heterogen. Tafeln unterscheiden sich u.a. in der Trägerschaft und in den Organisationsstrukturen, in der Ausgestaltung der Angebote und den Zugängen sowie in den adressierten Zielgruppen. Diese Vielfalt reicht von universellen Versorgungsansätzen bis hin zu spezifischen Angeboten für Kinder, kulturelle Teilhabe oder bestimmte Interessengruppen. In Deutschland sind 970 Tafeln beim *Bundesverband Deutsche Tafel e.V.* registriert, wobei sich ein erheblicher Teil dieser Tafeln noch in Trägerschaft anderer Wohlfahrtsverbände befindet, was unterschiedliche Zwecksetzungen mit sich bringen kann. Über die Lebensmittelabgabe hinaus bieten einige Tafeln z.B. Mittagstisch und auch Nachhilfe oder Kinderbetreuung an. Insgesamt beziffert der Bundesverband rund 77000 zumeist ehrenamt-

liche Helfer:innen, die jährlich 265.000 Tonnen Lebensmittel an rund 1,5 Millionen Menschen kostenlos oder gegen einen symbolischen Betrag an bedürftige Menschen weitergeben (Tafel Deutschland 2025).

Die Abgabe von Lebensmitteln als Instrument zur Bekämpfung wird von Fachleuten aus der Praxis, Politik und Wissenschaft ambivalent bewertet. Zum einen lindert die Lebensmittelabgabe Hunger und leistet einen Beitrag zur Reduktion der Lebensmittelverschwendung; zum anderen wird an Tafeln kritisiert, dass sie über die Symptombekämpfung nicht hinausgelangen und in dem Sinne kontraproduktiv sind, da die strukturellen Ursachen von Armut verschleiert werden (Selke 2011: 9, 15) und auch die Ursachen der Überproduktion nicht angegangen werden.

Foodsharing-Initiativen sind zivilgesellschaftlich initiierte Aktivitäten, die das Ziel haben, die Wertschöpfungsketten nachhaltiger zu gestalten und dadurch ein nachhaltiges Ernährungssystem herzustellen. Auch sie sind darauf ausgerichtet, überschüssige Lebensmittel (aus dem Handel, aber auch von anderen Konsument:innen (*sharing*)) anzubieten. Nebst der Minimierung der Lebensmittelverschwendung ist das Ziel dieser Initiativen vor allem, die Wertschätzung von Lebensmitteln zu erhöhen. Anders als die Tafeln wenden sich die Lebensmittelangebote damit auch nicht nur an Bedürftige, sondern an alle. De Facto werden die aus den Foodsharing-Initiativen gewonnenen Lebensmittel vielfach von finanzschwächeren Menschen und auch von in Wohnungs- und Obdachlosigkeit befindlichen Betroffenen genutzt.

Auch Menschen ohne Obdach oder ohne Wohnung nutzen die Tafeln oder die Angebote von Foodsharing-Initiativen, obschon für die Verwertung eines Teils der Lebensmittel Küchen und Küchengeräte benötigt werden. Viele Obdachlose suchen Tafeln mit Frühstücks-, Mittags- oder Abendtischen auf, wie es die auf Speisung ausgerichteten Suppen- bzw. Gassenküchen ebenfalls anbieten. Hinter Suppen- bzw. Gassenküchen stehen in Deutschland unterschiedliche Träger (z.B. Wohlfahrtsverbände, Kirchen, Stiftungen, gemeinnützige Organisationen) mit unterschiedlichen Motiven und Zwecksetzungen. Die Arbeiten in den Suppen- bzw. Gassenküchen werden größtenteils durch ehrenamtliche Helfende geleistet. Wie auch bei den Tafeln und Foodsharing-Initiativen finanzieren sich die Suppen- und Gassenküchen zu einem Großteil über Spendengelder. Gassenküchen werden oftmals unter Suppenküchen mit dem Zusatz gefasst, dass sie besonders niedrigschwellig sind und sich insbesondere an Menschen ohne Wohnung oder Obdach richten. Während die Zahl an Essensorten für Armutsbetroffene, insbesondere Obdachlose, in der Schweiz nicht bekannt ist, wird die Zahl an Suppenküchen bzw. Gassenküchen in Deutschland auf 800 geschätzt (Pieper 2012). Wie auch bei den Tafeln wird die Bedeutung der Suppen- bzw. Gassenküchen mehrdeutig diskutiert. In der Ernährungssicherung von Menschen in Armut, Wohnungs- und Obdachlosigkeit erfüllen die Einrichtungen eine direkt lindernde Funktion. Wie bei den Tafeln monieren Kritiker:innen aber auch hier, dass die Symptombekämpfung

eher verhindert, die Ursachen der Armut und Obdachlosigkeit anzugehen und der Staat nicht ausreichend in Verantwortung genommen wird (Baillie et al. 2024). Abhängigkeiten gegenüber Spendengeldern und der Lebensmittelüberproduktion zeigen zudem die Fragilität dieser Angebote. Die Finanzierungssituation minimiert Planungssicherheit und führt nicht zuletzt dazu, dass sich Einrichtungen in Konkurrenz zueinander stellen (Lorenz 2011: 80).

Die fremdbestimmte Auswahl des Essens wird ebenfalls kritisiert. Nutzer:innen werden im, für die eigene Identität bedeutsamen Bereich des Essens in die Rolle »passiv Bedürftiger« (Lorenz 2011: 85) gedrängt. Wie auch bei der Ausgabe von Lebensmitteln können individuelle Bedürfnisse – etwa kulturelle oder gesundheitliche Anforderungen – oftmals kaum berücksichtigt werden (Bazerghi et al., 2016).

5 Perspektiven in der Ernährung von Menschen ohne Obdach

Der bisherige Forschungsstand zu Ernährung in der Armut, respektive Obdach- und Wohnungslosigkeit, weist zwar markante Lücken auf, insbesondere zum Erleben der Essenssituationen von wohnungslosen und obdachlosen Menschen in den staatlichen und nicht staatlichen Hilfestrukturen sowie privaten Hilfesettings. Dennoch wird deutlich, dass der Verlust der Wohnung und eines Obdachs einen massiven Einschnitt in den Bereich der Ernährung hat, sowohl was die Auswahl und Zubereitung des Essens als auch die Speisung und das Teilen des Essens mit anderen angeht. Die Essenssituation von Obdachlosen und Wohnungslosen verschlechtert ihre Ernährungssicherheit und wirkt sich negativ auf ihre Gesundheit aus. Wenn die bestehenden Hilfen die Ernährungssituation nicht langfristig verbessern können, stellt sich die Frage nach alternativen Unterstützungsansätzen, die wir zum Schluss unseres Beitrags skizzieren möchten.

Als Ausgangspunkt unserer Überlegungen bietet sich an, die psychologischen, sozialen und kulturellen Dimensionen des Essens bei der Ausgestaltung der Hilfen im Bereich der Ernährung stärker zu berücksichtigen. Essen ist nicht nur der Moment des Hungerstillens, sondern bietet den Moment, Identität zu zeigen und Teil der Gemeinschaft zu sein.

Basierend auf Erkenntnissen aus der am Gemeinwesen orientierten Sozialen Arbeit, bietet sich an, für Identitätsentfaltung den Sozialraum als Ressource im Umgang mit den Lebenslagen der Betroffenen zu nutzen. Dazu gehören Nachbarschaften und lokale Institutionen, Infrastrukturen und öffentliche Räume. Der lokale Aufbau von Hilfen und die Aktivierung der lokalen Bevölkerung sowie von Schlüsselpersonen des sozialen Nahraums aus Freizeit, Religion und Kultur sowie die von der Sozialen Arbeit angeleiteten Betroffenen, die ihre Lebensmittelpunkte, ihre Lebenswelt und ihre Lebenslage in diesen Sozialräumen haben, stellen alternative Hilfen gegenüber großen Tafeln mit Hunderten von Nutzer:innen dar, die noch

dazu auf Konzepten des Notfalls basieren und in denen die Nutzer:innen aufgrund ihrer großen Zahl in die Rolle passiver Konsument:innen gedrängt sind.

Lokale Hilfen sind idealerweise in den Quartieren angesiedelt, in denen die Armutsbetroffenen bzw. Obdachlosen ihre Lebensmittelpunkte haben und so den verschiedenen Funktionen des Essens leichter nachkommen können. Durch rechtzeitige Interventionen bleiben die Betroffenen Teil der Gemeinschaft. Entwürdigende Verelendungs- und gesellschaftliche Entkopplungsprozesse werden durch gemeinwesenorientierte Ansätze frühzeitig gestoppt, in dem Nachbarschaften, bzw. Teile des Quartiers von Beginn an strukturell verankert Verantwortung für die Armutsbetroffenen übernehmen bzw. aktiv einbinden. Insbesondere wenn Staat, NGOs sowie Wohn- bzw. Zivilbevölkerung und Betroffene sich in ihrem lokalen Engagement gegenseitig stärken und sich in ihrer Wahrnehmung von Aufgaben und Verantwortung aufeinander abstimmen, können lokale Hilfestrukturen aufgebaut werden, die die Lebenslage der Betroffenen besser berücksichtigen.

Zudem ist überlegenswert, die Ernährungshilfe mit anderen Hilfen, insbesondere in den Bereichen Gesundheit, Wohnen, Bildung und Arbeit, aber auch Familie und soziale Netzwerke, lokal zu verknüpfen, damit die Wirkung der Hilfen erhöht werden kann.

Viele Gassenküchen versuchten bereits, die soziale Bedeutung des Essens und die soziale Funktion der Gemeinschaftlichkeit aufzugreifen, die mit der gemeinsamen Speisung unter Bedürftigen zu stärken versuchen. Inklusionsansätze würden diese Essensorte gegenüber allen Gruppen in der Bevölkerung stärker öffnen. Zudem nutzen einige der Suppen- und Gassenküchen den Kontakt mit den Nuzer:innen, um über das Essen vor Ort und auf Informations- und Beratungsangebote aufmerksam zu machen oder bieten Triagen in Bezug auf Wohnen und Gesundheit an. Teilweise sind medizinische und hygienische Angebote vor Ort integriert. Hier wird der Essensort als Kontaktpunkt genutzt, um weitergehende Verbesserungen in den Lebenslagen der Betroffenen zu ermöglichen. Aus der Entwicklung und Kopplung polyvalenter und inkludierender Hilfeangebote ergeben sich Chancen für die Verbesserung oder Überwindung der Lebenslage Obdachlosigkeit bzw. Wohnungslosigkeit.

Für den Bereich des Essens können *Community-Food-Hub-Modelle* als anschlussfähig an die multidimensionalen Bedürfnisse und Bedarfe von Menschen ohne Obdach und Wohnung genannt werden. Dabei handelt es sich um gemeinschaftliche Lebensmittelzentren, in die Lebensmittelbanken, Vorratskammern, soziale Supermärkte, Gemeinschaftscafés, Gemeinschaftsessen integriert sind. Sie setzen auf der lokalen Ebene an und verbessern den Zugang zu erschwinglichen, gesunden und angemessenen Lebensmitteln.

Community-Food-Hub-Modelle gibt es bereits in verschiedenen Städten Europas. Expert:innen attestieren diesen Hubs, dass sie lokale Wohlbefinden, die Gemeinschaft und die gesunde Ernährung stärken (Papargyropoulou et al. 2024). Da-

mit reagieren diese Ansätze auf die aktuell bedeutsamen Fragen der Klimasensibilität und ökologischen Nachhaltigkeit in der Ernährung und in den Hilfen der Sozialen Arbeit (Wierschem 2022). Das bedeutet, dass auch die Hilfeeinrichtungen angehalten sind, die klimabezogenen Risiken, Belastungen und Auswirkungen, die mit ihr einhergehen, zu berücksichtigen und Hilfen entsprechend auszugestalten. Nachhaltige Hilfe bedeutet, die sozialen Wirkungen nicht losgelöst von den ökologischen Wirkungen zu betrachten; also auch bei der Sicherstellung der Ernährung von Obdachlosen die natürlichen Ressourcen zu schonen.

Wenn die Hilfen entlang der gegebenen lokalen Strukturen (z.B. bestehende soziale Treffpunkte) aufgebaut werden und diejenigen Menschen aktiviert werden, die dort wohnen oder im öffentlichen Raum leben, dann können Konnektivität und die Identität mit dem Gemeinwesen leichter gefördert werden. Dadurch erhöht sich das Potential, in einem dynamischen Wechselspiel Lebensmittel zu organisieren, zu verwerten und anzubieten sowie in einer Art zu nutzen, in der Lebensmittel sowohl Teil der gebenden als auch der nehmenden Gemeinschaft sein können. Lokal organisierte Lebensmittelzentren können ein wichtiger Ausgangspunkt sein, um weitere Unterstützung für Bedürftige sozialraumnah zu entwickeln und so die Lebenslage der Obdachlosigkeit dieser Menschen zu überwinden.

Als weiteren Impuls möchten wir lokale, niedrigschwellige und peer-to-peer-Essensangebote nennen, um das Problem fehlender Küchen und der Einschränkungen bei Essensaufbewahrung und -zubereitung anzugehen. Vielversprechend sind auch hier am Gemeinwesen orientierte Angebote, die in lokalen Einrichtungen mit und für Betroffene kochen (z.B. Restaurant du cœur, 2026 in Basel) oder die mobilen Küchen im öffentlichen Raum aufstellen (z.B. Verein Medina in Bern o.J.) und auch Orte der Essenslagerung zur Verfügung stellen.

Abschließend möchten die Autor:innen darauf hinweisen, dass die Nutzung von qualitativ sicheren Lebensmitteln auch in den Wohlstandgesellschaften Europas für Armutsbetroffene auch zukünftig von existentieller Bedeutung bleiben wird. Die Einlösung des UN-Menschenrechts auf Nahrung, welches auf europäischer Ebene derzeit intensiv diskutiert wird (siehe Resolution 2577/2024 des Europarates, Parliamentary Assembly 2024), darf in den Diskursen und Debatten nicht auf Resteverwertung in einer Wegwerfgesellschaft reduziert werden. Die Gesellschaft und insbesondere die Politik sowie die Hilfeeinrichtungen stehen in der Verantwortung, negative und entwürdigende Stereotype von Menschen, die von Wohnungs- und Obdachlosigkeit betroffen sind, nicht zu bedienen, sondern vielmehr aufzulösen.

Literatur

Baillie, Anna/Skivington, Kathryn/Fergie, Gillian (2024): »An exploration of community food pantries in Scotland: Strategic and operational perspectives on addressing food insecurity and health inequalities«, in: BMC Public Health 24, Art. 2881. https://doi.org/10.1186/s12889-024-20421-z.

Bazerghi, Chantelle/McKay, Fiona H./Dunn, Matthew (2016): »The role of food banks in addressing food insecurity: A systematic review«, in: Journal of Community Health 41(4), S. 732–740. https://doi.org/10.1007/s10900-015-0147-5.

Bocheńska-Brandt, Anna/Kanios, Anna (2024): »Funkcjonowanie osób bezdomnych w Niemczech – analiza indywidualnych przypadków«, in: Annales Universitatis Mariae Curie-Skłodowska, sectio J – Paedagogia-Psychologia 37(1), S. 129–138. https://doi.org/10.17951/j.2024.37.1.129-138.

Carrasco-Marín, Fernanda/Parra-Soto, Solange/Bonpoor, Jirapitcha/Phillips, Nathan/Talebi, Atefeh/Petermann-Rocha, Fanny/Pell, Jill/Ho, Frederick/Martínez-Maturana, Nicolás/Celis-Morales, Carlos/Molina-Luque, Rafael/Molina-Recio, Guillermo (2024): »Adherence to dietary recommendations by socioeconomic status in the United Kingdom Biobank cohort study«, in: Frontiers in Nutrition 11, Art. 1349538. https://doi.org/10.3389/fnut.2024.1349538.

Darmon, Nicole/Drewnowski, Adam (2008): »Does social class predict diet quality?«, in: The American Journal of Clinical Nutrition 87(5), S. 1107–1117. https://doi.org/10.1093/ajcn/87.5.1107.

Dittmann, Jörg/Dietrich, Simone/Stroezel, Holger/Drilling, Matthias (2021): »Obdachlosigkeit: Auch eine Frage der Aufenthaltsberechtigung«, in: Zeitschrift für Sozialhilfe ZESO 21(4), S. 16–19. https://doi.org/10.26041/fhnw-4411.

Dittmann, Jörg/Dietrich, Simone/Stroezel, Holger/Drilling, Matthias/Young, Christopher/Roduit, Sabrina (2022): Ausmass, Profil und Erklärungen der Obdachlosigkeit in 8 der grössten Städte der Schweiz (= LIVES Working Paper 93/2022), Lausanne: LIVES Swiss Centre of Expertise in Life Course Research, S. 1–147. https://doi.org/10.12682/lives.2296-1658.2022.93.

Douglas, Mary (1972): »Deciphering a meal«, in: Daedalus 101(1), S. 61–81.

Easton, Corinna/Oudshoorn, Abe/Smith-Carrier, Tracy/Forchuk, Cheryl/Marshall, Carrie Anne (2022): »The experience of food insecurity during and following homelessness in high-income countries: A systematic review and meta-aggregation«, in: Health & Social Care in the Community 30(6), S. e3384–e3405. https://doi.org/10.1111/hsc.13939.

Feuerbach, Ludwig (1850/1975): »Die Naturwissenschaft und die Revolution«, in: Erich Thies (Hg.), Ludwig Feuerbach. Werke, Bd. 4: Kritiken und Abhandlungen III, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 243–265.

Flick, Uwe/Röhnsch, Gundula (2008): »›Ich nehm' dann wirklich 'ne Apfelsine. Das ist meine Medizin.‹ – Ernährungsvorstellungen und -verhalten obdachloser Ju-

gendlicher«, in: Angela Ittel/Ludwig Stecher/Hans Merkens/Jürgen Zinnecker (Hg.), Jahrbuch Jugendforschung. 7. Ausgabe, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 255–278. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91087-1_15.

Goffman, Erving (1963): Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity, Englewood Cliffs, NJ: Prentice-Hall.

Heindl, Ines (2007): »Ernährung, Gesundheit und soziale Ungleichheit«, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 42, S. 32–38. URL: https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/30188/ernaehrung-gesundheit-und-soziale-ungleichheit/ (letzter Zugriff am 15.02.2026).

Huang, C./Foster, Hamish M. E./Paudyal, Vibhu/Ward, Marianne/Lowrie, Richard (2022): »A systematic review of the nutritional status of adults experiencing homelessness«, in: Public Health 208, S. 59–67. https://doi.org/10.1016/j.puhe.2022.04.013.

Ijaz, Sharea/Jackson, Joni/Thorley, Helen/Porter, Katie/Fleming, Clare/Richards, Alison/Bonner, Adrian/Savović, Jelena (2017): »Nutritional deficiencies in homeless persons with problematic drinking: A systematic review«, in: International Journal for Equity in Health 16, Art. 71. https://doi.org/10.1186/s12939-017-0564-4.

Johnson, Kelly/Drew, Corey/Auerswald, Colette (2020): »Structural violence and food insecurity in the lives of formerly homeless young adults living in permanent supportive housing«, in: Journal of Youth Studies 23(10), S. 1249–1272. https://doi.org/10.1080/13676261.2019.1667492.

Langnäse, Kristina/Müller, Manfred James (2001): »Nutrition and health in an adult urban homeless population in Germany«, in: Public Health Nutrition 4(3), S. 805–811. https://doi.org/10.1079/PHN2000119.

Lorenz, Stephan (2011): »Die Tafeln zwischen Konsumismus und ›Überflüssigkeit‹. Zur Perspektive einer Soziologie des Überflusses«, in: Stefan Selke (Hg.), Tafeln in Deutschland. Aspekte einer sozialen Bewegung zwischen Nahrungsmittelumverteilung und Armutsintervention, 2., durchgesehene Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 71–90. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92808-1_3.

Papargyropoulou, Effie/Bridge, Gemma/Woodcock, Sonja/Strachan, Emma/Rowlands, Joanna/Boniface, Elizabeth (2024): »Impact of food hubs on food security and sustainability: Food hubs perspectives from Leeds, UK«, in: Food Policy 128, Art. 102705. https://doi.org/10.1016/j.foodpol.2024.102705.

Parliamentary Assembly of the Council of Europe (2024): Guaranteeing the Human Right to Food. Resolution 2577 (2024), adopted by the Assembly on 3 October 2024, 31st sitting, Strasbourg: Council of Europe. URL: https://pace.coe.int/en/files/33903/html (letzter Zugriff am 15.02.2026).

Pettinger, Clare/Parsons, Julie M./Cunningham, Miranda/Withers, Lyndsey/D'Aprano, Gia/Letherby, Gayle/Sutton, Carole/Whiteford, Andrew/Ayres, Richard

(2017): »Engaging homeless individuals in discussion about their food experiences to optimise wellbeing: A pilot study«, in: Health Education Journal 76(5), S. 557–568. https://doi.org/10.1177/0017896917705159.

Pieper, Beate (2012): Suppenküchen im Spannungsfeld zwischen Nothilfe, Almosen und Sozialabbau. Diskussionsgrundlage für das Suppenküchentreffen vom 22.04.2012, Bielefelder Tisch e. V. URL: https://www.kana-suppenkueche.de/rundbriefe/Beate-Pieper-Suppenkuechen.pdf (letzter Zugriff am 15.02.2026).

Plasser, Gunda (1994): »Essen und Lebensstil«, in: Rudolf Richter (Hg.), Sinnbasteln. Beiträge zur Soziologie der Lebensstile, Wien/Köln/Weimar: Böhlau, S. 88–98.

Ravikumar, Divya/Vaughan, Elena/Kelly, Colette (2022): »Diet quality, health, and wellbeing within the Irish homeless sector: A qualitative exploration«, in: International Journal of Environmental Research and Public Health 19(23), Art. 15976. https://doi.org/10.3390/ijerph192315976.

Ravikumar-Grant, Divya/Kelly, Colette/Nic Gabhainn, Saoirse (2023): »The determinants of the nutritional quality of food provided to the homeless population: A mixed methods systematic review protocol«, in: Systematic Reviews 12, Art. 118. https://doi.org/10.1186/s13643-023-02286-2.

Schindel, Daniel/Karpenko, Renate/Lech, Sonia/Matheis, Elke/Kleyer, Christine/Schenk, Liane (2024): Zur gesundheitlichen und sozialen Lage von Menschen in Wohnungslosigkeit in Berlin-Mitte. Ergebnisse einer retrospektiven Sekundärdatenanalyse der Jahre 2006 bis 2020. Studienbericht Teil 1, Berlin: Charité – Universitätsmedizin Berlin. https://doi.org/10.17169/refubium-46407.

Seale, Josephine V./Fallaize, Rosalind/Lovegrove, Julie A. (2016): »Nutrition and the homeless: The underestimated challenge«, in: Nutrition Research Reviews 29(2), S. 143–151. https://doi.org/10.1017/S0954422416000068.

Solga, Heike/Berger, Peter A./Powell, Justin J. W. (2009): »Soziale Ungleichheit – kein Schnee von gestern! Eine Einführung«, in: Heike Solga/Justin J. W. Powell/Peter A. Berger (Hg.), Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse, Frankfurt a. M./New York, NY: Campus, S. 11–45.

Starker, Anne/Schienkiewitz, Anja/Damerow, Stefan/Kuhnert, Ronny (2025): »Verbreitung von Adipositas und Rauchen bei Erwachsenen in Deutschland – Entwicklung von 2003 bis 2023«, in: Journal of Health Monitoring 10(1), Art. e12990. https://doi.org/10.25646/12990.

Tarasuk, Valerie/Dachner, Naomi/Li, Jinguang (2005): »Homeless youth in Toronto are nutritionally vulnerable«, in: The Journal of Nutrition 135(8), S. 1926–1933. https://doi.org/10.1093/jn/135.8.1926.

Taylor, Natalie/Boyland, Emma/Hardman, Charlotte A. (2024): »Conceptualising food banking in the UK from drivers of use to impacts on health and wellbeing: A systematic review and directed content analysis«, in: Appetite 203, Art. 107699. https://doi.org/10.1016/j.appet.2024.107699.

Teuteberg, Hans Jürgen (2011): »Historische Vorläufer der Lebensmitteltafeln in Deutschland«, in: Stefan Selke (Hg.), Tafeln in Deutschland. Aspekte einer sozialen Bewegung zwischen Nahrungsmittelumverteilung und Armutsintervention, 2., durchgesehene Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 47–69. https://doi.org/10.1007/978-3-531-92808-1_2.

Verein Medina (o. J.): »Für eine Welt, in die viele Welten passen!«, Bern. URL: https://www.vereinmedina.ch/ (letzter Zugriff am 15.02.2026).

Vilar-Compte, Mireya/Burrola-Méndez, Soraya/Lozano-Marrufo, Annel/Ferré-Eguiluz, Isabel/Flores, Diana/Gaitán-Rossi, Pablo/Teruel, Graciela/Pérez-Escamilla, Rafael (2021): »Urban poverty and nutrition challenges associated with accessibility to a healthy diet: A global systematic literature review«, in: International Journal for Equity in Health 20, Art. 40. https://doi.org/10.1186/s12939-020-01330-0.

Wierschem, Viktoria (2022): Soziale Arbeit und ökologische Nachhaltigkeit. Masterthesis (M.A.), Technische Hochschule Köln, Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften, Studiengang Pädagogik und Management in der Sozialen Arbeit, Köln (= Abschlussarbeiten im Kontext der Handlungsfelder Nonformaler Bildung, Forschungsschwerpunkt Nonformale Bildung). URL: https://www.th-koeln.de/mam/downloads/deutsch/hochschule/fakultaeten/f01/soziale_arbeit_und_okologische_nachhaltigkeit.pdf (letzter Zugriff am 15.02.2026).

Migration, Ethnizität und Race

Die Verflechtungen des Essens

Migration, Ernährung und Ungleichheit in einer globalisierten Welt

Judith Ehlert

1 Einleitung

In einer globalisierten Welt weisen Ungleichheiten in der Ernährung über einen nationalstaatlichen Tellerrand hinaus, und das in vielerlei Hinsicht. Der Zugang zu und die Qualität von Lebensmitteln und Mahlzeiten sind nicht allein klassenspezifisch differenziert und vergeschlechtlicht, in einem kapitalistischen Ernährungssystem sind sie auch immer abhängig von der Positionierung als Konsument:in und Produzent:in entlang globaler Güterketten. Gleichermaßen ist die globale Ernährungssicherheit historisch eingelassen in (post-)koloniale Ungleichheitsstrukturen (Hoinle/Brückner 2023; Motta 2021).

Daneben sind es die Mobilität von Menschen und ihre ernährungskulturellen Vorstellungen und Praktiken, die uns über einen vermeintlichen Tellerrand hinausblicken lassen müssen. Um diese soll es im folgenden Beitrag gehen, der die Beziehung von Ernährung und Migration fokussiert. Denn zum einen treffen im Migrationskontext diverse kulinarische Einflüsse und Mahlzeitenkulturen auf lokale und regionale Dominanzküchen und evozieren Aushandlungen kultureller Distinktion, Hybridisierung und kosmopolitischer Offenheit im kulinarischen Feld (Abbots 2016). Gleichzeitig wird *fremdes* Ernährungsverhalten zum Medium für Identitätskonstruktionen, kollektive Zuschreibungen und Abgrenzungen, welche essentialisierend, nicht selten rassifizierend, weit über das kulinarische Feld hinauswirken (Möhring 2012: 13). Zum anderen ist Migrationserfahrung immer auch geprägt durch kulturelle und finanzielle Rückkopplungen an das Herkunftsland. Nicht zu vergessen ist schließlich, dass lokale Ernährungssysteme stark abhängig von (transnationaler) migrantischer Arbeit sind (Simeone et al. 2023). Während Ernährung und Migration also vielfältige relationale Bezüge aufweisen, hinkt die gegenwärtige Forschung in Deutschland dazu hinterher und ist bislang stark ernährungswissenschaftlich dominiert.

Dieser Beitrag präsentiert die Ergebnisse einer systematischen Literaturanalyse zu der Fragestellung, wie Ernährung in Zusammenhang mit Migration in Deutschland diskutiert wird und welche unterbelichteten Bereiche auszumachen sind. Ziel ist, notwendige Forschungsperspektiven für die Migrations- und Ernährungsforschung im Kontext relationaler Ungleichheiten in einer globalisierten Welt aufzuzeigen und die Beziehung von Ernährung, Migration und Ungleichheit weiter zu denken. Das Resümee des Beitrages regt an, den gängigen Fokus auf Klasse und Geschlecht intersektional und lebensweltlich zu erweitern und den methodologischen Nationalismus in der Ungleichheitsforschung durch eine transnationale Perspektivierung zu überwinden.

2 Migration und Ernährungsungleichheit in Deutschland – Das Phänomen und seine (gängige) Erklärung

Internationale Migration ist ein konstitutives Element der Globalisierung. 2024 waren 3,7 Prozent der Weltbevölkerung grenzüberschreitend mobil – im Zuge von Erwerbsarbeit, Familiennachzug und zu Ausbildungszwecken. Ein weitaus geringerer, wenngleich steigender Anteil geht auf Fluchtbewegungen durch die kontinuierliche Zunahme an geopolitischen Konflikten zurück (McAuliffe/Ceriani Cernadas 2026: 13–24).

In Deutschland haben heute circa ein Viertel der Bevölkerung eine Einwanderungsgeschichte[1], die sich entlang von Herkunftsregion, Generation und Migrationsregimen ausdifferenziert (Statistisches Bundesamt 2026a). Die deutsche Migrationsgeschichte lässt sich im Kontext der internationalen Auseinandersetzungen des Kalten Krieges verorten. Wirtschaftlicher Aufbau und Aufschwung waren im geteilten Nachkriegsdeutschland Mitte der 1950er und 1970er Jahre stark abhängig von der Anwerbung sogenannter Gastarbeiter:innen aus Südeuropa und Nordafrika in die BRD bzw. von Vertragsarbeiter:innen aus kommunistischen Bruderstaaten, vor allem aus Vietnam, in die damalige DDR. Die Ost-West-Konfrontation und der Fall des *Eisernen Vorhangs* induzierte die Migration, Flucht und Vertreibung sogenannter Aussiedler:innen u.a. aus Polen und der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland. Die BRD nahm Geflüchtete aus Südvietnam auf, die vor den Folgen der kommunistischen Wiedervereinigung Nord- und Südvietnams im Jahr 1975 als sogenannte »boat people« flohen (Bade/Oltmer 2008: 159ff.). Migrantische Lebenswelten im heutigen Deutschland gehen auf diese globalhistorischen Verflechtungen

1 »Personen, die entweder selbst (erste Generation) oder deren beide Elternteile (Nachkommen, zweite Generation) seit 1950 nach Deutschland eingewandert sind« (Statistisches Bundesamt 2026a).

zurück. Die staatliche Anerkennung, ein Einwanderungsland zu sein, erfolgte hingegen erst spät, mit dem Zuwanderungsgesetz 2005 (ebd.: 169).

Es folgten weitere starke Fluchtbewegungen aufgrund von Kriegen nach Deutschland, 2015 vor allem aus Syrien. Seit Beginn des Angriffskrieges Russlands auf die Ukraine 2022 stellen Geflüchtete aus der Ukraine die größte Gruppe dar (Statistisches Bundesamt 2026b). Heute ist Deutschland in absoluten Zahlen nach den USA ein Hauptzielland für Migration. Zuwanderung bleibt aus wirtschaftlichen und demografischen Gründen notwendig und kommt mit rund 60 Prozent hauptsächlich aus Europa, gefolgt von asiatischen Staaten. Eine leicht rückläufige binneneuropäische Zuwanderung macht dabei Abkommen mit Drittstaaten, die über das 2023 reformierte Fachkräftezuwanderungsgesetz geregelt sind, zunehmend wichtiger (BMI/BAMF 2026: 3–13).

Diese unterschiedlichen Migrationsregimes, Herkunftsländer und Aufenthaltsstatuspositionen verdeutlichen die Vielschichtigkeit von Migrationsbiografien, mehrgenerationalen und transnationalen Migrationsnetzwerken in Deutschland und rücken zunehmend in den Fokus ernährungswissenschaftlicher Forschung. Diese untersucht, wie sich der Migrationshintergrund einer Person auf Ernährungsverhalten und Gesundheitsstatus auswirkt.

Internationale ernährungswissenschaftliche Forschungen verweisen auf eine generelle Zunahme des Risikos, in neuen Ernährungsumgebungen ernährungsbedingte Krankheiten (Fettleibigkeit, Typ-2-Diabetes und Herz-Kreislauf-Erkrankungen) zu entwickeln. Dieses Risiko würde in migrantischen Bevölkerungsteilen global gesehen zunehmen bzw. höher sein als in der Mehrheitsgesellschaft (Varre et al. 2025). Die globale Gesundheitsforschung bedient sich zur Erklärung dieses Zusammenhangs einer implizit modernistisch geprägten Hypothese der Akkulturation. Sie geht davon aus, dass Menschen aus Ländern mit niedrigem und mittlerem Einkommen und agrarisch geprägten Volkswirtschaften sich traditionell gesünder ernähren, d.h. hauptsächlich pflanzenbasiert und mit wenig verarbeiteten Lebensmitteln. Nach Ankunft in Industrie- und Hochlohnländern würde sich die *traditionelle* Ernährungsweise innerhalb einer Generation umstellen, und zwar auf den vermehrten Konsum nicht-pflanzlicher Proteine, zucker- und fetthaltiger, hochverarbeiteter Lebensmittel, die in den Herkunftsländern mit hohem sozialem Status assoziiert und nun zugänglich und erschwinglich seien (vgl. Satia 2010; Varre et al. 2025; Zulfiqar et al. 2021). Impliziert wird in diesem Modell ein essentialisierendes, statisches Bild *traditioneller* Herkunftsgesellschaften. Zudem werden Migrant:innen über die Zuschreibung unzureichender Kompetenzen im Umgang mit den Anforderungen *moderner* Konsumgesellschaften als defizitäre Subjekte konstruiert.

Auch für Deutschland deuten Studien an, dass der Migrationshintergrund ein erhöhtes Risiko ernährungsbedingter Krankheiten mit sich bringt und tendenziell höher ist als in der nicht-migrantischen Bevölkerung. Der aktuelle 15. Ernährungs-

bericht der Deutschen Gesellschaft für Ernährung (DGE) verweist darauf, dass die Prävalenz von Übergewicht vor allem bei Personen mit niedrigem sozioökonomischem Status und mit Migrationshintergrund hoch ist, hier vor allem bei Kindern und Jugendlichen (DGE 2024: 100). Für den Migrationshintergrund als Auswertungsmerkmal zeichnen sich einige Herausforderungen ab. Variierende Definitionen des Migrationshintergrundes in den unterschiedlichen Basisdaten des Ernährungsberichts bergen ein Validitätsrisiko (ebd.: 98). Zudem läuft die Erhebungsvariable *Migration* Gefahr, Menschen mit Migrationsgeschichte zu homogenisieren und etwaige heterogene, z.B. ethnische und religiöse Zugehörigkeiten, dahinter zu verschleiern (Sert 2018: 9f.). Aufgrund dieser methodologischen Schwierigkeiten und trotz erster Erkenntnisse zum Zusammenhang zwischen Migrationshintergrund und Ernährungs- und Gesundheitschancen in Deutschland wird vor allem auf die Wissenslücken zum Thema verwiesen (ebd.: 10f.).

Diese erste Bestandsaufnahme zu ernährungswissenschaftlicher Forschung offenbart drei kritische Punkte zum Diskurs zu Migration und Ernährungsungleichheiten: Erstens zeigt sich die Schwierigkeit, die Variable *Migration* in standardisierten Erhebungen zu operationalisieren. Der geschichtliche, wirtschaftsdemografische und geopolitische Abriss des Migrationskontextes in Deutschland legt die enorme Heterogenität migrantischer Gruppen nahe, die in quantitativen Erhebungen in ihrer Komplexität unberücksichtigt bleibt. Zweitens ist festzuhalten, dass anstelle einer umfassenden sozio-historischen Kontextualisierung vornehmlich modernistisch-akkulturalistische Hypothesen zur Erklärung von Ernährungsverhalten im Migrationskontext angeführt werden, die einseitig auf migrantisches Ernährungs*verhalten* fokussieren und dessen strukturelle Einbettung vernachlässigen. Drittens lässt sich die Verengung des Ungleichheitskonzeptes auf ernährungs- und gesundheitswissenschaftlichen Perspektiven wie Übergewicht, Fettleibigkeit und Diabetes beobachten.

3 Deutschland isst – international, kosmopolitisch, divers und prekär? Ergebnisse einer Literaturrecherche

In ihrer global angelegten Studie, die die Forschungsliteratur (2020–2025) zu Ernährungspraktiken in grenzüberschreitenden Migrationsprozessen systematisiert, kommen Arcadu et al. (2025) zu dem Schluss, dass der gegenwärtige Wissensstand trotz des gesteigerten Erkenntnisinteresses am Thema, fragmentiert und durch einen starken Fokus auf Ernährungspräferenzen und -bewusstsein gekennzeichnet ist. 41 Prozent der von ihnen untersuchten Studien weisen einen europäischen Bezug auf, gefolgt von Nordamerika mit 18 Prozent. Von den 31 Studien zu Europa beziehen sich lediglich drei auf Deutschland. Aufgrund kolonialgeschichtlicher Verflechtungen sind besonders Großbritannien, Spanien, Italien und auch die Nieder-

lande in der Forschungslandschaft zum Thema präsent. Die Unterrepräsentanz von Forschungen zu Migration und Essen in Deutschland mag an der jahrzehntelangen Negierungspolitik gegenüber der eigenen kolonialgeschichtlichen Vergangenheit und der zögerlichen Anerkennung, ein Einwanderungsland zu sein, begründet liegen.

Um sich einen Überblick über den Stand der Literatur zum Thema in Deutschland zu verschaffen, wurde im Juni 2026 eine Recherche über die Datenbank SCOPUS vorgenommen. Die Datenbank indexiert qualitätsgesicherte Fachzeitschriften und ermöglicht differenzierte und nachvollziehbare Suchstrategien. Ziel war, eine größtmögliche Vielfalt an sozialwissenschaftlichen Studien zu ernährungsrelevanten Themen, Perspektiven und migrantischen Gruppen in Deutschland einzufangen und daraus Forschungsdesiderate abzuleiten. Die Recherchefrage lautete, mit welchen Themen sich entsprechende Studien in ihrer Untersuchung von Essen im Migrationskontext in Deutschland befassen. Gesucht wurden Artikel, Buchkapitel und Bücher, die im Zeitraum zwischen 2015–2026 publiziert wurden. Die Suche verlief über Titel, Abstract und Keywords der englisch- und deutschsprachigen Quellen und anhand eines ersten, sehr explorativ gehaltenen Suchstrings (food OR eating OR meal OR cooking OR cuisine OR culinary OR foodways OR nutrition OR diet OR gastronomy OR restaurant AND migration OR migrant OR immigrant OR refugee OR diaspora OR transnational AND Germany OR German), der 57 Treffer ergab. Um die Trefferqualität zu validieren, wurden im zweiten Schritt drei thematisch fokussierte Suchstrategien nachgeschaltet: a. zu ethnischer Gastronomie mit vier Treffern (restaurant OR gastronomy OR catering OR hospitality OR ethnic food OR food sector OR entrepreneurship AND […]), b. zu Identität mit 15 Treffern (food AND identity OR belonging OR inclusion OR exclusion OR social integration OR discrimination OR memory OR emotion OR senses AND […]), und c. zum Agrar- und Ernährungssektor mit 52 Einträgen (agri-food OR agriculture OR food sector OR work OR labour AND […]).

Nach der Entfernung von Dubletten wurden im weiteren Screening-Prozess Beiträge nach fachspezifischer, thematischer und regionaler Passung (aus-)sortiert. Nur Beiträge mit exklusivem Fokus auf Ernährung und internationale Migration *nach* Deutschland sowie qualitative Studien wurden in die Analyse einbezogen. Der Fokus auf qualitative Methodologie ergibt sich aus dem explorativen Erkenntnisinteresse an vielfältigen emischen Perspektiven und deren Kontextualisierung und ist damit komplementär zur überwiegend quantifizierenden Ernährungsforschung. Der Datenkorpus umfasste 23 Beiträge, die einer qualitativen Inhaltsanalyse per deduktiv-induktiver Kodierung unterzogen wurden (Mayring 2015).

Eine globale SCOPUS-Überblicksrecherche zum Thema diente zusätzlich dazu, den deutschen Forschungskontext in die internationale Studienlandschaft einzuordnen. Zur Verringerung des englischsprachigen Selektionsbias der Datenbank, wurde ergänzend Literatur aus früheren thematischen Recherchen der Autorin über

die Bibliothekskataloge der Universität Passau eingebunden. Es galten dieselben Auswahlkriterien wie für die SCOPUS-Treffer. Aus diesen zusätzlichen Recherchen fließt ausgewählte Literatur unter Kennzeichnung in die Ergebnisdarstellung mit ein. Im Datenkorpus zeichneten sich vier thematische Cluster ab, die nachfolgend vorgestellt werden.

3.1 Diversifizierung kulinarischer Landschaften und Identitäten

Die Internationalisierung des Essens in der Nachkriegs-BRD und damit die zunehmende Bedeutung ausländischer und importierter Lebensmittel und Speisen sind eng gekoppelt an die Gastarbeiter:innen-Anwerbung aus Südeuropa. Im Vergleich zu den USA (1950er) und Großbritannien (1980er) wird die *ausländische* Gastronomie als eine Form des migrantischen Unternehmertums in Deutschland erst Mitte der 1990er Jahre zum Forschungsgegenstand (Möhring 2012: 26). In diesem Zusammenhang sind die historischen Arbeiten Möhrings[2] hervorzuheben, die aufzeigen, was sich über die Forschungslinse der migrantischen Gaststätten, Imbisse und Lebensmittelläden gesamtgesellschaftlich rekonstruieren lässt. Waren diese zunächst Anlaufstelle für die Gastarbeiter:innen selbst, führte die Arbeitsmigration auch zur Veränderung der deutschen Esskultur. Nach Jahren des Mangels *hungerte* die westdeutsche Nachkriegsgesellschaft nach kulinarisch Neuem (ebd.: 11ff.). Während die esskulturelle Öffnung in Politik und Wissenschaft als Ausdruck eines sich entwickelnden Multikulturalismus gedeutet wurde, wirkten gleichzeitig strikte ausländerrechtliche Abgrenzungspolitiken und gesellschaftliche Diskurse, die soziale (Aufstiegs-)Chancen sehr klar an deutsche Staatsangehörigkeit koppelten (ebd. 2012: 15f.; 2014b). *Fremdes* und *eigenes* Essen geriet zum umkämpften Medium nationalstaatlicher Kulturpolitik, das kulinarische Feld wurde zur basalen Praxis nationaler Selbstvergewisserung, kultureller Differenzierung und Referenz rassistischer Alltagsressentiments. Der Döner Kebab avancierte dabei zum Inbegriff gesellschaftlich umstrittener Einwanderungspolitiken (Möhring 2024). Über den Falafel wiederum zeichnet Panossian (2026) nach, wie die heterogene arabischsprechende Community in Berlin über das Gericht interne Zugehörigkeit konstruiert. Gleichzeitig evoziere der Falafel eine stark homogenisierende Wirkung in der Außenwahrnehmung der migrantischen Gruppen durch die Mehrheitsgesellschaft.

Heute ist eine ethnisch diverse Gastro- und Lebensmittelbranche fester Bestandteil esskultureller Landschaften in Deutschland und trägt in erheblichem Maß zu städtischen (migrantischen) Versorgungsstrukturen und Beschäftigungsmöglichkeiten bei (vgl. Brill 2023; Sağdıç/Cömert: 2025)[3]. Ihre Entwicklung ist dabei eng mit historisch gewachsenen sozialen und ethnischen Netzwerken verbunden

2 Möhring 2012; 2014a; 2014b sind ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

3 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

(Bağcı et al. 2022). Während sich ihre Anfänge im Sinne eines kulturpolitischen Multikulturalismus rekonstruieren lassen, findet sich das Spezialitätenrestaurant in Studien zu ethnischem Unternehmertum heute unter einem anderen diskursiven Vorzeichen wieder – dem des Kosmopolitischen. Der Besuch von *ethnic restaurants* gehört zum gängigen Repertoire der Performanz einer weltoffenen Bürger:innenschaft. *China-* und *Asiatowns* avancieren in den internationalen Metropolen zu symbolischen Schauplätzen des kosmopolitischen Habitus ihrer Konsument:innen. Im Stadtmarketing fungieren sie als Medium des Brandings ethno-kultureller Diversität. Gleichzeitig verschleiert dies (kulinarische) Vielfalt, indem es heterogene asiatische Gruppen unter ein generalisierendes Label subsumiert. Schmiz (2017) untersucht das am Beispiel der vietnamesischen Community und des vietnamesischen *Dong Xuan* Großhandelsmarkt in Berlin Lichtenfeld.

Aus Perspektive der vietnamesischen Gastronomiebetreiber:innen wird gerade die Essentialisierung und Überbetonung des *Fremden*, des *Anderen* im Sinne eines *strategic essentialism* zur Unternehmensstrategie. Um sich von der gastronomischen Masse in Berlin abzuheben, verläuft die Herstellung von Authentizität durch das stimmige Ensemble von kulinarischem Angebot, gastronomischem Interieur und Ambiente sowie dem als kulturell authentisch gelesene *passende* Personal. Aus Konsument:innenperspektive verhilft der Besuch von als *authentisch* wahrgenommenen Restaurants der Selbstvergewisserung und Darstellung des eigenen sozialen Status (Schmiz 2021).[4]

Kim (2023) untersucht vor diesem Hintergrund den derzeitigen Boom der koreanischen Gastronomieszene in Deutschland. Deutschland ist in Europa nach Großbritannien das Land mit der größten koreanischen Community; die meisten davon leben in Frankfurt, wo viele koreanische Unternehmen ihren Sitz haben. Geführt werden die Restaurants von einer jungen Generation Koreaner:innen mit tertiärem Bildungshintergrund. Sie folgt der ersten Generation koreanischer Einwanderer:innen, die im Zuge wirtschaftlicher Anwerbeprogramme zwischen 1963–1977 als Krankenschwestern, Pflegehelfer:innen und Minenarbeiter nach Westdeutschland kamen. Während die erste Generation gut erforscht ist, weiß man zur gegenwärtigen Einwander:innen-Generation bislang wenig (ebd.). Die Eröffnung eines Imbisses oder Restaurants ist im Rahmen der aktuellen Politik zur Fachkräfteanwerbung aus Drittstaaten eine Möglichkeit, sich in Deutschland niederzulassen (ebd.). Dabei ist unternehmerische Selbstständigkeit auch ohne formale Kochausbildung möglich. Oftmals sind in diesem Fall nicht-Koreaner:innen das Zielpublikum: Tourist:innen und die Berufsbevölkerung im innerstädtischen Zentrum. In den Frankfurter Außenbezirken, wo viele Koreaner:innen selbst leben und arbeiten, ist hingegen die Authentizität des Speiseangebots ein wichtiges

4 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

Konkurrenzkriterium, weshalb sich hier vor allem gelernte koreanische Köch:innen mit einem Restaurant selbstständig machen (ebd.).

Authentizität ist zentrales Thema in weiteren Studien, so z.B. zur chinesischen Gastronomie in Deutschland (vgl. Reiher 2023)[5]. Während die Visabestimmungen für gastronomische Selbstständigkeit für Koreaner:innen gelockert scheinen, beobachten Zhu und Jin (2026) gegenwärtig eine Visaverschärfung für Köch:innen aus China. Um authentische Küche als regionale chinesische Spezialküchen vor der Ausweitung der standardisierten chinesischen Buffetgastronomie vermeintlich zu schützen, setzte die Bundesregierung verschärfte Einreiseregulierungen für Spezialitätenköch:innen in Kraft (vgl. auch Möhring 2014a: 222).[6]

Dies alles verweist auf identitätsstiftende Prozesse, die über die basale Ebene des Essens geführt werden. Des Weiteren thematisiert es die migrationsgeschichtlich gewachsene Gastronomie als Wirtschafts- und Beschäftigungsmodell und deren Auswirkungen auf esskulturelle Diversifizierung. Authentizität wird zur unternehmerischen Strategie und zur Aspiration eines weltgewandten Konsument:innenhabitus.

Das Cluster rekonstruiert die Ambivalenz von Neugier gegenüber kulinarischen Kultureinflüssen und gleichzeitigem Befremden. Der neuen Gastronomie wurde mit Interesse begegnet, während die *Fremden* selbst ausländerpolitisch und gesellschaftlich abgegrenzt werden. Die aktuell skizzierten Visaerleichterungen einerseits und migrationsrechtlichen Einschränkungen andererseits verweisen auf die Dynamik des kulinarischen Repertoires einer Gesellschaft, die eingebettet in gesellschaftliche Zuschreibungs- und Abgrenzungsdynamiken und in Migrationsregimen verankert ist. Im Kern tangiert dieses Themencluster Fragen der migrantischen Integration in die Mehrheitsgesellschaft.

3.2 Migrantische Arbeit im Ernährungssektor und alternative Ernährungsbewegungen

Dieses Cluster ist um die Frage zentriert, wer die Mehrheitsgesellschaft ernährt und wie die demokratische Mitgestaltung von lokalen Ernährungssystemen in Deutschland aussieht. Hochindustrialisierte, marktbasierte und global agierende Agrar- und Ernährungssysteme geraten zunehmend in die Kritik. Problematisiert wird u.a. die räumliche Entflechtung von Produktion und Konsum. Dies hat zur Folge, dass sich bei Konsument:innen die normative Erwartung an eine uneingeschränkte Lebensmittelverfügbarkeit etabliert hat. Gleichzeitig ist die Herstellung von Lebensmitteln für sie wenig nachvollziehbar; unsichtbar bleibt, wer ihre Nahrungsmittel wo produziert. Im Ernährungssektor arbeiten überdurchschnittlich

5 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

6 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

viele Menschen mit Migrationsgeschichte und in migrantisch geprägter Saisonarbeit – ein Sektor, der durch schwere körperliche Arbeit, niedrige Löhne und nicht selten durch Prekarität gekennzeichnet ist (Simeone et al. 2023)[7].

Studien zu migrantisch geprägter Saisonarbeit in der Agrar- und Ernährungsindustrie befassen sich zumeist mit den Arbeitsbedingungen und Migrationsregimen für Saisonarbeiter:innen aus Drittstaaten in Südeuropa. Zunehmend rückt jedoch auch die nordeuropäische Lebensmittelproduktion in den Fokus, darunter die Landwirtschaft sowie Großakteure der Fleischindustrie in Deutschland, die in der Covid-19-Pandemie für negative Schlagzeilen sorgten und wissenschaftliche Aufmerksamkeit generierten (Bogoseki 2022; Schmidt/Blauberger 2023; Schneider/Götte 2022).

Anhand eines transnationalen Ansatzes begleitet Netz (2024) junge afrikanische Asylsuchende von Bremen nach Italien, wo sie sich als *illegalisierte Tagelöhner:innen* auf Gemüsefeldern verdingen und Nahrungsmittel für europäische Großhändler, Supermärkte und Konsument:innen produzieren. Dabei stellt die Autorin postkoloniale Analogien zur ausbeuterischen Plantagenarbeit und zum Kolonialwarenhandel der früheren Hafenstadt Bremen her.

Wie sehr die Agrarindustrie in Deutschland von internationalen Arbeitskräften abhängig ist, wurde besonders durch die Reisebeschränkungen während der COVID-19-Pandemie sichtbar. Schneider und Gugganig (2021) berichten über die kritischen Einblicke der lokalen Bevölkerung in die Herstellung ihrer Lebensmittel. Aufgrund ausbleibender Saisonkräfte sprang diese kurzfristig als Erntehelfer:innen ein. Cosma et al. (2020) verdeutlichen anhand rumänischer Erntehelfer:innen die Abhängigkeit der Landwirtschaft von internationalen Migrant:innen. Während sich eine breite Koalition aus Gewerkschaften, Bauernverbänden, zivilgesellschaftlichen und kirchlichen Gruppen für faire Löhne und Arbeitsbedingungen im Einklang mit deutschem Arbeits- und Beschäftigungsrecht einsetzte, wurde die staatliche Überforderung bei der Durchsetzung von Arbeitsvorschriften in der COVID-19-Pandemie deutlich und es wurden illegale Schlupflöcher ermöglicht (ebd.).

Sprachbarrieren, Akzeptanz informeller Beschäftigung als Ungelernte und niedrige Gewerkschaftsbindung verschärfen strukturelle Benachteiligungen von Saisonarbeitskräften aus einkommensschwachen Herkunftsländern. Zudem sind kurzfristig beschäftigte Saisonkräfte in Deutschland vom sozialen Sicherungssystem ausgenommen. Damit werden z.B. Renten- und Krankenversicherungen externalisiert und überfordern ein erodierendes soziales Netzwerk im Herkunftsland (Cosma et al. 2020; vgl. Biaback 2024; Fauser/Linsel 2026).[8] Weibliche Arbeitsmigration aus Kroatien in den deutschen Tourismus- und Landwirtschaftssektor

7 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

8 Cosma et al. 2020 ist nicht Teil des Datenkorpus.

untersucht Šarić (2026) aus Geschlechterperspektive und mit Fokus auf transnationale Sorgearbeit.

Dennoch ist transnationale Saisonarbeit in Hochlohnländern der EU eine wichtige zusätzliche Erwerbsquelle zu bestehenden Beschäftigungsverhältnissen im Heimatland (ebd.). Dies bestätigt auch die Arbeit von Schmidt (2021)[9] zu rumänischen Saisonarbeiter:innen und Landwirt:innen in mittelständischen Gemüsebaubetrieben in Deutschland. Sie fokussiert die Perspektive der Saisonarbeiter:innen als entscheidungsfähige und handlungsmächtige Menschen und stellt dem dominanten Diskurs der Verwundbarkeit damit eine wichtige alternative Agency-Perspektive zum Thema an die Seite.

Ein Bereich, der international zunehmend wissenschaftliche Aufmerksamkeit erfährt, ist migrantische Arbeit in der modernen Plattformökonomie der Essenslieferdienste. Als Bestandteil städtischer Versorgungsstrukturen wird über die flexible und anonymisierte Verfügbarkeit von Essenslieferant:innen heute ein Großteil der sozialen Reproduktionsarbeit urbaner Haushalte externalisiert. Diese findet nicht selten unter prekären Bedingungen und im Kontext restriktiver Einwanderungspolitiken statt. Altenried (2024) liefert eine der wenigen Studien, die sich mit dem Thema in Deutschland auseinandersetzt und die Ausbeutungsstrukturen migrantischer Plattformarbeit im Berliner Essenssektor ethnografisch nachzeichnet. Fuchs et al. (2024) beschäftigen sich mit gewerkschaftlicher Interessensvertretung migrantischer Arbeitnehmer:innen im Online-Lebensmittelhandel in Berlin.

Mit dem urbanen Versorgungssystem beschäftigt sich auch die Studie von Zentgraf (2025). Sie analysiert Ernährungsräte als Instrument demokratischer Mitgestaltung lokaler Ernährungssysteme. Ausgehend von der Annahme, dass alternative Ernährungsnetzwerke stark exkludierend in Bezug auf Klasse, Ethnizität und Geschlecht wirken, untersucht die Studie den Berliner Ernährungsrat und sein transformatives Potential für sozialgerechte Teilhabe. Nachgewiesen wird, dass die untersuchte alternative Ernährungsszene stark akademisch, weiß, weiblich und links-ökologisch geprägt ist und Menschen mit Migrations- oder Fluchthintergrund unterrepräsentiert sind. Sprachbarrieren und die fehlende Anschlussfähigkeit divergierender Ernährungskulturen am deutschsprachigen aktivistischen Diskurs stellen Hindernisse für die Inklusionsfähigkeit des Ernährungsrates dar, der deshalb intersektionale Ernährungsungleichheiten in der eigenen Organisation proaktiv adressiert.

Dieses Cluster nähert sich dem Kontext von Migration und Ernährung über das Thema Arbeit an. Es beleuchtet den Ernährungssektor als konstitutiv für die soziale Reproduktion der Gesellschaft, eine gesellschaftliche Funktion, die überdurchschnittlich stark von Menschen mit Migrationshintergrund übernommen wird und

9 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

im modernen Versorgungssystem oft unsichtbar und prekär ist. Anhand der Fokussierung auf migrantische Arbeit werden die globale Einbettung und die transnationalen Bezüge des Agrar- und Ernährungssystems erfahr- und erforschbar. Des Weiteren ist die Frage nach esskultureller Diversität und der Gestaltungsmacht lokaler Ernährungssysteme von Menschen mit Migrationsgeschichte produktiv für das Forschungsfeld Migration – Ernährung – Ungleichheit.

3.3 Ernährungssicherheit und Esskulturen Geflüchteter

Dieses Forschungscluster erwächst aus der *Flüchtlingskrise* 2015 und bezieht sich überwiegend auf syrische Geflüchtete. Gewohnte Speisen, Geschmäcker, kulinarische Praktiken und Rituale stellen gerade in Kontexten des permanenten Wandels und der Unsicherheit eine wichtige Ressource zur Verortung und Selbstvergewisserung dar. Essen ist dabei ein Medium der symbolischen Rückkopplung an die *Zurückgelassenen* einerseits. Andererseits werden Zugehörigkeiten im Hier und Jetzt über geteilte Mahlzeiten konstituiert (Abbots 2016)[10]. Die sensorische Dimension des Essens ist dabei eine bewusste basale Praktik der Herstellung von Vertrautheit, eine Form der »somatic agency« (Miranda-Nieto/Gubrium 2026).[11] Dennoch sind Fluchterfahrungen und Migrationsbiografien grundsätzlich stark von Ernährungsunsicherheit und der mangelnden Souveränität, sich selbstbestimmt ernähren zu können, geprägt.

Vor diesem Hintergrund befassen sich die Studien von Al-Sayed und Bieling (2020; 2022; 2025) mit der Rolle von Ernährung für das Wohlergehen syrischer Geflüchteter in Stuttgart. Die Erinnerung der Syrer:innen an das eigene gewohnte Essen ist mit starken Gefühlen des Verlusts verbunden, während die Erkundung des neuen lokalen Ernährungsumfelds eher passiv angegangen wird (ebd. 2020). Starck und Matta (2022) befassen sich in diesem Zusammenhang mit sozial-technologischen Innovationen zur Förderung der sozialen Inklusion und zur Verbesserung der Lebensbedingungen von Geflüchteten in Deutschland über das Essen. Auch Al-Sayed und Bieling (2022) berichten, dass nach 2015 viele niederschwellige Initiativen mit dem Ziel entstanden, geflüchtete Menschen und die deutsche Gesellschaft über das Essen an einen gemeinsamen Tisch zu bringen, um Vorurteile abzubauen und Integrationsräume zu ermöglichen. Denn die Geflüchteten nehmen sich als eingeschränkt in ihrer Selbstbestimmtheit wahr – hinsichtlich der ungewohnten Ernährungsumgebung sowie ihrer sozialen Beziehungen und Identität. Die Autorinnen fokussieren deshalb die psychologischen und sozialen Dimensionen des Essens und Wohlbefindens im Fluchtkontext (ebd.). Zudem beschreiben sie die Rolle von unterschiedlichen Wissensnetzwerken der Geflüchteten, um an ernährungsbezogenes

10 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

11 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

Alltagswissen wie Kochmethoden und Rezepte, Einkaufsmöglichkeiten oder Preisvergleiche zu kommen und weiterzugeben (ebd. 2025).

Die Studie von Hudson (2019)[12] fokussiert die gesamte Fluchterfahrung bis nach Deutschland aus der Sicht syrischer Familien. Aus der Perspektive der Familien wird vor allem die eklatante Diskrepanz zwischen den esskulturellen Normen der Gastfreundlichkeit und Großzügigkeit in ihrer Herkunftskultur und der schieren Prekarität der Ernährungsunsicherheit und Abhängigkeit von Nahrungsmittelhilfen entlang der Fluchtroute hervorgehoben.

Eine solche esskulturelle Sinnentleerung im Fluchtkontext wird auch in der explorativen Studie von Rose (2021)[13] beschrieben, die sich mit unbegleiteten Minderjährigen, größtenteils männlichen Geflüchteten aus Afghanistan, Syrien, Irak und Eritrea, und deren Einbindung in institutionelle Verpflegungssysteme in deutschen Jugendhilfeeinrichtungen auseinandersetzt. Sie zeigt das Auseinanderklaffen des Ideals des gemeinsamen Kochens und Essens in der Institution und der tatsächlichen kulinarischen Partikularisierung der Jugendlichen durch die Institution auf. Während die Infrastruktur für eine gemeinsame Mahlzeit zeitlich und räumlich durch gedeckte Tische, Präsentation von Speisen und Getränken bereitgestellt wird, wird die Norm des gemeinsamen Mahls zwar symbolisch markiert, aber durch die Betreuer:innen nicht praktisch realisiert. Die Erfahrung einer Mahlzeitengemeinschaft vieler der Geflüchteten in ihrem vergangenen Leben wird durch die institutionelle Verpflegung als einer sozial entleerten Nahrungsaufnahme irritiert. Esskulturell gewohnte Praktiken der Jugendlichen führen zu Konflikten, weil sie von etablierten Ess- und Verzehrvorschriften der Institution abweichen. Das Essen von einem gemeinsamen Teller und per Hand als Ausdruck der Vergemeinschaftung beispielsweise widerspricht der Individualisierung des Essens auf dem eigenen Teller als Ausdruck von Hygieneregeln und wird zur kulturellen »Veranderung« essentialisiert (ebd.:172).

Im Vergleich zu den anderen thematischen Clustern sind Beiträge in diesem Cluster seltener. Das Erkenntnisinteresse scheint angesichts einer gewissen *Normalisierung* der *Flüchtlingskrise* zu stagnieren. Das Cluster stellt neben der Ernährungsunsicherheit im Fluchtkontext vor allem das Gefühl von (fehlender) Eigenmächtigkeit heraus. Esskulturelle Gewohnheiten bieten einerseits Halt und werden andererseits durch die Dominanzkultur in Frage gestellt bzw. lassen sich in dem neuen ungewohnten Ernährungsumfeld schwer umsetzen. Die Prekarität der Lebenslage gekoppelt an die Abhängigkeit von Lebensmittelhilfen und institutionellen Versorgungsstrukturen verunmöglicht Ernährungssouveränität und birgt ein gewisses Risiko der Entkopplung des Essens von seinen sozialen Beziehungen.

12 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

13 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

3.4 Kultursensible Ernährung und Körperkonzepte

Der essende migrantische Körper bleibt bislang das zentrale Erkenntnisobjekt ernährungswissenschaftlicher Forschung und Interventionsmedium öffentlicher Gesundheit. Im Gegensatz zu den vorherigen thematischen Schwerpunkten bleiben sozialwissenschaftliche und ethnografische Forschungen zu Ernährung und interkulturellen Körper- und Gesundheitskonzepten sowie zur *Verkörperung* von sozialem Status als Ausdruck kultureller Identität in Deutschland bislang hinter den Studienergebnissen anderer Migrationskontexte zurück. Daher lohnt sich ein Blick über die deutsche Literatur hinaus.

In ihrer Studie zu Körper(gewicht) als einer Identitätskategorie von türkischstämmigen Frauen in Norwegen nehmen Rieger et al. (2021)[14] die ernährungswissenschaftliche Feststellung der hohen Prävalenz von Übergewicht bei Menschen mit Migrationshintergrund kritisch zum Ausgangspunkt ihrer Studie. Die Studie diagnostiziert ein Gefühl der körperlich-kulturellen Deplatzierung, des Nicht-Hineinpassens weder in die Mehrheitsgesellschaft noch in die des Herkunftslandes bei den untersuchten Frauen. Während in der Türkei höheres Körpergewicht als Gesundheits- und Statussymbol galt, verfolgt die jüngere Generation dort neue Schlankheitsideale. Zudem empfinden die Frauen die eigene körperliche Konstitution als Abweichung vom Fitness- und Gesundheitsideal der norwegischen Mehrheitsgesellschaft. Sie stellen die erlernten Ernährungspraktiken und esskulturelle Sozialisation der Gastfreundschaft hinsichtlich ihrer Gesundheitsfolgen zunehmend in Frage. Das Gewicht der Frauen wird in ihrem Empfinden zu einem Gradmesser der *Andersartigkeit* und der Diskriminierung durch den Blick der Mehrheitsgesellschaft.

In einer weiteren Studie zu südasiatischen Migrantinnen in Australien und ihren Kindern, die in Australien geboren und aufgewachsen sind, wird im Besonderen auf die Wissenslücke bezüglich intergenerationaler Konflikte rund um Ernährungspraktiken und Körpernormen hingewiesen (Zulfiqar et al. 2021)[15]. Auch hier wird auf die Veränderung der symbolischen Bedeutung von *Übergewicht* in den Herkunftsländern rekurriert. Während Höhergewichtigkeit dort als Zeichen eines hohen sozialen Status fungierte, wird es im Diskurs der jüngeren Generation aus der Mittel- und Oberschicht zunehmend pathologisiert. Es zeigt sich eine extreme Dynamik von Körper- und Gesundheitsidealen als Ausdruck kultureller Identität(en) und sozialer Statuspositionen, die nicht nur intergenerational, sondern auch transnational auf das Essverhalten und die Körperorientierung von Müttern und ihren Kindern einwirkt.

14 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

15 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

Eine der wenigen ethnografischen Arbeiten zum Thema in Deutschland liefern Scheidecker et al. (2021)[16], die in ihrem Projekt zu Familien mit vietnamesischer Migrationsgeschichte in Berlin unter anderem zur Ernährung geforscht haben. Der Beitrag zeichnet kulturelle Fütterungs- und Ernährungspraktiken in Eltern-Kind-Beziehungen in nicht-westlichen Kontexten nach und regt zur Hinterfragung der Ernährungsnormen westlicher Mittelschichtsfamilien an, die Universalität beanspruchen. Entgegen der paternalistischen Haltung einer reinen fachspezifischen Wissensvermittlung in der Ernährungs- und Gesundheitsberatung, die nicht nur Gefahr läuft, die Koch- und Ernährungskompetenzen von Migrant:innen zu negieren, sondern sie in ihrem elterlichen Fürsorgeverständnis anzugreifen, hilft ein kultursensibler Ansatz, das Verständnis für die kulturelle Variabilität von Ernährungsnormen zu wecken und die Defizitperspektive auf migrantische Ernährungsweisen abzubauen (ebd.). Die Forschung konstatiert eine wachsende kulturelle Sensibilität. So werden Informationsmaterialien zunehmend kultursensitiv aufbereitet, nicht nur im Sinne einer sprachlichen Übersetzung, sondern auch im Sinne einer konzeptionellen Translation von kulturspezifischen Gesundheits-, Krankheits-, und Ernährungskonzepten (Reiss et al. 2017).[17]

Im Gegensatz zu den drei vorherigen Clustern ist die sozialwissenschaftliche Auseinandersetzung mit essenden und ernährten Körpern im Kontext von Migration in Deutschland bislang wenig entwickelt. Die körperliche Dimension wird reduziert auf gesundheits- und ernährungswissenschaftliche Perspektiven. Ein kultursensibler ethnografischer Forschungsansatz jedoch schärft den Blick für die kulturelle Einbettung von Ernährungsweisen und Körper- und Gesundheitskonzepten und geht damit über eine verengende Defizitperspektive hinaus.

4 Von Ernährungsakkulturation zu den Verflechtungen des Essens

Bezugnehmend auf die Ausgangsfrage, was wir aus der Literatur zum Thema Migration, Ernährung und Ungleichheit in Deutschland wissen bzw. nicht wissen, zeigen sich trotz der Erkenntnisgewinne einige erhebliche Leerstellen.

Hier ist vor allem ein Defizit hinsichtlich der Innensicht der eigentlichen Akteure, der Menschen mit Migrationsgeschichte selbst, auszumachen. Es besteht ein enormer Forschungsbedarf an ethnografisch und lebensweltlich konzeptionierten Studien, die einen Beitrag zum Verständnis alimentärer Alltagspraktiken und Wissensbestände sowie der sozio-kulturellen Bedeutung des Essens und des Körpers leisten und Versorgung und Fürsorge als soziale Beziehung rekonstruieren könnten. Grundsätzlich mangelt es an Forschung zu kulinarisch-kulturellen Identitä-

16 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

17 Ergänzende Literatur, nicht Teil des Datenkorpus.

ten, Akkulturationen und Hybridisierungen, die zudem die innergesellschaftlichen und transnationalen Aushandlungsprozesse migrantischer Gruppen stärker sichtbar machen würden (vgl. Dinh 2024; Protassova/Yelenevskaya 2025).[18] Die Studienlage weist zudem einen großen lebensräumlichen Bias auf. Über migrantische Ernährungsweisen und Versorgungsstrukturen im ländlichen Raum ist kaum etwas bekannt.

COVID und die *Flüchtlingskrise* von 2015 scheinen zwar ein Momentum für sozialwissenschaftliche Ernährungsforschungen geschaffen zu haben, diese wichtigen Impulse schlagen sich jedoch in keiner nachhaltigen Verstetigung des Forschungsinteresses nieder.

Die Rückschlüsse, die sich bzgl. der Forschungsdesiderate ziehen lassen, sind deckungsgleich mit den Studienergebnissen zu Ernährung im Migrationsprozess nach Arcadu et al. (2025). Aufgrund der dominanten Debatte um die Individualisierung von Ernährungsverhalten bleiben die kulturellen, relationalen und strukturellen Dimensionen des Phänomens unterbelichtet. Für die Diskussion in Deutschland kommt erschwerend hinzu, dass sich insgesamt nur sehr wenige sozialwissenschaftliche Studien mit diesem Themenbereich überhaupt beschäftigen.

Ob der Relevanz des Themas ist die Systematisierung weiterer Forschung zur Beziehung von Migration, Ernährung und Ungleichheit nötig. Denn akkulturalistisch verengte Erklärungsansätze blenden Fragen nach Macht- und Ungleichheitsrelationen auf vielen Ebenen aus (vgl. Bowen et al. 2025). Ein relationaler Ansatz, der die multiplen Verflechtungen des Essens in den Blick nimmt, bezweifelt, dass Ungleichheiten in der Ernährung eindimensional migrationsspezifisch zu erklären sind. Entgegen der kulturalistischen Erklärung sieht er die intersektionale Einordnung des Phänomens vor (vgl. Motta 2021). Die Heterogenität von Menschen mit Migrationsgeschichte in Deutschland muss in die Analyse ihrer Lebenswelt einfließen. Dies erfordert eine Abkehr vom generalisierenden *Migrationsfaktor* und die Hinwendung zu geschlechts-, schicht- und generationenspezifisch bedingten Migrationsbiografien, die in Bezug auf Aufenthaltsstatus und Herkunft weiter zu differenzieren sind. So werden z.B. die Geschlechterdimension der Care-Arbeit in Haushalten, die Aushandlung von *Ernährungskultur* zwischen den Generationen, die klassen- und bildungsabhängige Gestaltung alimentären Alltags und lokal-räumlicher Versorgungsstrukturen in migrantischen Kontexten erst sichtbar und die Ernährungschancen und Gestaltungsmöglichkeiten des lokalen Ernährungsumfeldes erforschbar.

Während die dominante ernährungswissenschaftliche Debatte Ungleichheiten auf Gesundheitschancen reduziert, deuten sich bereits in den vorliegenden Studien weitere wichtige Dimensionen der Ungleichheit im Kontext von Ernährung und Migration an. Menschen mit Migrationshintergrund sind nicht nur als Konsument:in-

18 Beides Quellen des Datenkorpus.

nen sondern auch als Produzent:innen und mit ihrer Arbeitskraft in das Agrar- und Ernährungssystem (ungleich) eingebunden. Wer produziert und verteilt das Essen für die Mehrheitsgesellschaft und unter welchen Umständen? Über den nationalstaatlichen Tellerrand hinausweisend sind damit auch Migrationsregime konstitutiv für Ernährungsungleichheiten.

Beim Thema Ernährung und Migration drängt sich zudem die stärkere Betrachtung von Körper, Verkörperung und Einverleibung als Zugänge zum Verständnis von Ungleichheit auf. Der Körper als Analyseebene, der in der sozialwissenschaftlichen Ernährungsforschung bislang wenig Aufmerksamkeit findet (vgl. Abbots 2016), wird zuweilen einseitig den Ernährungswissenschaften überlassen.

Literatur

Abbots, Emma-Jayne (2016): »Approaches to Food and Migration«, in: Jakob Klein/James L. Watson (Hg.), The Handbook of Food and Anthropology, London/New York, NY: Bloomsbury Academic, S. 115–132.

Al-Sayed, Lubana/Bieling, Claudia (2020): »Food-Related Well-Being in Times of Crisis. Conceptual Considerations and Empirical Findings for Syrian Refugees in Germany«, in: Journal of Migration and Health 1–2, Art. 100005. https://doi.org/10.1016/j.jmh.2020.100005

Al-Sayed, Lubana/Bieling, Claudia (2022): »Understanding Food-Related Well-Being in a Diaspora Situation. The Psychological and Social Dimensions«, in: Journal of Refugee Studies 35(1), S. 551–575. https://doi.org/10.1093/jrs/feab069

Al-Sayed, Lubana/Bieling, Claudia (2025): »Food-Related Knowledge Transmission among Syrian Refugees in Germany«, in: International Journal of Migration, Health and Social Care 21(2), S. 244–274. https://doi.org/10.1108/IJMHSC-07-2024-0076

Altenried, Moritz (2024): »Mobile Workers, Contingent Labour. Migration, the Gig Economy and the Multiplication of Labour«, in: Environment and Planning A: Economy and Space 56(4), S. 1113–1128. https://doi.org/10.1177/0308518X211054846

Arcadu, Martina/Reyes-Espejo, María Isabel/Romoli, Vittoria/Migliorini, Laura (2025): »Food and Eating Practices in Migration Processes. A Scoping Review«, in: Appetite 215, Art. 108248. https://doi.org/10.1016/j.appet.2025.108248

Bağcı, Utku Eren/Franz, Martin/Yavan, Nuri (2022): »Ethnic Networks in the Internationalization of Turkish Food Producers«, in: ZFW – Advances in Economic Geography 66(4), S. 201–210. https://doi.org/10.1515/zfw-2021-0052

Bade, Klaus J./Oltmer, Jochen (2007): »Westeuropa: Deutschland«, in: Klaus J. Bade/Pieter C. Emmer/Jochen Oltmer/Leo Lucassen (Hg.), Enzyklopädie Migra-

tion in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn/München/Wien/Zürich: Ferdinand Schöningh, S. 141–170.

Biaback Anong, Dorothea (2024): »Seasonal Workers Wanted! Germany's Seasonal Labour Migration Regime and the COVID-19 Pandemic«, in: Politics 44(2), S. 219–234. https://doi.org/10.1177/02633957231168039

Bogoeski, Vladimir (2022): »Continuities of Exploitation. Seasonal Migrant Workers in German Agriculture during the COVID-19 Pandemic«, in: Journal of Law and Society 49(4), S. 681–702. https://doi.org/10.1111/jols.12389

Bowen, Sarah/Hardison-Moody, Annie/Cordero Oceguera, Emilia/Elliott, Sinikka (2025): »Beyond Dietary Acculturation. How Latina Immigrants Navigate Exclusionary Systems to Feed Their Families«, in: Social Problems 72(3), S. 819–840. https://doi.org/10.1093/socpro/spad013

Brill, Mila (2023): Lokale. Alltagskulturelle Esspraktiken in der diversen Stadt, Bielefeld: transcript.

Bundesministerium des Innern/Bundesamt für Migration und Flüchtlinge (BMI/BAMF) (Hg.) (2026): Migrationsbericht der Bundesregierung 2024. Kurzfassung, Berlin/Nürnberg: BMI/BAMF. https://doi.org/10.48570/bamf.fz.kurz.mb2024.d.2026.migrationsbericht.1.0

Cosma, Valer Simion/Ban, Cornel/Gabor, Daniela (2020): »The Human Cost of Fresh Food. Romanian Workers and Germany's Food Supply Chains«, in: Review of Agrarian Studies 10(2), S. 7–27. https://doi.org/10.22004/ag.econ.311103

Deutsche Gesellschaft für Ernährung (DGE) (Hg.) (2024): 15. DGE-Ernährungsbericht, Bonn: Deutsche Gesellschaft für Ernährung.

Dinh, Vien T.T. (2024): »Transnational Cultural Identity through Everyday Practices of Foraging and Consuming Local Wild Plants among Vietnamese Migrants in Japan and Germany«, in: Culture, Agriculture, Food and Environment 46, S. 77–87.

Fauser, Margit/Linsel, Nick (2026): »Agricultural Exceptionalism, Migrant Farmworkers and Their Transnational Condition. Insights into Media Portrayal in Germany«, in: Journal of Rural Studies 121, Art. 103923. https://doi.org/10.1016/j.jrurstud.2025.103923

Fuchs, Martina/López, Tatiana/Wiedemann, Cathrin/Riedler, Tim/Dannenberg, Peter (2024): »Digital Work and the Struggle for Labour Representation. The Food and Grocery Online Retail Sector in Berlin (Germany)«, in: Mário Vale/Daniela Ferreira/Nuno Rodrigues (Hg.), Geographies of the Platform Economy. Critical Perspectives, Cham: Springer, S. 105–120. https://doi.org/10.1007/978-3-031-53594-9_8

Hoinle, Birgit/Brückner, Meike (2025): »Kolonialität von Essen und Bewegungen für Ernährungssouveränität. Emanzipatorische Ernährungspraktiken in Kolumbien und Kenia«, in: Inken Carstensen-Egwuom/Sybille Bauriedl (Hg.), Geographien der Kolonialität, Bielefeld: transcript, S. 289–314.

Hudson, Leila (2019): »›They Gave Us Cheese Sandwiches‹. Foodways of War and Flight«, in: Mashriq & Mahjar: Journal of Middle East and North African Migration Studies 6(2), S. 149–164.

Kim, Jihye (2023): »Immigrant Entrepreneurship and the Rising Popularity of Korean Cuisine. Korean Restaurant Businesses in Frankfurt«, in: Pacific Focus 38(2), S. 288–313. https://doi.org/10.1111/pafo.12235

Mayring, Philipp (2015): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, 12., überarbeitete Aufl., Weinheim/Basel: Beltz.

McAuliffe, Marie/Ceriani Cernadas, Pablo (Hg.) (2026): World Migration Report 2026, Genf: International Organization for Migration.

Miranda-Nieto, Alejandro/Gubrium, Erika (2026): »Somatic Agency and the Sensory Construction of Familiarity among Ecuadorian Migrants in the Netherlands«, in: Ethnic and Racial Studies 49(7), S. 1312–1328. https://doi.org/10.1080/01419870.2025.2562656

Möhring, Maren (2012): Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland, München: Oldenbourg.

Möhring, Maren (2014a): »›Balkan Grill‹ und ›China Restaurant‹. Migration und der Konsum ausländischer Speisen in der Bundesrepublik Deutschland«, in: Mathias Beer (Hg.), Über den Tellerrand geschaut. Migration und Ernährung in historischer Perspektive (18. bis 20. Jahrhundert), Essen: Klartext, S. 221–244.

Möhring, Maren (2014b): »Food for Thought. Rethinking the History of Migration to West Germany through the Migrant Restaurant Business«, in: Journal of Contemporary History 49(1), S. 209–227.

Möhring, Maren (2024): »From Berlin to the Globe. The Transnational Story of Döner Kebab«, in: Ayca Arkilic/Banu Senay (Hg.), Routledge Handbook of Turkey's Diasporas, London/New York, NY: Routledge, S. 446–458.

Motta, Renata (2021): »Social Movements as Agents of Change. Fighting Intersectional Food Inequalities, Building Food as Webs of Life«, in: The Sociological Review 69(3), S. 603–625. https://doi.org/10.1177/00380261211009061

Netz, Sabine (2024): »›Citizenship as Incorporated Beyond‹ – Challenging National Citizen-Migrant Categorizations with Transnational (Post)colonial Relations Incorporating Agrifood«, in: Journal of Ethnic and Migration Studies 50(9), S. 2268–2288. https://doi.org/10.1080/1369183X.2024.2307778

Panossian, Vicky (2026): »The Falafel Bites Back. Informal Pedagogies of Gendered and Racialized Recipes of Arabic-Speaking Migrant Communities«, in: Food, Culture & Society, Online-First. https://doi.org/10.1080/15528014.2026.2653915

Protassova, Ekaterina/Yelenevskaya, Maria (2025): »Diasporans' Emotional Attitudes toward Foodways«, in: Scando-Slavica 71(2), S. 261–280.

Reiher, Cornelia (2023): »Negotiating Authenticity. Berlin's Japanese Food Producers and the Vegan/Vegetarian Consumer«, in: Food, Culture & Society 26(5), S. 1056–1071. https://doi.org/10.1080/15528014.2022.2076028

Reiss, Katharina/Güttes, Julia/Flothkötter, Maria (2017): »Promoting a Healthy Lifestyle among Young Families with Immigrant Background. An Overview of Information Material and Media in Germany«, in: Prävention und Gesundheitsförderung 12(2), S. 96–103. https://doi.org/10.1007/s11553-017-0581-6

Rieger, Erin Yildirim/Terragni, Laura/Czapka, Elżbieta Anna (2021): »Experiences and Perceptions of Body Weight among Turkish Immigrant Women in Norway«, in: International Journal of Migration, Health and Social Care 17(1), S. 92–104. https://doi.org/10.1108/IJMHSC-08-2020-0077

Rose, Lotte (2021): »Das ›andere‹ Essen. Eine Exploration zur Verpflegung unbegleiteter minderjähriger Flüchtlinge in Einrichtungen der Jugendhilfe«, in: Jahrbuch für Kulinaristik 3, S. 153–178.

Sağdıç, Büşra/Cömert, Menekşe (2025): »Migration and Culinary Culture Interaction. The Example of Turkish Restaurants in Germany«, in: Food, Culture & Society 28(5), S. 1339–1366. https://doi.org/10.1080/15528014.2025.2454136

Šarić, Marija (2025): »The Role of Transnational and Local Migrant Networks in Women's Circular Labour Migration«, in: Migracijske i etničke teme/Migration and Ethnic Themes 41(2), S. 221–249. https://doi.org/10.11567/met.2025.11

Satia, Jessie A. (2010): »Dietary Acculturation and the Nutrition Transition. An Overview«, in: Applied Physiology, Nutrition, and Metabolism 35(2), S. 219–223. https://doi.org/10.1139/H10-007

Scheidecker, Gabriel/Spallek, Susan/Tran, Kieu Nga/Geigenmüller, Diemut/Röttger-Rössler, Birgitt (2021): »Kultursensible sozialpädiatrische Versorgung am Beispiel von Fütterstörungen«, in: Kinderärztliche Praxis 92(2), S. 98–102.

Schmidt, Judith (2021): Kalkulierte Mobilität. Ökonomische und biografische Perspektiven auf Saisonarbeit, Frankfurt a.M./New York, NY: Campus.

Schmidt, Susanne K./Blauberger, Michael (2023): »German Capitalism and Migrant Work in Meat. How COVID Allowed to Break the Path-Dependent Labour Exploitation«, in: Culture, Practice & Europeanization 8(1), S. 50–73. https://doi.org/10.5771/2566-7742-2023-1-50

Schmiz, Antonie (2017): »Staging a ›Chinatown‹ in Berlin. The Role of City Branding in the Urban Governance of Ethnic Diversity«, in: European Urban and Regional Studies 24(3), S. 290–303.

Schmiz, Antonie (2021): »Die Produktion von Authentizität in der ethnisierten Gastronomie«, in: Berit Callsen (Hg.), Authentizität transversal. Multiperspektivische Betrachtungen von ›Echtheit‹, Berlin: Frank & Timme, S. 135–150.

Schneider, Jan/Götte, Malte (2022): »Meat Plants and Strawberry Fields Forever? Precarious Migrant Labour in the German Agri-Food Sector before and after COVID-19«, in: European Journal of Migration and Law 24(2), S. 265–286. https://doi.org/10.1163/15718166-12340129

Schneider, Marlise Horvath/Gugganig, Mascha (2021): »Saving Bavarian Hops in a ›Parallel Universe‹. Lessons on the Biopolitics of Agricultural Labor in Germany

during the Corona Pandemic«, in: Culture, Agriculture, Food and Environment 43(2), S. 85–95. https://doi.org/10.1111/cuag.12279

Sert, Dilan Sinem (2018): Ernährung und ernährungsbedingte Erkrankungen bei Menschen mit türkischem Migrationshintergrund in Deutschland. Unveröffentlichte Dissertation, Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. URL: https://docserv.uni-duesseldorf.de/servlets/DocumentServlet?id=47827 (vom 17.07.2026).

Simeone, Lisa/Piper, Nicola/Rosewarne, Stuart (2023): »When Food Is Finance. Seeking Global Justice for Migrant Workers«, in: Studies in Social Justice 17(1), S. 10–27. https://doi.org/10.26522/ssj.v17i1.4031

Starck, Edda/Matta, Raúl (2024): »More-than-Human Assemblages and the Politics of (Food) Conviviality. Cooking, Eating, and Living Together in Germany«, in: Food, Culture & Society 27(3), S. 734–753. https://doi.org/10.1080/15528014.2022.2160893

Statistisches Bundesamt (Destatis) (2026a): »21,8 Millionen Menschen in Deutschland mit Einwanderungsgeschichte im Jahr 2025«, Pressemitteilung Nr. 128 vom 13.04.2026. URL: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2026/04/PD26_128_125.html (vom 27.07.2026).

Statistisches Bundesamt (Destatis) (2026b): »3,2 Millionen Schutzsuchende zum Jahresende 2025«, Pressemitteilung Nr. 162 vom 12.05.2026. URL: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2026/05/PD26_162_125.html (vom 27.07.2026).

Varre, Joseph Vinod/Dustin, Mia/Van Vliet, Stephan (2025): »Dietary Transformations and Health Implications in Migrant Populations. A Global Perspective«, in: Frontiers in Nutrition 12, Art. 1623556. https://doi.org/10.3389/fnut.2025.1623556

Zentgraf, Lea Loretta (2025): »How Democratic Is Just Enough? Critical Reflections on the Transformative Potential of the Berlin Food Policy Council«, in: Urban Planning 10, Art. 9538. https://doi.org/10.17645/up.9538

Zhu, Qian/Jin, Xiaoying (2026): »Navigating Political-Economic Dimensions of Authenticity through the Cases of Chinese Ethnic Food, Chefs, and Restaurants in Germany«, in: Food, Culture & Society 29(3), S. 853–878. https://doi.org/10.1080/15528014.2025.2600132

Zulfiqar, Tehzeeb/Strazdins, Lyndall/Banwell, Cathy (2021): »How to Fit In? Acculturation and Risk of Overweight and Obesity. Experiences of Australian Immigrant Mothers from South Asia and Their 8- to 11-Year-Old Children«, in: SAGE Open 11(3), Art. 21582440211031798. https://doi.org/10.1177/21582440211031798

Migration, Ungleichheit und rassifizierte Foodways

Eine emotionsanthropologische Perspektive

Anita von Poser, Edda Willamowski, Dạ My Đào und Max Müller

1 Einleitung

Die Frage »Hast du schon gegessen?« (ăn cơm chưa, wörtlich: Hast du schon Reis gegessen?) begegnete uns wiederholt in việtdeutschen[1] Lebenszusammenhängen. Sie beschreibt nicht nur eine praktische oder funktionale Nachfrage zur Nahrungsaufnahme. Aus Sicht unserer Gesprächspartner:innen steht sie für den Beginn eines Gesprächs, das Vertiefen sozialer Bindungen sowie den nonverbalen Ausdruck von Liebe, Fürsorge und Zugehörigkeit.[2] In der vietnamesischen Sprache bezeichnet das Wort tình cảm die tiefe zwischenmenschliche Zuneigung, die oft durch gemeinsames Essen vermittelt wird. Die Frage umfasst folglich ein komplexes kulturelles Verständnis davon, wie Beziehungen konstituiert werden. In Migrationszusammenhängen, in denen eine Sensibilisierung für Diversität fehlt, manifestiert sich soziale Ungleichheit, wenn unterschiedliche Auffassungen davon, wie Beziehungen etabliert und gepflegt werden, aufeinandertreffen. Denn daraus entstehen Missverständnisse und Fehldeutungen, die sich zu Hierarchisierungen und damit verbundenen Abwertungen bestimmter kulinarischer Ernährungspraktiken steigern können. Diese Dynamiken sind eng mit Machtasymmetrien verbunden, die in der Migration deutlich werden. Dabei werden soziale und kulturelle Hierarchien durch alltägliche Praktiken reproduziert. Menschen, die kontinuierlich mit solchen Abwertungen konfrontiert werden, erleben irritierende Gefühle, die wir in

1 Der Begriff *việtdeutsch* steht hier für Erfahrungen von Personen mit vietnamesischen Migrationsbezügen und ihrer Nachkommen (Willamowski 2025; Vu/Tran 2021), mit denen wir über Jahre in Kontakt kamen im Rahmen dreier, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderter Forschungsprojekte des SFB 1171 *Affective Societies: Dynamiken des Zusammenlebens in bewegten Welten* (A02: 2015–2023, D03: 2023–2027).

2 Umgekehrt hieß es, die in der deutschen Sprache vergleichbare Frage »Wie geht es dir?« löse Unbehagen aus, da sie sehr direkt sei und eher im Kontext eines Ärzt:innen-Patient:innen-Verhältnisses erwartet werden würde.

diesem Beitrag als rassifizierte Affekte untersuchen. Aus einer emotionsanthropologischen Perspektive analysieren wir auch, welche affektiven Konsequenzen diese Missachtung nach sich zieht für das gesellschaftliche Zusammenleben sowie das Aufrechterhalten von Ungleichheitsverhältnissen in post-/migrantischen Lebenswelten.

Wir präzisieren zunächst unseren theoretischen Rahmen, um die exkludierende Kraft zu bestimmen, die sich aus dem Zusammenspiel von Migration, Ungleichheit und rassifizierten Foodways als einer spezifischen Form des »culinary racism« (Kiang et al. 2024) ergibt. Kiang et al. beschreiben für den US-amerikanischen Kontext Szenen rassistischer Veranderung[3], in denen Geruch, Textur oder Geschmack *Ekel* auslösen und sich im sogenannten »lunchbox moment« verdichten. Auch asiatischdeutsche Stimmen berichten, dass mitgebrachtes Essen in Kindergarten und Schule von Peers und Lehrkräften als *stinkend*, *komisch* oder *ekelig* markiert wurden, sodass Kinder begannen, ihre Eltern um *normale Brote* zu bitten, um nicht aufzufallen (Asiazensus 2025: 22–24). Zur institutionellen Verschränkung generationaler und rassifizierender Ungleichheiten vgl. Schmidt/Amely in diesem Band. Ein konziser Einblick in die kulinarische Geschichte vietnamesischer Migrationen nach Deutschland zeigt sodann, wie tiefgreifend solche Degradierungen sind. Danach betrachten wir diese Verschränkung in ihrer Wirkmächtigkeit zu verschiedenen Momenten des Lebensverlaufs anhand dreier ethnografischer Beispiele. Das erste Beispiel macht auf Veranderungspraxen aufmerksam, die in (früh-)kindlichen Bildungsinstitutionen reproduziert werden. Das zweite Beispiel zeigt, wie junge Erwachsene, die als Fachkräfte immigriert sind, in Deutschland Exklusion erfahren. Diese Exklusion umfasst auch die kulinarische Dimension. Das dritte Beispiel erläutert die Wirkmächtigkeit rassifizierter Foodways bis ans Lebensende anhand der (fehlenden) Fürsorge für ältere Personen in deutschen Pflegeinstitutionen. Abschließend plädieren wir dafür, die Befunde institutioneller Barrieren in Bildung, Politik und Gesundheitsförderung als Beginn einer Konversation zu betrachten, um Ungleichheiten über partizipative und demokratische Entscheidungsprozesse abzubauen – selbstverständlich im Gespräch mit denen, die diese reflektiert, für sich nutzbar gemacht und Lösungsansätze entwickelt haben.

3 *Veranderung* meint Prozesse des *Othering*, auf die Individuen und Kollektive zurückgreifen, um nationale, ethnische oder kulturelle Unterscheidungen zwischen der eigenen Zugehörigkeit und der Zugehörigkeit anderer Individuen und Kollektive zu treffen, um daraus Machtbeziehungen abzuleiten und ungleiche Verhältnisse zwischen dem Eigenen und dem Anderen zu schaffen (vgl. Bauer 2026: 25).

2 Foodways als Spiegel rassifizierter Gesellschaften

In ihrem Werk »Ways of Eating: Exploring Food through History and Culture« schreiben der Historiker Benjamin Wurgaft und die Kulturanthropologin Merry White pointiert: »Eating and drinking establish our relationship with the surrounding world« (2023: 1). Produktion, Zubereitung und Verzehr von Speisen wohnt in der Tat eine soziale und emotionale Komponente inne (Kofahl/Schellhaas 2018; von Poser 2018a). Bestimmte Nahrungsmittel, Zubereitungsarten sowie Küchen mit ihren Gerüchen, Geschmäckern und Texturen erscheinen uns vertrauter als andere. Über geteilte *Foodways* (Counihan 1999: 6), d.h., Ernährungsweisen und -praktiken von Gemeinschaften und Gesellschaften, die soziokulturell codiert, materialisiert und räumlich gebunden sind, entstehen Bindung, Zugehörigkeit und Partizipation. Noch bevor wir Worte dafür finden oder lernen, bestimmte Speisen zuzubereiten, inkorporieren wir sie physisch mit all unseren Sinnen und verweben sie so unweigerlich mit unseren verkörperten Emotionen und Erinnerungen (von Poser und Willamowski 2020; Matta, de Suremain und Crenn 2020: 7).

In von Migration und Transnationalismus geprägten Kontexten ist die Etablierung von Beziehungen auf Basis des Kulinarischen weitaus komplexer. Laut der Migrations- und Ernährungsanthropologin Elsa Mescoli sei das Festhalten an kulinarischen Traditionen zwar enorm wichtig, um Würde, Vertrautheit und Selbstbewusstheit in der Fremde weiter aufrechtzuerhalten; denn »[food] practices are the first object of reflexivity in the migration context. […] Far from only being a reminder of home, food permits to create home« (Mescoli 2020: 56–57). Jedoch müssten kulinarische Praktiken auch mit den jeweiligen Normen der Mehrheitsgesellschaft in Einklang gebracht werden, um Integrationsprozessen nicht im Wege zu stehen (ebd.: 49). Dies ist gleichwohl in einem normativen Sinne zu verstehen, was aus kritisch-reflexiver und postmigrantischer Sicht zu hinterfragen ist: Warum müssen Essgewohnheiten angepasst werden? Warum können sie in einer pluralen Gesellschaft nicht koexistieren? Wie dem auch sei, die erwähnten gegenläufigen Tendenzen erzeugen immer dann Reibungen, wenn es zu einer Ablehnung transkultureller Formen von Verzehr und Genuss sowie zu einer hierarchisierenden Herabsetzung kulinarischer Praktiken kommt, die als *fremd*, *schlecht*, *rückständig* oder *ungesund* abgetan werden. Daraus folgt, dass rassifizierte Ernährungsweisen und -praktiken als Instrument zur Herstellung von Diskriminierung und Ungleichheit fungieren können (vgl. Chao 2022).

In diesem Sinne sprechen wir von *rassifizierten Foodways*, um implizite Ungleichheiten aufzudecken, die durch entsprechende multisensorische Erfahrungen vermittelt werden. Damit ordnen wir uns in der reflexiven Migrationsforschung ein (Dahinden/Pott 2026; Nieswand/Drotbohm 2014), die eine differenzierte Perspektive einnimmt und defizitär konstruierte Kategorien des *Migrantischen* ablehnt. Indem wir subjektive und heterogene Lebensverläufe unserer Gesprächspartner:in-

nen in den Mittelpunkt stellen, können wir gesellschaftliche Machtverhältnisse, diskursive Konstruktionen und eigene Verstrickungen in ihrer Wechselwirkung analysieren. Ferner beziehen wir uns auf Tamar Blicksteins Konzept der »affects of racialization« (2019: 152–153), um strukturelle, materielle und verkörperte Mechanismen aufzudecken, durch die Mehrheitsgesellschaften ihre Vorherrschaft und Deutungshoheit über das Kulinarische behaupten. Unter Rassifizierung verstehen wir den Prozess, soziale Differenzen entlang rassifizierender Marker zu naturalisieren. Dies führt dazu, dass rassifizierte Personen in ihrer Fähigkeit gestört werden, sich frei und unbelastet im sozialen Raum zu bewegen. Wir teilen Blicksteins Auffassung, dass Rassifizierung ein hochgradig affektives Geschehen ist, dass sich als »relational dynamic of affecting and being affected that is spatially, geographically, and environmentally situated« (ebd.: 152) entfaltet. In Bezug auf Foodways bedeutet dies konkret, dass z.B. das Mitbringen von Essen, das Rümpfen der Nase über ungewohnte Düfte, das Belächeln oder das Verschmähen unbekannter Nahrungsmittel in alltäglichen Begegnungen eine tiefgreifende exkludierende Wirkung entfalten kann.

Im Folgenden erläutern wir, dass es sich dabei nicht nur um punktuelle soziale Herabwürdigungen in vereinzelten Begegnungen handelt. Vielmehr treten sie beständig auf als forcierter und institutionell festgeschriebener Bestandteil der Lebensverläufe unserer Gesprächspartner:innen. Alexandra Bauer (2026) stellt in ihrer Studie über multi-rassifizierte Affekte ähnlich heraus, wie beharrlich und auch schmerzlich sich Rassifizierung durch das Leben von Frauen mit koreanischem und deutschem Elternteil zieht. An der Schnittstelle von Emotionsanthropologie und kritischer Rassismusforschung untersucht sie, wie sich »(Dis-)Kontinuitäten in der Re-Produktion […] und der affektive Umgang damit über das Leben veränderten«, was ihr so auch die Möglichkeit gibt, »die strukturellen Muster hinter den vermeintlichen *Einzelfällen* aufzudecken« (Bauer 2026: 37–38). Ein historischer Blick auf Migrationen von Việt Nam nach Deutschland in ihrer Verflechtung mit kulinarischer Diskriminierung macht die ungleichheitsgenerierende Dimension rassifizierter Foodways über den Lebensverlauf noch einmal verständlicher.

3 Eine kulinarische Geschichte vietnamesischer Migrationen nach Deutschland

In der việtdeutsch Kulinarik verdichtet sich eine Geschichte der vietnamesischen Gemeinschaften in Deutschland, die von Überlebenskämpfen und kultureller Selbstbehauptung erzählt. Nach dem Kriegsende in Việt Nam flohen hunderttausende Menschen aus dem Süden, wovon zwischen 1975 und den späten 1980er Jahren rund 45.000 Personen als humanitäre Kontingentgeflüchtete ihre neue Heimat in der BRD fanden. Damit verbunden war das Angebot einer dauerhaften

Bleibeperspektive und eines ermöglichten Familiennachzugs. Die Ankunft wurde begleitet von breiten infrastrukturellen und zivilgesellschaftlichen Unterstützungsmaßnahmen (Willamowski 2025; Ha 2020). Gleichzeitig bestanden schon damals strukturelle Hürden: Abschlüsse wurden oft nicht anerkannt und frühere Fachkräfte erhielten Hilfsjobs statt sozialversicherungspflichtiger Berufe. Aufgrund wenig ausgeprägter Strukturen zur Kinderbetreuung in Westdeutschland konnten viele Frauen nicht arbeiten. Daher wurde Selbstständigkeit zum zentralen Ausweg. Gastronomie bot aufgrund der geringeren Auflagen zum Einzelhandel ein Schlupfloch, denn lange Arbeitszeiten, Familienarbeit und geringe Einstiegsschwellen ließen sich in ein überlebensfähiges Geschäftsmodell übersetzen (Behrens/Su 2025: 3–6, Bösch 2025: 88–89). In dieser frühen kulinarischen Überlebensinfrastruktur kamen Zugehörigkeit, Marktlogik und Maskierung (Bui 2004) zusammen, denn asiatisch gelesenes Essen wurde im westdeutschen Alltagswissen stark mit *China-Restaurants* verknüpft. Die Speisekarten jener Restaurants orientierten sich am erwartbaren und standardisierten Repertoire wie Ente süß-sauer oder gebratenen Nudeln und hatten wenig mit authentischer vietnamesischer oder chinesischer Küche zu tun.

Parallel unterzeichneten die DDR und die Sozialistische Republik Việt Nam 1980 ein Abkommen zur temporären Vertragsarbeit, sodass vorwiegend junge Personen für einen Zeitraum von max. fünf Jahren nach Ostdeutschland kamen. Integration war nicht erwünscht. Kontakte zur ostdeutschen Bevölkerung wurden strukturell verhindert. Wenige Jahre später endete das Arbeitsabkommen mit dem Beitritt Ostdeutschlands zur BRD. Für etwa 60.000 vietnamesische Werktätige bedeutete das den Verlust ihrer Arbeits- und Wohnheimplätze. Bereits in der DDR entstanden in diesen Wohnheimen erste improvisierte Restaurants, in denen mit den damals in Ostdeutschland verfügbaren Zutaten im Privaten vertraute Gerichte gekocht wurden (Ngô Ngọc 2020). In den frühen 1990er Jahren verschärfte sich die Lage dramatisch. Aufenthaltsrechtlich wurden viele der ehemaligen Werktätigen von einer *Befugnis* auf eine bloße *Duldung* herabgestuft, eine reguläre Arbeitsbeschäftigung war faktisch kaum möglich. In diesem rechtlichen Limbo erwies sich die gewerbliche Selbstständigkeit als einziger Ausweg. Wer ein Gewerbe anmeldete und nachweisen konnte, dass er den Lebensunterhalt eigenständig sicherte, sicherte seinen Aufenthalt für ein paar Monate ab.

Aus dieser Not heraus entstand die sogenannte *China-Pfanne* – ein einfaches Gericht aus gebratenen Nudeln, Hühnerfleisch, Möhren und Weißkohl (Schmiz 2011: 154; Bui 2003). Sie wurde als Nummer M3 auf ostdeutschen Speisekarten zum Symbol dieser ersten Generation vietnamesischer Gastro-Selbstständiger: Fettig, glutamathaltig, vollständig auf einen *dominanzdeutschen Massengeschmack* zugeschnitten. Dieses Konstrukt bediente den Hunger nach *Exotik*, ohne gustatorisch zu überfordern, und hatte, ähnlich wie in den westdeutschen Restaurants geflüchteter Vietnames:innen, wenig mit authentischen Küchen gemein. Hinter dem Tresen standen keine »geborene[n] Gastronomen«, wie der Politikwissenschaftler Kien Nghi

Ha in einem Bericht des Tagesspiegel (Geyer 2023) kritisch bemerkt, sondern Ingenieur:innen, Facharbeiter:innen und Dolmetscher:innen, die Herkunft und Status hinter süß-saurer Soße und Bambusssprossen aus der Dose verbargen. Mit sieben Tagen die Woche und einer täglichen Arbeitszeit von zwölf bis vierzehn Stunden waren Urlaub und Kranksein kaum möglich. Kinder wurden früh in den Betrieb eingebunden, bezahltes Personal war zu teuer. Für viele Familien wurde der Imbiss buchstäblich zur Abschiebungsabwehr, jede verkaufte Nudelbox sicherte die Duldung.

Während diese Assimilationsgastronomie den Massengeschmack bediente, entstand mit dem Dong-Xuan-Center in Berlin ein Ort, an dem man für die eigenen Bedürfnisse, mit Innereien, Blutpudding und fermentierter Schrimpsoße (mắm tôm), kochte. Für in Deutschland geborene Kinder vietnamesischer Eltern fungiert das Center auch als Bollwerk gegen den Rassismus der Dominanzgesellschaft, da vietnamesisches Essen hier Normalität ist. So können hier vietnamesische Gerichte, trotz rassistischer Erfahrungen in der Schule und Abkehr vom Essen der Eltern, Teil postmigrantischer Identitätsarbeit bleiben (Nguyen 2016). Ab den späten 2000er Jahren trat die postmigrantische Generation mit Selbstbezeichnungen als *Imbiss-Kids* oder *Gastro-Kinder* auf den Plan, die ihre Kindheit zwischen Hausaufgaben am Ecktisch und dem Aushelfen im Gastronomiebereich der Eltern verbrachten (Denk 2024). Neue vietnamesische »Mittelschicht-Lokale« entstanden, in denen vietnamesische Küchen erstmals offensiv als solche benannt wurden, statt hinter panasiatischen Chiffren zu verschwinden (Schmiz 2011: 154–161). Vietnamesisches Essen wandelte sich vom Billig-Imbiss zur angesagten *Cuisine* und wurde im mittleren Preissegment salonfähig. Speisekarten wurden zudem nicht mehr eingedeutscht. Statt *Bandnudelsuppe mit Rind* heißt es seither selbstbewusst *phở bò*.

Dieser jüngere Restaurantboom vietnamesischer Küchen markiert eine neue Ära der Zuwanderung aus Việt Nam seit Beginn der 2010er Jahre (Mai/Scheidecker 2020; Hoang et al. 2024). Neue Akteur:innen knüpfen an bestehende Infrastrukturen an und bringen Arbeitskraft, regionale Kochpraktiken, transnationale Versorgungswege und neue vietnamesische Geschmacksrepertoires in die Restaurantszene ein. Die vietnamesische Küche in Deutschland hat sich so vom Überlebensmittel zu einem integralen Bestandteil deutscher Gegenwartskultur entwickelt – ein kulinarischer Hybrid, vergleichbar etwa mit dem Döner. Dass diese kulinarische Akzeptanz jedoch auf tönernen Füßen steht, veranschaulichen die schnell reproduzierbare Stigmatisierung und Pathologisierung von *asiatischem Essen*. Ein Beispiel ist der Bubble-Tea-Hype um 2010 (Merkur Online 2018): Der Erfolg des Milch-Tee-Getränks wurde durch eine unbegründete Warnung vor angeblichen Giftstoffen durch eine deutsche Universität gestoppt, was erst Jahre später von Behörden offiziell widerlegt wurde. Auch die COVID-19-Pandemie schürte rassistische Narrative über *ekelhafte Essgewohnheiten*, was nicht nur zu massiven Anfeindungen führte, sondern auch zu enormen Umsatzeinbußen für asiatische Restaurants (Huang et al. 2023).

4 Ethnografische Einblicke

Auf der Basis qualitativer Datenanalysen mit induktivem Vorgehen dokumentieren unsere Beispiele ein Spektrum ernährungsbasierter Ungleichheit im Kontext frühkindlicher Sozialisierung, strukturierter Arbeitsmigration und institutioneller Altenpflege. Während Dạ My Đào aus autoethnografischer Perspektive schreibt, stützen sich Edda Willamowski und Max Müller auf mehrjährige ethnografische Forschungen in việtdeutsch Alltagswelten sowie in Institutionen und Netzwerken der psychosozialen Gesundheitsversorgung (vorwiegend in Berlin), in denen auch Anita von Poser (2018b, 2023) lange forschend tätig war. In diesem Rahmen kamen methodisch teilnehmende Beobachtungen, informelle Gespräche und semi-strukturierte Interviews zum Einsatz. Charakteristisch für unser ethnografisches Vorgehen ist zudem, dass die individuellen Einblicke unsere Positionierungen ersichtlich werden lassen und dabei aufzeigen, dass das Forschen über Migration, Ungleichheit und rassifizierte Foodways auch irritierende Gefühle in uns Forschenden auslöst.

4.1 Kulinarische Veranderung und Rassifizierung im frühen Lebensverlauf

Bereits im frühen Lebensverlauf sind viele Kinder vietnamesischer Migrant:innen in deutschen Bildungs- und Betreuungseinrichtungen mit rassistischen und diskriminierenden Erfahrungen konfrontiert, die oft durch das Essen verursacht werden. Das daraus entstehende Spannungsverhältnis zwischen dem Vertrauten aus dem Elternhaus und dem institutionell Normalisierten begleitet sie in der Frage nach ihrer Zugehörigkeit häufig bis in das Erwachsenenalter. Am Beispiel von My wird deutlich, wie Sphären des Privaten und Institutionellen ineinandergreifen und Veranderungspraxen und Rassismus schon im Kindes- und Jugendalter das Geschmacks- und Emotionsrepertoire nachhaltig formen:

Meine Kindheit und Jugend verbrachte ich bis in die späten 2010er Jahre in einer Kleinstadt im südöstlichen Sachsen-Anhalt, wo meine Eltern selbstständig in einem sogenannten Asia-Imbiss tätig waren und den Großteil ihres Alltags verbrachten. Wenn ich nicht dort mit meiner Familie aß oder mich in unserer Wohnung aufhielt, verbrachte ich die meiste Zeit im Kindergarten, im Hort, in der Schule oder bei Freund:innen. Nach dem Unterricht besuchte ich den Hort, wo es regelmäßig zur Vesper Graubrot mit Butter, Wurst und Käse und zum Nachtisch eine fruchtige Quarkspeise gab. Diese Mahlzeit bleibt mir stark in Erinnerung: Ich haderte innerlich damit, das Brot mit dem Aufschnitt zu konsumieren, da ich diese Art von kaltem, trockenem Essen von zuhause nicht kannte. Obwohl ich das Essen nicht mochte, aß ich es – mit wenig Freude und viel Unbehagen. Es war in der Gruppe mit den Kindern und Erzieher:innen eine bessere Option für mich als durch mein Essverhalten negativ aufzufallen. Gleichzeitig lehnte ich das von meiner Mutter aufwendig gekochte, warme vietnamesische Essen zu Hause ab oder nahm es nur schwer

an. In der Schule aß ich gerne typische DDR-Gerichte wie Jägerschnitzel mit Spirelli und Tomatensoße, Senfeier, Königsberger Klopse oder Fischstäbchen mit Kartoffelbrei. Meine Geschmacksknospen waren stark an das Essen der ostdeutschen Schulkantine und verarbeitete Lebensmittel gewohnt; Tiefkühlpommes und Chicken Nuggets, Chips und Nutella waren für mich Luxusessen – und viele vietnamesische Gerichte meiner Mutter für mich kaum essbar. Zwischen Döner, Ente süßsauer und Thai Curry für die Kundschaft versuchte sie mühevoll, meinen Bruder und mich mit Spaghetti Bolognese auf Maggi-Fix-Basis und cơm trứng (Reis mit Ei und Maggi-Würze) zu sättigen. Meine Beziehung zu Nahrung wurde also bereits im jungen Alter durch aufreibende Gegensätze geprägt: Einerseits durch familiäre Erfahrungen, Gewohnheiten und Regeln, andererseits durch institutionalisierte Normen einer weißdeutschen Dominanzgesellschaft. Diese Diskrepanz erzeugt im familiären sowie im institutionellen Umfeld ein Gefühl mangelnder Zugehörigkeit und führt zu einer notgedrungenen Akzeptanz sowie Anpassung an die Erwartungen deutscher sozialer Kontexte und Einrichtungen.

2013 sorgte der *Pferdefleisch-Skandal* für viel Aufruhr: In einem europaweiten Betrugsfall wurde Pferdefleisch in Tiefkühlprodukten fälschlicherweise als Rindfleisch deklariert. Folglich begannen massive Rückrufaktionen, so auch in Deutschland (foodwatch o.J.). In meinen schulischen Freundeskreisen wurde ebenfalls über den Skandal gesprochen, doch blieb es nicht bei einem sachlichen Austausch. Vielmehr wurde der Moment genutzt, um weit verbreitete, stereotype Vorstellungen über *exotische* Nahrungsweisen zu reproduzieren. Was als Lebensmittelbetrug medial skandalisiert wurde, schrieb sich als zutiefst rassistische Veranderung in einer alltäglichen Situation ein und knüpfte direkt an die abwertende, kulturelle Zuschreibung abweichender, *ekelhafter* Essensnormen an. Ich erinnere mich noch ganz genau an den Moment, in dem ich mit meinen Freund:innen an der Bushaltestelle im Kreis stand und eine von ihnen mich plötzlich gehässig und mit breitem Grinsen fragte, ob das Essen im Geschäft meiner Eltern auch Pferdefleisch beinhalte. Erschlagen von dieser Dreistigkeit und Respektlosigkeit gegenüber meinen Eltern wusste ich nicht, wie ich darauf reagieren sollte. Wie auch, wenn mir niemand beibringt, dass es sich um Rassismus handelt und wie ich auf diesen antworten kann? Anstelle eines schlagfertigen Konters blieb mir nur ein stilles Aushalten.

Die unzureichende Sensibilisierung für post-/migrantische Lebenswelten, wiederkehrender Rassismus, meine eingeschränkte Handlungsfähigkeit, eine ausbleibende Unterstützung in solchen Situationen sowie das Fehlen von Bezugspersonen zur Einordnung und Verarbeitung dieser Erlebnisse formten und intensivierten unausgesprochene Affekte: Während sich im Kindesalter vor allem eine Scham aus dem Spannungsverhältnis zwischen dem Vertrauten von zu Hause und dem institutionell Normalisierten herausbildete, schrieb sich durch den erlebten Rassismus eine ungelöste Wut ein. Anstatt auf ein erlerntes Emotionsrepertoire zurückgrei-

fen zu können, das mich mit der notwendigen Handlungsfähigkeit ausgestattet hätte, um solche Situationen zu navigieren und Gefühle zu regulieren (von Poser et al. 2019), dominierten Sprachlosigkeit und Ohnmacht. Diese Affekte sind als verkörperte Erinnerungen eingraviert, die in ähnlichen Situationen wie den geschilderten als innere Widerstände spürbar reaktiviert werden und im Inneren ungewollt haften bleiben.

Erst als Erwachsene begann ich, meine Erlebnisse aus Kindheit und Jugend systematisch zu reflektieren und erkannte retrospektiv jenes vermeintliche *Fehlverhalten* als Form von Rassismus. Mit der Entstehung postmigrantischer Orte und der damit verbundenen Öffnung von Reflexionsräumen wurde es mir möglich, in Austausch zu treten mit Menschen, die ähnliche Erfahrungen gemacht haben. Hier konnte ich meine Erlebnisse erstmals verbal artikulieren und als rassistische Erfahrungen einordnen. Dabei wurde deutlich, dass es sich bei meinen Erfahrungen nicht um Einzelfälle handelt, sondern um geteilte Lebensrealitäten. Der Schmerz und die oft unausgesprochenen Geschichten der Elterngeneration bleiben in der Kindergeneration spürbar und werden von ihnen sichtbar gemacht und mutig erinnert. Aus der zuvor isolierten Wut und Scham erwachsen Formen von Empowerment, in denen individuelle und kollektive Handlungsmacht zurückgewonnen wird. Eine Freundin bringt dies selbstbewusst auf den Punkt: »Essen ist für mich ein Stück Heimat, das lasse ich mir nicht nehmen.«

4.2 Fachkräftezuwanderung oder wer satt werden darf

Soziale Ungleichheiten zeigen sich auch in der Fachkräftezuwanderung. Trotz politischer Bemühungen der Bundesregierung fehlt es an einer echten Willkommenskultur. In der Pflegeausbildung stoßen vietnamesische Auszubildende auf sprachliche und kulturelle Hürden, die durch unzureichende Onboarding-Strukturen und Lehrpläne verschärft werden. Diese Herausforderungen führen oft zu Ausbildungsabbrüchen. Subtile Marker wie die Nutzung von Mikrowellen in Schulen verdeutlichen die tief verwurzelten Ungleichheiten, die über sprachliche und kulturelle Grenzen hinausgehen, wie Edda aus ihrer Forschung zur Pflegearbeitsmigration von Việt Nam nach Deutschland zu berichten weiß: Im Juni 2025 traf ich drei Schulsozialarbeiter:innen in ihrem Büro einer Berliner Pflegeschule. Ihre Aufgabe ist es, Auszubildende in ihrem Qualifizierungsvorhaben zu unterstützen, um Abbrüche zu verhindern und so dem Fachkräftemangel entgegenzuwirken. Eine progressive Ausrichtung ihrer Arbeit als Reaktion auf die internationale Schüler:innenschaft ist nicht das primäre Ziel, sondern existiert bisher lediglich als individuelles Engagement. Für dieses hat sich während der COVID-19-Pandemie ein Netzwerk der Schulsozialarbeiter:innen gegründet, denn seit etwa drei Jahren kommen zu den üblichen strukturellen Hürden (hohe Arbeitsbelastung, niedrige Bezahlung, Personalmangel, steigende Patient:innenzahlen) verstärkt sprachli-

che und kulturelle Herausforderungen hinzu. Dies steht in Zusammenhang mit den wachsenden Zuwanderungszahlen aus Việt Nam zum Zwecke der Ausbildung (Hoang et al. 2024: 34; Klawitter/Ünsal 2025: 6).

Aufgrund der internationalen Zusammensetzung ist es in den neuen Pflegeklassen meist schwierig, eine gemeinsame Sprache zu finden. Bislang wird diese Tatsache in den Lehrplänen dualer Ausbildungsprogramme nicht berücksichtigt, obwohl die Bundesregierung in den letzten Jahren intensiv Pflegekräfte in Ausbildung im Ausland rekrutiert hat. Meine Gesprächspartner:innen berichteten mir, dass die Mehrheit der Auszubildenden derzeit aus Việt Nam stamme und dass es schwierig sei, eine Verbindung zu ihnen aufzubauen, bevor sie die Ausbildung abbrechen. Im Rahmen eines Vortrags über die rezente Migration aus Việt Nam nach Deutschland, den ich auf Einladung bei einem ihrer Netzwerktreffen hielt, sprachen wir auch über Vertrauen, ungewohnte Strukturen und Zugehörigkeit. Dabei zeigten sie auf die Mikrowelle neben der Tür. Im Vergleich zu anderen Auszubildenden sei es auffällig, dass vietnamesische Pflegeauszubildende jeden Tag ihr selbst zubereitetes Essen mitbrachten. Während viele mitgebrachte Stullen äßen, brächten vietnamesische Pflegeschüler:innen täglich ihr selbstgekochtes Essen in Lunchboxen mit. Bevor es die Mikrowelle gab, so erfahre ich von den Schulpädagog:innen, wärmten sie ihre Mahlzeiten auf den Heizkörpern in den Klassenzimmern auf. Diese Beobachtung berichteten sie mit eindringlichen Worten, die in mir Scham auslösten. Seither frage ich mich öfter, wie es sich anfühlen muss, eine Mahlzeit auf Heizkörpern erwärmen zu müssen in Räumen ohne engagierte Schulpädagog:innen.

Sozialarbeit erfordert auch kulinarische Infrastruktur, einen Gemeinschaftsraum zum Zubereiten und Verzehren von Speisen. Also wandten sich die Sozialpädagog:innen an die Geschäftsleitung und forderten zumindest eine Mikrowelle an. Sie wurden wegen fehlender Mittel immer wieder vertröstet, aber vor einigen Wochen kam sie endlich an und wurde in ihrem Büro installiert. Während der zwei Minuten, in denen sie ihre Mahlzeiten erwärmen, sprechen sie mit den vietnamesischen Pflegeschüler:innen über die Gerichte und die Zutaten, die sie hier kaufen können. Dieser kurze Austausch macht einen Unterschied und ermöglicht es, endlich Vertrauen aufzubauen. Dieses Beispiel kontrastiert die in der Medienberichterstattung häufig skandalisierte Darstellung vietnamesischer Auszubildender, die abtauchen.[4] Ersichtlich wird vielmehr, wie einseitig das Verständnis von Integration nach wie vor betrachtet wird. Integration ist ein beidseitiger Prozess, der ohne Hilfestellung seitens des Ziellandes nicht von den migrierenden Personen

4 Die Auszubildenden werden als Opfer oder Täter von Arbeitsausbeutung, Schleusung oder Betrug stilisiert (vgl. Tagesschau 01.11.2025, rbb 1.10.2025, Tagesspiegel 06.11.2025). Dies führt zu einer einseitigen öffentlichen Wahrnehmung einer heterogenen Bevölkerungsgruppe und verdeckt strukturelle Verantwortlichkeiten.

allein bewältigt werden kann. Essen fungiert dabei als Icebreaker, als multisensorielle Brücke, die Nähe unmittelbar schaffen kann und das Verstehen des Gegenübers erleichtert. Der oft monierte *schwere Zugang* findet also eine Wurzel in dem verhinderten strukturellen Zugang zum Ankommen, denn der Konsum von bekanntem Essen leistet einen wesentlichen Beitrag dazu, dass Lebens- und Arbeitswelten miteinander verflochten werden können, oft noch bevor die Sprache greift. Auf dem Weg nach draußen fällt mir ein orangefarbener Ausdruck an der Innenseite der Tür auf mit einem Zitat von Max Frisch: »Wir riefen Arbeitskräfte, aber es kamen Menschen.« Das Zitat unterstreicht eindringlich die Kluft zwischen der politischen Rhetorik der Fachkräftezuwanderung und den realen Erfahrungen von Migrant:innen, die sich am Beispiel der Mikrowelle symbolisch verdichten.

4.3 Chết no – Vom Recht, satt zu sterben

Auch in der letzten Lebensphase spielen rassifizierte Foodways eine bedeutende Rolle. Bei einer bezirklichen Ehrung für das Engagement vietnamesischer Helfer:innen auf freiwilliger Basis in der Sterbebegleitung wurde dies deutlich. Kalt servierte Häppchen und Reden, die an der Lebensrealität der Geehrten vorbeigingen, unterstrichen dies nochmals. Später, in einem vietnamesischen Restaurant, diskutierte Max die Bedeutung von Essen in der Begleitung Sterbender mit cô[5] Phương:

Cô Phương erzählte mir von Nächten in Kliniken und Heimen und erklärte: »In Việt Nam gibt es die Vorstellung, dass selbst im allerletzten Moment noch Nahrung gereicht werden sollte. Còn nước còn tát – solange noch ein Tropfen Wasser da ist, wird geschöpft.« Sie nannte diese Art der Sterbebegleitung »chết no« – das gesättigte Sterben. Doch chết no meint weit mehr als einen gefüllten Magen. In dieser kulinarischen Fürsorge verdichten sich soziale Beziehung und Würde zu einem Ideal des Sterbens in der Migration. Es umfasst die Vorstellung, nicht allein zu sein fernab der ersten Heimat, auch in der zweiten Heimat Deutschland bis zuletzt umsorgt zu sein mit einem Gefühl gegenseitiger Unterstützung und Verbindung. Ein Sterben, das nicht als Mangel, sondern als Fülle erfahren wird. Etwa durch eine Suppe aus Việt Nam, die Zugehörige noch einmal vorbeibringen, statt durch einsames Darben an trockenem Graubrot im Altersheim. So können Menschen, die im Sterben liegen und noch ein letztes Mal nach einer Speise mit dem »Geschmack der Heimat« fragen, wenige Stunden später friedlich von uns gehen. Essen ist in den letzten Tagen und Stunden eines von Migration geprägten Lebens dann keine reine Kalorienzufuhr mehr, sondern materialisierte Fürsorge und ein Anker der Identität in Institutionen der weißen Dominanzgesellschaft. Diese ist häufig nicht auf abweichende

5 Die Termini cô und chú stehen für die respektvolle vietnamesische Ansprache für ältere Frauen (Tanten) und ältere Männer (Onkel).

kulinarische Bedürfnisse eingestellt (Müller et al. 2026). Zu ernährungsbezogenen Wünschen und institutionellen Abhängigkeiten in der stationären Pflege vgl. Meyer in diesem Band.

Dies zeigt sich auch bei meiner Sterbebegleitung von chú Quân. Zu Beginn besuche ich ihn oft zur Abendbrotzeit im Speisesaal des Pflegeheims. Ein karger Raum, Neonlicht und im Hintergrund öffentlich-rechtliches Fernsehen. Chú Quân sitzt oft allein vor einem Joghurt und einer Scheibe Käsebrot. Um die Tristesse zu brechen, bringe ich ihm oft kleine vietnamesische Speisen mit. An einem Abend sitzen wir gemeinsam vor chè (einer geleeartigen Süßspeise) und in der Mikrowelle aufgewärmten nem rán (Frühlingsrollen), deren warmer Geruch von Fett und Gewürzen sich im sterilen Saal ausbreitet. Für uns ein Geruch von Geborgenheit, für andere ein Fremdkörper. Wir essen still, als die Sitznachbarin von chú Quân laut in den Raum ruft: »Was isst denn unser F*****[6] heute wieder Komisches?« Der Satz knallt in die Stille. Hitze steigt in mein Gesicht, ich möchte die Frau zurechtweisen. Doch chú Quân schenkt mir ein gequältes Lächeln und zuckt nur mit den Schultern. Eine Geste, die mir zu sagen scheint: Reg dich nicht auf, ich kenne es nicht anders. Ich wollte ihm ein Stück Heimat und Wohlbefinden bringen, doch in diesem feindlichen Raum wurde das Essen zur Zielscheibe für einen im deutschen Alltag und Gesundheitssystem fest verankerten Rassismus. Es war unser letztes Treffen im Speisesaal.

Danach treffe ich ihn nur noch in der Sicherheit seines Zimmers und habe weiterhin Essen dabei, etwa xôi (Klebreis) vom Ahnenaltar einer vietnamesischen Pagode. Meistens lehnt er höflich ab. Er esse das ostdeutsche Heimessen gerne, sagt er. Genügsamkeit mit Letscho, Soljanka und Jägerschnitzel mit Nudeln oder Resignation? Ich weiß es nicht. Doch zu Tết, dem vietnamesischen Neujahrsfest, bringe ich ihm in der Pagode mit viel Herzblut gewickelte bánh chưng mit (viereckige Klebreiskuchen, die für das Neujahrsfest essenziell wichtig sind und eine gewisse spirituelle Qualität aufweisen). Als ich sein Zimmer betrete, ziehe ich zwei dieser Kuchen aus meiner Tasche. »Die sind aus der Pagode«, sage ich. Seine Augen leuchten auf. Mühsam stützt er sich auf seine Krücke, nimmt mir die schweren Pakete ab und läuft langsam zu seinem kleinen Regal, das er zum Ahnenaltar umfunktioniert hat, und legt die Kuchen behutsam neben die Bilder seiner verstorbenen Eltern. Das satte Sterben verbindet für mich in diesem Moment physische Fürsorge mit spiritueller Würde am Lebensende. Es bedeutet, nicht im Mangel der Institutionen zu verzweifeln, sondern durch vertraute Speisen mit dem Geschmack der Heimat die Verbindung zur Gemeinschaft, Herkunft und den Ahnen aufrechtzuerhalten. Ein Akt des Widerstands gegen die kulinarische Leere der Institutionen der weißen Dominanzgesellschaft.

---

6 F**** ist ein stark rassistischer Ausdruck für vietnamesisch gelesene Mitbürger:innen, der vor allem in Ostdeutschland seit den 1990er Jahren populär ist und der hier lediglich zensiert wiedergegeben wird.

5 Diskussion und Fazit: Institutionelle Barrieren überwinden

Unser Beitrag hat gezeigt, dass Foodways sich als Brennglas entpuppen, durch das die Verschränkung von historischen Entwicklungen, strukturellen Ausschlüssen, rassistischen Erfahrungen sowie fehlender gesellschaftlicher Anerkennung hervortritt. Im Kontext von Migration ist das Kulinarische in Form rassifizierter Foodways ein zentrales Feld, auf dem gesellschaftliche Macht- und Ungleichheitsverhältnisse perpetuiert werden. Mit emotionsanthropologischen Überlegungen stellten wir heraus, dass rassifizierte Foodways auch rassifizierte Affekte hervorbringen, die sich mit einander überlappenden Gefühlen von Scham und Wut, aber auch dem Wunsch nach Eigenermächtigung, zutiefst in die Erfahrungen jener einschreiben, die damit täglich im Privaten wie im Öffentlichen konfrontiert werden. Der besondere Fokus auf Lebensverläufe in der Migration schließlich offenbarte eine schmerzhafte Kontinuität: In Foodways prallen das Bekannte, Anerzogene und Erlernte von Zuhause mit dem Erwarteten und Normalisierten in der weißdeutschen Dominanzgesellschaft aufeinander. Das Resultat sind innere Konflikte ebenso wie äußerliche Spannungen, die sich vom *lunchbox moment* in der Kindheit über die verweigerte infrastrukturelle Teilhabe in der Ausbildung bis hin zur kulinarischen Leere deutscher Pflegeinstitutionen am Lebensende ziehen.

Um diese Ungleichheiten abzubauen, bedarf es einer grundlegenden Sensibilisierung und strukturellen Ausstattung in staatlichen Institutionen – von der Kita bis zum Hospiz, vom Beginn des Lebens bis zum Ende des Lebens. Immerhin ist zu beobachten, dass sich der Umgang mit diesen Ausgrenzungen mehr und mehr wandelt. Im Gegensatz zu den 1990er Jahren, in denen die erste Generation Rassismus oft schweigend ertragen musste, setzt die jüngere Generation việtdeutsch und asiatischer Menschen heute auf digitalen Aktivismus. Über Plattformen wie TikTok und Podcasts (z.B. #IchbinkeinVirus in der Pandemie) thematisieren sie alltägliche Diskriminierung. Essenskultur wird dabei zum politischen Feld, in dem um Anerkennung und Gleichheit gekämpft wird (Vu/Tran 2021). Dieser Wandel verdeutlicht, dass rassifizierte Foodways nicht mehr nur als Instrument der Herabwürdigung wirken, sondern als Medium des Widerstands genutzt werden können und müssen. Unsere Beispiele haben gezeigt, dass kulinarischer Rassismus keine individuelle Ausnahme darstellt, sondern institutionell verankert ist. Es gilt diesen aufzudecken und den Impuls für einen demokratischen Dialog zu geben. Dieser muss auf Augenhöhe mit jenen geführt werden, die bereits eigenständig Lösungsansätze und Räume des Empowerments entwickelt haben.

Unsere Forschung hat beispielsweise initiiert, wie gemeinsames Essen und kulturelle Feiern – etwa das vietnamesische Tết-Fest im Rahmen von Veranstaltungen der von uns begleiteten Netzwerke oder kulinarische Austauschprojekte in Pflegeschulen – Zugehörigkeit und Gleichheit stärken können. Solche Initiativen, die bis in die Hospizarbeit reichen, zeigen: Essen ist mehr als Nahrungskonsum – es ist

ein Feld für Integration. Strukturell verankert, können die Initiativen soziale Ungleichheiten aufweichen. In einer postmigrantischen Gesellschaft gilt es, Fragen wie »Hast du schon gegessen?« als Ausdruck von Fürsorge zu verstehen. Und aus rassistischer Abwertung könnte echte Neugier entstehen, die Foodways nicht als Störfaktor, sondern als Reichtum anerkennt.

Literatur

Asiazensus (2025): Ergebnisse 2023–2025, https://asiazensus.de/wp-content/uploads/2026/01/ASIAZENSUS-2025.pdf (aufgerufen am 05.02.2026).

Bauer, Alexandra (2026): Rassismus und Gefühlsordnungen. Multi-rassifizierte Affekte im Leben von Frauen koreanischer Folgegenerationen in Deutschland, Bielefeld: transcript.

Behrens, Julia L./Su, Phi Hong (2025): »Vietnamese German Entrepreneurship. Developments After Reunification«, in: Tereza Freidingerová (Hg.), Vietnamese Diasporas along the Former Iron Curtain. From Builders of Socialism to Builders of Capitalism, Cham: Palgrave Macmillan, S. 159–186.

Blickstein, Tamar (2019): »Affects of Racialization«, in: Jan Slaby/Christian von Scheve (Hg.), Affective Societies. Key Concepts, London: Routledge, S. 152–165.

Bösch, Frank (2024): »The Vietnamese Diaspora in Germany. Refugees, Contract Workers and Migrants«, in: Nathalie Huỳnh Châu Nguyễn (Hg.), Routledge Handbook of the Vietnamese Diaspora, London: Routledge, S. 85–103.

Bui, Pipo (2004): Envisioning Vietnamese Migrants in Germany. Ethnic Stigma, Immigrant Origin Narratives and Partial Masking, Münster: LIT.

Chao, Sophie (2022): »Gastrocolonialism. The Intersections of Race, Food, and Development in West Papua«, in: The International Journal of Human Rights 26(5), S. 811–832.

Counihan, Carole (1999): The Anthropology of Food and Body. Gender, Meaning, and Power, New York: Routledge.

Dahinden, Andreas/Pott, Janine (Hg.) (2026): Reflexivities and Knowledge Production in Migration Studies. Pitfalls and Alternatives, Cham: Springer.

Denk, Felix (2024): »Junge vietdeutsche Gastronomen. ›Wir nennen uns Imbiss-Kids‹«, in: Tagesspiegel vom 21.06.2024, https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/genuss/junge-vietdeutsche-gastronomen-wir-nennen-uns-imbiss-kids-11860244.html.

foodwatch (o.J.): Übersicht über den Pferdefleisch-Skandal, https://www.foodwatch.org/de/informieren/taeuschung-irrefuehrung/fleisch/pferdefleisch/uebersicht-ueber-den-pferdefleisch-skandal (aufgerufen am 05.02.2026).

Geyer, Oliver (2023): »Klischee der ›arbeitssamen‹ Vietnamesen. ›Wir haben weder eine besondere Vorliebe für Blumen noch sind wir geborene Gastronomen‹«,

in: Tagesspiegel vom 05.06.2023, https://www.tagesspiegel.de/politik/was-ist-dran-am-klischee-der-arbeitsamen-vietnamesen-wir-haben-weder-eine-besondere-kulturelle-vorliebe-fur-blumen-noch-sind-wir-geborene-gastronomen-9915698.html.

Ha, Noa K. (2020): »Vietdeutschland und die Realität der Migration im vereinten Deutschland«, in: Aus Politik und Zeitgeschehen, https://www.bpb.de/shop/zeitschriften/apuz/312269/vietdeutschland-und-die-realitaet-der-migration-im-vereinten-deutschland/ (aufgerufen am 04.02.2026).

Hoang, Hang/Röttger-Rössler, Birgitt/Thierbach, Huong Giang/Willamowski, Edda (2024): Die neue Zuwanderung aus Vietnam. Perspektiven aus Berlin-Lichtenberg, https://doi.org/10.17169/refubium-43138.

Huang, Justin T./Krupenkin, Masha/Rothschild, David/Cunningham, Julia Lee (2023): »The Cost of Anti-Asian Racism During the COVID-19 Pandemic«, in: Nature Human Behaviour 7, S. 682–695. https://doi.org/10.1038/s41562-022-01493-6.

Kiang, Lisa/Lopez Alvarez, Dulce/Lassiter, Rebekah/Nixon, Brooke (2024): »›Ew, what's that smell?‹ Asian Americans' Experiences of Culinary Racism«, in: Asian American Journal of Psychology 15(4), S. 394–408. https://psycnet.apa.org/doi/10.1037/aap0000357.

Klawitter, Oliver/Ünsal, Gizem (2025): Prekäre Lebensrealitäten vietnamesischer Auszubildender. Perspektiven aus Berlin im Spannungsfeld sozialer und politischer Herausforderungen, https://minor-kontor.de/wp-content/uploads/2025/12/Minor_ELLaB_WP_Vietnam_25-12-18.pdf (aufgerufen am 06.02.2026).

Kofahl, Daniel/Schellhaas, Sebastian (Hg.) (2018): Kulinarische Ethnologie. Beiträge zur Wissenschaft von eigenen, fremden und globalisierten Ernährungskulturen, Bielefeld: transcript.

mafiatrang [@mafiatrang] (2020): »Part 16. Alltagsrassismus«, TikTok vom 08.07.2020, https://www.tiktok.com/@mafiatrang/video/6847208643746647301?is_from_webapp=v1&lang=de.

Mai, Nga Thi Thanh/Scheidecker, Gabriel (2020): »Die Unterschätzten. Ein Kurzporträt der neuen Migration aus Vietnam nach Deutschland«, in: VLab Berlin (Hg.), Ist Zuhause da, wo die Sternfrüchte süß sind? Viet-deutsche Lebensrealitäten im Wandel, Berlin: Regiospectra, S. 117–130.

Matta, Raul/de Suremain, Charles-Edouard/Crenn, Chantal (2020): »Introduction. Food and the Fabric of Home«, in: Raul Matta/Charles-Edouard de Suremain/Chantal Crenn (Hg.), Food Identities at Home and on the Move. Explorations at the Intersection of Food, Belonging and Dwelling, London: Routledge, S. 1–15.

Merkur Online (2018): »Zu Unrecht in Verruf geraten. Kommt der Bubble Tea jetzt zurück?«, in: Merkur Online vom 19.04.2018, https://www.merkur.de/leben/genuss/unrecht-verruf-geraten-kommt-bubble-jetzt-zurueck-zr-9789723.html.

Mescoli, Elsa (2020): »Between Food Practices and Belongings. Intersectional Stories of Moroccan Women in Italy«, in: Raul Matta/Charles-Edouard de Suremain/Chantal Crenn (Hg.), Food Identities at Home and on the Move. Explorations at the Intersection of Food, Belonging and Dwelling, London: Routledge, S. 49–61. https://doi.org/10.4324/9781003085430.

Müller, Max/von Poser, Anita/Eilinghoff, Luisa/Willamowski, Edda/Hahn, Eric/Ta, Thi Minh Tam (2026): »Sensory Care«, in: Jan Slaby/Christian von Scheve (Hg.), The New Key Concepts in Affective Societies, New York: Routledge, S. 92–99.

Ngô Ngọc, Đức (2020): Gehrenseestraße 1, YouTube, https://www.youtube.com/watch?v=bNpofDdIsM8 (aufgerufen am 05.02.2026).

Nguyen, Hoa (2016): In meiner Frühlingsrolle, Vimeo, https://vimeo.com/191777308 (aufgerufen am 06.02.2026).

Nieswand, Boris/Drotbohm, Heike (Hg.) (2014): Kultur, Gesellschaft, Migration. Die reflexive Wende in der Migrationsforschung, Wiesbaden: Springer. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03626-3.

rbb (2025): »Verdacht auf Menschenhandel. Vietnamesische Azubis verschwinden aus Berliner Berufsschulen«, https://www.rbb24.de/politik/beitrag/2025/10/vietnam-azubis-berlin-sprachzertifikate.html (aufgerufen am 20.02.2026).

Schmiz, Antonie (2011): Transnationalität als Ressource? Netzwerke vietnamesischer Migrantinnen und Migranten zwischen Berlin und Vietnam, Bielefeld: transcript.

Tagesschau (2025): »Verstärkte Kontrollen von einreisenden Vietnamesen«, https://www.tagesschau.de/investigativ/rbb/visa-vietnamesen-menschenhandel-bundespolizei-100.html (aufgerufen am 20.02.2026).

Tagesspiegel (2025): »In der Ausbildung verliert sich ihre Spur. Das steckt hinter dem rätselhaften Verschwinden junger Vietnamesen in Berlin«, https://www.tagesspiegel.de/berlin/in-der-ausbildung-verliert-sich-ihre-spur-das-steckt-hinter-dem-ratselhaften-verschwinden-junger-vietnamesen-in-berlin-14682125.html (aufgerufen am 20.02.2026).

von Poser, Anita (2018a): »Zur Kulinarik des Emotionalen. Foodways, Grenzen des Verbundenseins und Empathie in Papua-Neuguinea«, in: Daniel Kofahl/Sebastian Schellhaas (Hg.), Kulinarische Ethnologie. Beiträge zur Wissenschaft von eigenen, fremden und globalisierten Ernährungskulturen, Bielefeld: transcript, S. 79–102.

von Poser, Anita (2018b): »Affective Lives im Vietnamesischen Berlin. Eine emotionsanthropologische Perspektive auf Zugehörigkeiten, Alter(n) und (Im-)Mobilität«, in: Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für historische Sozialwissenschaft 44(2), Special Issue »Geschichte, Mobilität und Sesshaftigkeit« (hg. v. Anne Friedrichs), S. 285–311.

von Poser, Anita/Heyken, Edda/Ta, Thi Minh Tam/Hahn, Eric (2019): »Emotion Repertoires«, in: Jan Slaby/Christian von Scheve (Hg.), Affective Societies. Key Concepts, London: Routledge, S. 241–251.

von Poser, Anita/Willamowski, Edda (2020): »The Power of Shared Embodiment. Renegotiating Non/belonging and In/exclusion in an Ephemeral Community of Care«, in: Culture, Medicine, and Psychiatry 44(4), Special Issue »Embodied Belonging. In-/exclusion, Health Care, and Well-being in a World in Motion« (hg. v. Dominik Mattes/Claudia Lang), S. 610–828.

von Poser, Anita (2023): »›We Are Not Family! We Are Just Their Social Workers!‹ Belonging and Becoming in Professionalized Care Encounters of Vietnamese Berlin«, in: Éva Rozália Hölzle/Joanna Pfaff-Czarnecka (Hg.), The Price of Belonging in Contemporary Asia, Leiden: Brill, S. 141–163.

Vu, Vanessa/Tran, Minh Thu (Hosts) (2021): »Ist das noch Phở oder schon respektlos?«, in: Rice and Shine [Podcast] vom 29.06.2021, 1 Std., 4 Min., https://www.zeit.de/gesellschaft/2021-06/asiatisches-essen-kulinarik-kulturelle-aneignung-rice-and-shine-podcast.

Willamowski, Edda (2025): Zerrissene Zugehörigkeiten. Schweigen, Erinnern und Affekte in vietdeutschen Lebenswelten, Bielefeld: transcript, https://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-7623-5/zerrissene-zugehoerigkeiten/.

Wurgaft, Benjamin A./White, Merry I. (2023): Ways of Eating. Exploring Food through History and Culture, Oakland: University of California Press. https://doi.org/10.2307/jj.5590593.

Alter, Lebensphasen und Ernährung

Generationale Ungleichheiten in der Gemeinschaftsverpflegung von Kindern

Einblicke einer Ethnografie in Kitas

Friederike Schmidt und Cano Amely

1 Einleitung

Im Zuge sozialinvestiver Politiken ist in den letzten 25 Jahren öffentlich, politisch und fachlich eine zunehmende Aufmerksamkeit für das Aufwachsen von Kindern festzustellen. Hierbei ist die Gesundheit von Kindern und in dem Rahmen auch deren Ernährung verstärkt in den Blick gerückt.

Einerseits lässt sich eine Intensivierung der Forschung zu Gesundheits- und Ernährungsfragen der Kindheit beobachten, was auch unter dem Begriff des Monitorings gefasst wird. Die hierbei gemachten Befunde werden vielfach pejorativ aufgenommen. So sind es vor allem Ernährungsprobleme, die diskutiert werden, wie etwa der Verzehr zuckerhaltiger Erfrischungsgetränke und Fastfood, oder auch die als »unverändert hoch« (Schienkiewitz et al. 2017: 21) eingeordnete Übergewichtsrate in der deutschen Bevölkerung, die nicht zuletzt bei jungen Menschen festgestellt wird (vgl. ebd.: 16). Die hier identifizierten Probleme werden verstärkt bei Personen mit niedrigem sozioökonomischem Status ausgemacht. Angesichts dessen wird auch über Ernährungsungleichheiten diskutiert (Geffert/Klinger/von Philipsborn 2021; Kuntz et al. 2018; Mensink et al. 2018).

Daran anschließend ist andererseits eine Zunahme an ernährungspädagogischen Programmen festzustellen, die im Sinne gegenwärtiger Wohlfahrtspolitiken wesentlich an den »Selbststeuerungspotentiale[n]« (Bröckling 2017: 9) der Subjekte ansetzen und so einer Individualisierung gesellschaftlicher Probleme Vorschub leisten. Neben der Vermittlung ernährungswissenschaftlich *richtiger* Ernährungsweisen sind diese Maßnahmen mit Zielen der »politische[n] Bildung des bürgerlichen Subjekts der Zivilgesellschaft« (Rose/Schmidt/Schulz 2021: 12) verbunden. So geht es auch darum, »die eigene Ernährung politisch mündig, sozial verantwortlich und demokratisch teilhabend unter komplexen gesellschaftlichen Bedingungen zu entwickeln und zu gestalten« (Bartsch et al./DGE-Fachgruppe Ernährungsbildung 2013: 84). Im Blickpunkt dieser »umfängliche[n] Pädagogisierungen des Essens«

(Rose/Schmidt/Schulz 2021: 12) sind Kinder und pädagogische Institutionen der Kindheit (vgl. Schorb 2015; Schmidt 2020).

Die Bemühungen der institutionellen Kompensation sozialer Ernährungsdifferenzen reichen historisch weit zurück, wie die Literatur zur Heimerziehung eindrücklich zeigt (vgl. Bernfeld 1929/1996; Korczak 1919/2005). Auch in der Gegenwart werden pädagogische Einrichtungen der Kindheit – hier vornehmlich Kindertageseinrichtungen und Schulen – vermehrt als verantwortliche Instanzen adressiert, gegenüber Ernährungsungleichheiten aktiv zu werden und zur Verbesserung der Ernährungsgesundheit von Kindern beizutragen. Neben Präventionsmaßnahmen wie »Schule + Essen = Note 1« (DGE 2023) oder »TigerKids – Kindergarten aktiv« (Stiftung Kindergesundheit o.J.) liegt die Aufmerksamkeit auf der alltäglichen Verpflegung in den Institutionen, zu denen mittlerweile verschiedene Konzepte vorliegen, so etwa der »Referenzrahmen zur Qualitätsentwicklung in der guten gesunden Kita« (Bertelsmann 2012) oder der »DGE-Qualitätsstandard für die Verpflegung in Schulen« (DGE 2023).

Dieses Bemühen der Optimierung der Kinderernährung und der Bearbeitung von Ernährungsungleichheiten durch pädagogische Institutionen begründet sich grundlegend mit dem in der Moderne vorherrschenden »Vertrauen in die Machbarkeit der Verhältnisse« (Luhmann 1991: 21), in deren Rahmen pädagogische Einrichtungen aufgrund ihrer gegenwärtig breiten Reichweite besonders interessant erscheinen. Angesichts bestehender Ernährungsungleichheiten und deren Folgen für das Wohlbefinden und die Gesundheit von Kindern spricht auch einiges dafür. Wird jedoch allein davon ausgegangen, dass pädagogische Institutionen mit Ernährungsproblemen und ungleichen Ernährungsbedingungen konfrontiert sind und diese entsprechend bearbeiten sollen, stellen sich Ernährung und Ernährungsungleichheit als außerpädagogische Tatsachen dar. Pädagogische Einrichtungen lassen sich jedoch nicht nur als *Reaktion* auf Ungleichheit verstehen, sondern auch als deren Mit-Produzierende (vgl. Diehm/Kuhn/Machold 2017: 1).

Diese ungleichheitstheoretischen Überlegungen greifen wir nachfolgend mit Bezug auf Szenen aus dem frühpädagogischen Essalltag auf. Dabei werden in kindheitstheoretischer Perspektive generationale Differenzierungen und Positionierungen von Kindern beim Essen fokussiert. So wird anhand des vorliegenden Datenmaterials nachvollzogen, wie entsprechende Unterscheidungen Mahlzeiten in Kindertageseinrichtungen strukturieren und mit Ungleichheiten verschränken. Nahrungsbezogene Situationen stellen sich hiernach als bedeutende Kontexte generationaler Ungleichheit dar, an deren Reproduktion Erwachsene wie Kinder beteiligt sind. In der Entwicklung dieser Überlegungen wird zunächst der theoretische Rahmen des Beitrags umrissen (2). Anschließend wird empirisches Material aufgenommen und hinsichtlich der sich hierin zeigenden generationalen Differenzierungen wie auch Ungleichheiten analysiert (3). Der Beitrag schließt mit einem knappen Fazit (4).

2 Generationale Differenzierungen und Ungleichheiten

Aus kindheitstheoretischer Perspektive ist Kindsein bzw. Kindheit grundlegend mit Differenz und Ungleichheit verwoben. Einerseits ist dem Kindsein eine Unterscheidung zu anderen Lebensphasen inhärent. Kind ist man, wenn man nicht Erwachsene:r ist (vgl. Neumann 2013: 141). Andererseits sind diese Unterschiede ungleich, da mit den Lebensphasenzuordnungen differente Handlungsmöglichkeiten, Rechte und Pflichten verbunden werden (vgl. Bühler-Niederberger 2005). Vor diesem Hintergrund kann »die generationale Zugehörigkeit genauso als bedingender Faktor bei der Beschreibung und Erklärung sozialer Ungleichheitsphänomene in Betracht gezogen werden […], wie dies für die herkömmlichen Kategorien *class*, *gender* und *race* auch gilt« (Neumann 2013: 142; Herv. i. O.). Dem folgend sind Kinder nicht nur von Ungleichheit betroffen, weil sie in sozial ungleichen Lebensverhältnissen leben, sondern zunächst einmal, *weil sie Kinder sind* (vgl. ebd.: 142).

Diese der Kindheit eingeschriebene Ungleichheit tritt nicht zuletzt in der Auseinandersetzung über die kindliche Ernährung prägnant zum Vorschein, die wesentlich – getragen von der Norm der erwachsenen Essenden und mit biologistischen Argumenten unterlegt – von der Annahme einer prinzipiellen Andersartigkeit des Essens von Kindern bestimmt ist (vgl. Rose/Schmidt/Schulz 2021: 14). Im öffentlichen Diskurs verschränkt sich diese Ernährungsungleichheit vielfach mit sozioökonomischen Ungleichheiten, wenn etwa Familien in benachteiligten Lebenslagen mit problematischen Essweisen tendenziös pauschal assoziiert werden, z.B. mit dem Etikett, zu fettig zu essen. Daneben verstärkt sich diese grundlegende ungleichheitsbezogene Spezifik von Kindheit im Kontext frühpädagogischer Einrichtungen über die Angebotsstrukturen kindheitspädagogischer Einrichtungen und deren Nutzung. So zeigen Studien u.a., dass qualitativ hochwertige Kindertagesbetreuungsangebote vermehrt von Kindern mit sozioökonomisch privilegiertem Status aufgesucht werden (vgl. Bollig/Betz 2016). Ebenso wird deutlich, dass das kulturelle Kapital von Kindern in Bezug auf die Kindertageseinrichtungen »unterschiedlich gut passt bzw. [damit] kompatibel ist« (ebd.: 338), was wiederum Differenzen zwischen Kindern mit-hervorbringt und die Kindertageseinrichtung so zur Mit-Produzentin von Ungleichheit werden lässt. Auch weisen Studien auf sozial ungleiche Positionierungsanforderungen von Eltern gegenüber den Institutionen hin – so etwa, wenn Eltern, denen ein Migrationshintergrund zugeschrieben wird, sich gegenüber pädagogischen Einrichtungen in besonderer Weise als *gute* Eltern ausweisen müssen (vgl. Westphal/Motzek-Öz/Otyakmaz 2017).

Greift man hierbei ethnomethodologische Perspektiven auf, dann sind die hier angesprochenen sozialen Ungleichheiten nicht an sich vorhanden, sondern werden als solche hervorgebracht. So *ist* man beispielsweise nicht einfach Kind oder Erwachsener, sondern wird dazu gemacht und macht sich selbst dazu. Angelehnt an West/Zimmerman (1987) ist dieses *doing child* als fortlaufende interaktionale

Leistung und hierbei als fortlaufende entwicklungsbezogene »Identifizierungen und Differenzierungen« (Kelle 2003: 83) aufzufassen. Diese generationalen Unterscheidungen werden vielfach en passant vollzogen. Sie zeigen sich in geteilten und differierenden Praktiken von Kindern und Erwachsenen, welche die Differenz zwischen den generationalen Gruppen hervorbringen und diese Gruppen in ein spezifisches, nämlich ungleiches Verhältnis zueinander stellen, sodass sich Fragen zum Tun der Akteur:innen stellen und dazu, wie mit diesem Tun generationale Differenzen und Ungleichheiten re-produziert werden. Dabei muss die Forschung letztlich selbst auch Unterscheidungen und Ungleichheiten voraussetzen, um diese beobachten zu können. Um empirisch kategoriale Differenzen zwischen Kindern und Erwachsenen jedoch nicht einfach vorab zu setzen und durch die Forschung zu bestätigen, schlagen Kelle/Schweda-Möller (2017) daher vor, sich »auf die in den erforschten Alltagswelten und -feldern vorfindlichen Unterscheidungspraktiken« zu konzentrieren, um sich so zu »schützen, die Differenz Kinder – Erwachsene grundsätzlich als relevant einzuschätzen« (ebd.: 127).

Zugleich ist in ungleichheitstheoretischer Perspektive zu bedenken, dass generationale Unterscheidungen wie auch andere soziale Differenzierungen für sich genommen noch keine Ungleichheiten darstellen, sondern erst zu selbigen werden, wenn sich mit den Unterscheidungen verschiedene Ressourcen und Handlungsoptionen verschränken und daraus eine »Ungleichbehandlung oder Gleichbehandlung von Individuen auf Grundlage der ihnen sozial und institutionell zugeschriebenen Differenzmerkmale« (Emmerich/Hormel 2017: 114) erfolgt. Generationalen Ungleichheiten ist somit spezifisch, dass Kinder *als* Kinder sowie Erwachsene *als* Erwachsene positioniert werden und diese Positionierungen mit unterschiedlichen Möglichkeiten und Handlungsspielräumen einhergehen. Insofern interessiert in der weiteren Analyse des empirischen Materials nicht nur, ob und, wenn ja, wie zwischen Erwachsenen und Kindern in situ unterschieden wird, sondern auch ob und, wenn ja, wie mit diesen Differenzierungen Ungleichheiten verbunden werden.

3 Generationale Ungleichheiten beim Essen – Ergebnisse einer Studie

Vor dem Hintergrund der zunehmenden Betreuung von Kindern in frühpädagogischen Einrichtungen wie auch angesichts einer Intensivierung an gesundheitspolitischen Bemühungen in der Kindheit untersucht das Projekt »Nutritive Erziehung und Sorge in Kindertageseinrichtungen« (NEuSiK)[1] die alltägliche frühpädagogi-

1 Das Projekt wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) unter der Projektnummer 49152743 gefördert (Laufzeit 2023–2026). An dem Projekt sind als wissenschaftliche Mitarbeitende Cano Amely und Anneli Haase (assoziiertes Projektmitglied) sowie Sarah Lorraine Boskamp und Carolin Kraemer als studentische Hilfskräfte beteiligt. Alle Projektmitglieder

sche Ausgestaltung des Essens von Kindern über ethnografische Zugänge. Dies umfasst vor allem teilnehmende Beobachtungen und Kurzinterviews. Ziel des Projektes ist, detailanalytisch zu beschreiben, wie Essen im institutionellen Alltag zu einem frühpädagogischen Aufgaben- und Gegenstandsbereich wird.

Um einen differenzierten Blick in die alltägliche Ess-Praxis von Kindertageseinrichtungen zu erhalten, werden unterschiedliche nahrungsbezogene Situationen untersucht, so etwa Mahlzeiten, Geburtstage oder Spielsituationen. Dabei wird an praxeologische Perspektiven angeschlossen (Reckwitz 2003; Schatzki 1996) und damit die soziale Bedeutung des Essens in den Kindertageseinrichtungen in Relation zu einem sich zeitlich und räumlich situierten Geflecht an Handlungs- und Sagweisen gestellt (vgl. Schatzki 1996: 89). In dieser Perspektive interessiert, wie Essen in den Situationen und durch das Tun der Beteiligten (Fachkräfte, Kinder und Eltern) zu einem frühpädagogischen Aufgabenbereich wird. Untersucht werden insgesamt vier Kindertageseinrichtungen aus zwei westdeutschen und zwei ostdeutschen Großstädten.[2] Dabei liegen die Einrichtungen in Stadtteilen unterschiedlicher sozialer Bevölkerungsstruktur. Damit reagiert das Projekt auf soziale Ernährungsungleichheiten und dabei angenommene unterschiedliche pädagogisch-institutionelle Bezugnahmen auf das Essen von Kindern.

Im Material zeigt sich, dass generationale Unterscheidungen und Positionierungen der Beteiligten allgegenwärtig sind. Diese Beobachtung ist auf den ersten Blick trivial: Als pädagogische Institution der Kindheit arbeitet die Kindertageseinrichtung konzeptionell generational-differenzierend, indem sie sich an eine spezifische Altersgruppe – Kinder – richtet und über diese Angebotsstruktur einen altersspezifischen pädagogischen Bedarf und deren Bearbeitung konstruiert. Dennoch ist diese generationale Ordnungsstruktur des frühpädagogischen Feldes folgenreich, da »Menschen […] über diese Praktiken *voneinander* differenziert, in [ein] Verhältnis *zueinander* gesetzt [werden] und diese Verhältnissetzung […] pädagogisch aufgeladen« wird (Schmidt/Schulz 2024: 89; Herv. i.O). Daher ist auch wenig verwunderlich, dass in den beobachteten Einrichtungen generational unterschieden wird und die daraus resultierenden Gruppen der Kinder und Erwachsenen mit differenten Spielräumen ausgestattet sind. Vielmehr stellt sich die Frage, wie dies jeweils geschieht. Vor diesem Hintergrund wird nachfolgend auf drei Szenen des frühpädagogischen Essalltags eingegangen.

---

sind in die Datenauswertung involviert. Die Daten wurden dabei von Cano Amely, Sarah Lorraine Boskamp und Carolin Kraemer sowie in Teilen von Friederike Schmidt erhoben.

2 Sämtliche Daten, die Rückschlüsse geben auf die Einrichtungen und Personen, in und mit denen geforscht wurde, sind anonymisiert worden. Während bei den Personen die Namen geändert wurden, sind die im Projekt erfassten Einrichtungen nummeriert worden (KTE-1, KTE-2, KTE-3. KTE-4). Bei der im Beitrag berücksichtigten Einrichtungen handelt es sich um die KTE-1.

3.1 »Da passt keine Salami mehr drauf«

Bei der vorliegenden Szene handelt es sich um eine Frühstückssituation der Kindertageseinrichtung KTE-1. Diese befindet sich in einem Stadtteil mit einem im Stadtvergleich hohen Anteil an Menschen in sozio-ökonomisch prekären Verhältnissen. Die Arbeitslosenquote in diesem Stadtteil ist gemessen am städtischen Durchschnitt erhöht und etwa 30 Prozent der Bevölkerung beziehen existenzsichernde Leistungen. Den Forschenden wird dieser Umstand der sozio-ökonomisch benachteiligten Lage durch die Leitungs- und Fachkräfte der KTE-1 mehrfach verdeutlicht. In den mit ihnen geführten Interviews machen sie u.a. zum Thema, dass sie Kinder »aus sozialen Brennpunkten« betreuen, die in der Kita »lernen, zu essen und Mahlzeiten zu sich zu nehmen« (Interview Fr. Hauser, Leitungskraft). Auch machen sie auf familiäre *Ernährungsweisen* von Kindern aufmerksam, wie *Burger* und *Nutella-Toast*, angesichts derer die Professionellen für sich einen ernährungsbezogenen *Erziehungsauftrag* erkennen und mit dem Essen in der Kindertageseinrichtung auch eine Möglichkeit sehen, entsprechende »Ungleichheiten auszuradieren« (Interview Tim, Fachkraft).

Die Fachkräfte schließen damit an eine gesellschaftlich, politisch und fachlich verbreitete Vorstellung an, dass pädagogische Einrichtungen als Kompensation familialer und sozialer Probleme fungieren sollen. Teil dessen ist das institutionelle Frühstück. In dieser Einrichtung ist es üblicherweise als Buffet in einem gesonderten Raum organisiert, das die Kinder eigenständig über einen Zeitraum von zwei Stunden aufsuchen können. Dabei sind die Kinder oftmals unter sich, während die Fachkräfte immer wieder den Raum betreten, um *nach dem Rechten zu sehen* und Speisen nachzuholen. Erst gegen Ende setzen sie sich in der Regel mit an einen der drei Tische des Frühstücksraumes.

Zu jahreszeitlichen Festen wird das Frühstück wiederum besonders ausgestaltet – so auch in den nachfolgend interpretierten Szenen. Eines der Feste ist der St. Martins-Tag, an dem alle Kinder der beiden Ü3-Gruppen[3] der Einrichtung und die Fachkräfte gemeinsam frühstücken. Dazu sind mehrere Tische im Flur, der die beiden Gruppen miteinander verbindet, zu einer langen Essenstafel zusammengeschoben, die mit verschiedenen Speisen gedeckt ist. Neben zwei großen Tellern mit geschnittenem Obst und Gemüse (Apfel, rote und gelbe Paprika sowie Gurke) liegen über die Tafel hinweg mehrere, ungeschälte Mandarinen auf Servietten mit Wintermotiven verteilt. Zusätzlich befinden sich Schalen mit Marmelade und Nutella, Schalen mit Quark, Untertassen mit Fleischwurst sowie mit Käse auf der Tafel. Passend dazu, dass das Teilen durch die Fachkräfte als zentrales Charakteristikum des St. Martins-Tags vor Beginn des Frühstücks mehrfach zum Thema gemacht wird, beginnt das Frühstück mit dem Teilen der *Martinsbrezel*. Dieses große, stutenartige Gebäck

3 Ü3 bezeichnet in der Kindestagesbetreuung die Altersgruppe der über-dreijährigen Kinder.

wird von einer Fachkraft geteilt und im Anschluss von den Kindern und Fachkräften gegessen. Im Verlauf des Frühstücks wird dabei folgende Situation beobachtet:

> Moritz [Kind] fragt die Fachkraft Judith, ob er noch ein Stück Brezel essen darf. Im verwunderten Ton antwortet sie ihm: »Du musst doch nicht fragen, ob Du Brezel darfst, nimm!« und rückt den Korb näher an den Jungen. Ich wundere mich über die Verblüffung in Judiths Stimme. Moritz legt sich zwei Stückchen Fleischwurst auf seine Brezel und greift zum Salami-Teller. Er ist im Begriff, nach dem darauf liegenden Gäbelchen zu greifen, als Judith mit einer schnellen Bewegung dem Kind den Teller förmlich aus der Hand reißt, ihn ruckartig auf dem Tisch abstellt und sich an Moritz wendet: »Du hast schon Fleischwurst, da passt keine Salami mehr drauf.« Moritz' »dooch« wird von Judith mit einem entschiedenen »neee« quittiert. (KTE1_Kraemer_P7_3687-3697)

In der kurzen Frühstückssequenz wird verbal sowie körperlich generational unterschieden, und diese Differenzierungen werden mit differenten Handlungsspielräumen verwoben: Bereits Moritz Frage nach einem weiteren Stück der Brezel wie auch das von ihm aufgenommene Wort »darf« zeigt an, dass der Junge von ungleichen Möglichkeiten des Zugriffs auf Lebensmittel ausgeht. Die erwachsene Fachkraft weist die ihr hier zugewiesenen Befugnisse über den Nahrungsverzehr des Jungen zunächst zurück. Sie gibt dem Jungen zu verstehen, dass er nicht fragen muss, sondern einfach nehmen kann und suggeriert damit generational gleiche Handlungsspielräume, was auch performativ durch das Hinüberschieben des Korbs zum Jungen durch Judith unterstrichen wird, über die sie ihm einen Handlungsspielraum – sich selbst zu nehmen – zugesteht. Das sich hier andeutende *un-doing* generation, das Aufheben der hier aufgenommenen sozialen Differenzierung (vgl. Hirschauer 2014) klingt zudem in ihrer verwunderten Stimme an, was die Forschende jedoch offenkundig irritiert. Die Überraschung der Protokollantin scheint auch berechtigt zu sein. So wird recht schnell klar, dass die Entscheidungshoheit über das Essen des Kindes bei der Erwachsenen liegt. Als der Junge sich zu den zwei Fleischwurst-Scheiben noch eine Salamischeibe nehmen will, interveniert Judith unmittelbar. Noch bevor er die Wurstgabel für eine weitere Wurstscheibe greifen kann, »reißt« sie ihm den Wurstteller mit den Salamischeiben aus der Hand, stellt diesen »ruckartig auf dem Tisch ab« und verweist den Jungen auf die bereits genommene Fleischwurst. Sehr bestimmend, geradezu grob wird hier durch die Fachkraft eine Grenze des Handlungsspielraums des Kindes gesetzt und markiert, dass sie die Deutungshoheit über die zu verzehrenden Speisen und so auch das Essen des Kindes innehat. Dabei greift sie nicht nur körperlich in den Handlungsspielraum des Kindes ein und unterbindet das weitere Tun des Jungen, sondern sie nimmt ihm auch mit dem Wurstteller den zentralen Gegenstand seines Handelns weg. Ihr anschließender Verweis, er hätte schon genug, macht deutlich,

dass ihre Position zum Geschehen nicht zur Diskussion steht. Während der Junge noch versucht, sein Interesse an der Salami durchzusetzen und ihr widerspricht, beendet die Fachkraft die Szene mit einem *entschiedenen* »neee« und macht damit unmissverständlich deutlich, dass ihr die Entscheidungsmacht und auch das Wissen, was eine angemessene Verzehrmenge ist, obliegen.

Die Szene schließt an Vorgänge weiterer Frühstücksszenen der Einrichtung insofern an, da wiederkehrend zum einen körperlich auf die Kinder eingewirkt wird (vgl. Haase/Schmidt 2026) und zum anderen die Wurst-Reglementierungen durch Erwachsene erfolgen. Wenngleich die Kinder immer wieder diese Regulierung zu unterlaufen wissen, dürfen sie eigentlich nur Wurst verzehren, wenn sie zu dieser eine Scheibe Brot essen, und es darf auch nur so viel Wurst genommen werden, dass das Brot bedeckt ist. Über diese Reglementierungen wird die Wurst zu einem bedeutenden Element, über das generationale Differenzierungen und Positionierungen in dieser Kindertageseinrichtung hergestellt werden. Dabei bleibt die Begründung für die Reglementierung des Wurstkonsums – so auch in dieser Szene – weitgehend diffus. Zwar begründet die Fachkraft ihr Tun in der vorliegenden Szene gegenüber dem Jungen damit, dass nicht mehr auf die Brezel »passen« würde; was hier aber unter *passen* verstanden wird, bleibt offen. Es kann einerseits als Verweis auf ein Mengenverhältnis gelesen werden, nach dem auf der Brotfläche angesichts der bereits platzierten Fleischwurst kein ausreichender Platz ist, um das Brot mit einer weiteren Wurst zu belegen. Hierbei scheint sich die Fachkraft auf einen *einlagigen* Belag zu beziehen, denn Platz wäre sicherlich, wenn man die Salamischeibe noch obendrauf legen würde. Andererseits kann es um ein ästhetisches Passungsverhältnis gehen, nämlich darum, dass Wurst und Salami nicht zusammenpassen. Beiden Lesarten ist gemein, dass die Salami *zu viel* oder auch *falsch* und als solches unerwünscht ist. Darin deutet sich eine bürgerliche Essensordnung an, die an Mäßigung orientiert ist. Zugleich kann der Richtwert des Passens mit der sozialen Benachteiligung der Familien zu tun haben, die die Fach- und Leitungskräfte den Forschenden gegenüber wiederholt als Begründungskontext für ihr Essensangebot benennen. Dabei werden die Forschenden auch darauf verwiesen, dass die Einrichtung nur über begrenzte finanzielle Ressourcen verfügt, weshalb die Mäßigung des Wurstverzehrs einem ökonomischen Motiv und dem Anspruch der Sicherung der Kollektiv-Versorgung aller Kinder der Kindertageseinrichtung folgen würde (vgl. auch Sieber Egger et al. 2022: 58).

Ungeachtet dessen wird dem Jungen Moritz in der Szene vermittelt, dass seine Ernährung zumindest in Teilen nicht frei und selbstbestimmt ist und die erwachsene Fachkraft über die zu reglementierenden wie auch die reglementierten Nahrungsbestandteile verfügt. Das Essen der Kinder und ihre Mahlzeiten sind damit auf verschiedenen Ebenen über generational differente und ungleiche Handlungsspielräume strukturiert. Dabei scheint auch ein Verständnis vom Kind zu greifen, nach dem Kinder weder über nähere Erklärungen erreichbar sind noch mit ihnen

über ihre Nahrungsaufnahme gesprochen oder verhandelt werden kann. Vielmehr scheinen sie nur durch unmittelbares, energisches Eingreifen durch Erwachsene regulierbar zu sein. Das schnelle Wegnehmen des unerwünschten Lebensmittels aus der Reichweite des Jungen lässt zudem den Eindruck einer großen Gefahr entstehen, die zu verhindern ist, wobei hier weniger das Wohlbefinden des Jungen gefährdet scheint, als vielmehr die spezifische Speiseordnung der maßvollen Nahrungsaufnahme und wohl auch die generationale Ordnung.

3.2 »Wer will noch Salami?«

Generationale Differenzierungen und damit verbundene ungleiche Handlungsspielräume werden in der Kindertageseinrichtung nicht nur über körperlich, direktive Eingriffe hergestellt, sondern auch über das Verteilen der Speisen, wie anhand einer weiteren Fest-Frühstücksszene – nun das Nikolaus-Frühstück – der gleichen Einrichtung deutlich wird:

> Das Frühstück ist beendet. Während die Kinder noch sitzen bleiben sollen, sorgen die Fachkräfte geschäftig für Ordnung. Sie beginnen, Geschirr abzuräumen sowie in Schälchen verbliebene Obst- und Gemüsestücke auf großen Tellern zu sammeln. Die Fachkraft Florian greift dabei nach einem Unterteller mit übriggebliebenen Salamischeiben und wendet sich an unsere Tischgruppe: »Wer will noch Salami?« Die Hände von Jakob, Baranya, Oliver und Kesia schnellen nach oben. Ihre Augen sind weit geöffnet und fixieren den Teller in Florians Händen. »Iiiich Iiiich Iiiich!« ertönt es von den Kindern, die ihre Hände zum Salamiteller strecken. Erwartungsvoll beobachten sie, wie Florian die erste Salamischeibe aufspießt und sich diese an der Gabel baumelnd in Richtung Oliver bewegt. Dieser lächelt breit und streckt seine Hand nach der Wurst aus. Die anderen Kinder verfolgen mit geöffneten Mündern den Weg der Salami zu Oliver, ihre Arme bleiben dabei gestreckt. Florian reicht nun Baranya und Kesia auf dieselbe Art und Weise eine Salamischeibe. Dabei wird Jakob sichtlich nervöser. Er dreht sich mehrfach auf seinem Stuhl, um Florian genau im Blick zu haben. »Ich auch!« ruft er und wedelt angestrengt mit dem Arm. Florian reicht dem Jungen die letzte Scheibe Salami vom Teller, der sie lächelnd in Empfang nimmt. (KTE1_Kraemer_P10_4161-4184)

Auch bei diesem Frühstück ist das Essgeschehen durch generational ungleiche Handlungsspielräume strukturiert. So sollen die Kinder beim Aufräumen sitzen bleiben, während die Erwachsenen sich im Raum frei bewegen und die Organisation der endenden Mahlzeit übernehmen. Diese Herstellung einer aktiven und einer passiven Gruppe qua Generation wird durch die Fachkraft Florian fortgeführt, der die übrig gebliebene und von den Kindern begehrte Wurst an sie verteilt. Seine Frage, wer noch Salami haben möchte, lässt die Kinder zu abhängig Empfangenden

und die Erwachsenen zu Gebenden werden. Dabei deutet sich an Florians Wurst-Angebot an, dass die Fachkräfte um das kindliche Begehren nach der Wurst wissen, welches schließlich im Verhalten der Kinder sichtbar zum Ausdruck kommt. Sie reagieren auf seine Frage, wer noch Wurst haben möchte, sofort und bemühen sich leidenschaftlich-engagiert um den Erhalt der Speise. Sie strecken sich, machen sich groß, rufen laut sowie wiederholend »ich« und machen so körperlich und verbal auf sich aufmerksam. Diese Versuche, ins Blickfeld der Fachkraft zu geraten, bestätigen Florian in seiner Rolle als Gebender, während die Kinder sich selbst zu Empfangenden machen und damit in eine generationale Ordnung einfügen, in der Erwachsene über den Handlungsspielraum der Kinder verfügen. Dabei zeigt sich nicht nur ein Ein- und Unterordnen der Kinder in das generationale Ungleichheitsverhältnis, sondern es wird darüber hinaus auch deutlich, wie sich dies für sie mit Spaß und Vergnügen vermengt. Die Kinder machen sich zu *Komplizen* der generationalen Ordnung (vgl. Bühler-Niederberger 2011), da sie die generationale Ordnung der Kindertageseinrichtung »nicht nur akzeptieren, obschon diese ihr Handlungsspektrum limitiert, sondern […] in deren beständiger Strukturierung und Restrukturierung kooperieren« (ebd.: S. 203).

Dies wird auch im weiteren Verlauf der Szene deutlich. Gebannt verfolgen die Kinder den Weg der an der Gabel baumelnden Salamischeiben und verbleiben in ihrer Streckbewegung, die an eine schulische Meldegeste erinnert. Beim Empfang lächeln sie, was neben einer Fortführung des ungleichen Handlungsspielraums als Dank der Abhängigen gegenüber den Gebenden verstanden werden kann. Die Salamischeibe avanciert zur zentralen Requisite des Geschehens, in der sich nicht nur die Ordnung der Nahrungsgabe, sondern auch die Regeln des Nahrungsverzehrs und die Handlungsmacht der erwachsenen Fachkraft verdichten.

3.3 »Ein guter Platz«

Generationale Differenzen und Ungleichheiten werden ebenso innerhalb der Kindergruppe vorgenommen. Beispielhaft dafür ist die folgende Mittagessensituation in der gleichen Kindertageseinrichtung, in der sich zudem zeigt, dass die generationale Ordnung nicht nur beim *Was*, sondern auch beim *Wie* der Nahrungsaufnahme greift. Die beiden Ü3-Gruppen dieser Einrichtung werden dabei mittags in drei Gruppen aufgeteilt. Eine Gruppe umfasst ältere Kinder, die in der Einrichtung auch als *Vorschulkinder* bezeichnet werden. Diese Gruppe isst in einem gesonderten Raum, womit qua altersbezogener Unterscheidung und räumlicher Zuordnung intragenerationale Unterscheidungen hergestellt werden. Diese Differenzen verschränken sich beim Mittagessen zugleich mit unterschiedlichen Handlungsspielräumen. Während bei den anderen beiden Ü3-Gruppen fortlaufend mindestens eine Fachkraft beim Mittagessen anwesend ist, sind die Vorschulkinder teilweise alleine und verfügen damit über einen erweiterten Handlungsspielraum.

Die wiederkehrende Abwesenheit der Fachkräfte beim Mittagessen kann dabei als Hinweis gelesen werden, dass ihnen spezifische Kompetenzen während der Mahlzeit zugesprochen werden. Der Raum selbst ist mit drei Tischen und mehreren Stühlen ausgestattet, die aufgrund der Sitzplatzhöhe auf den Kinderkörper zugeschnitten sind. Im Vorfeld eines Mittagessens ereignet sich folgende Szene:

> Die drei Mittagstische sind bereits bis auf einen Platz belegt. Außer der in den Raum kommenden Fachkraft Agnes hat der Junge Thomas bisher noch keinen Sitzplatz. Ich biete meinen Platz am Tisch an und schlage vor, dass ich mich mit einem Stuhl an das an der Seite stehende Sideboard setzen kann. Darauf geht die Fachkraft nicht ein, sondern sagt unvermittelt zu Thomas, er solle sich da hinsetzen. Das sei zwar kein schöner Platz, so Agnes zu mir über Thomas Kopf hinweg, aber »dem Thomas fällt das Stillsitzen schwer, insofern ist das hier ein guter Platz«. Der Junge sitzt nun alleine mit dem Blick zur Wand und dem Rücken zu den Kindern, während sich Agnes an einen der drei Mittagstische setzt. (KTE1_Schmidt_P2_551-558)

In der Szene werden mit der Verteilung der Sitzplätze die letzten Vorkehrungen für die Mahlzeit getroffen, wobei der Junge Thomas noch keinen Stuhl hat. Die Forschende bietet daraufhin an, sich an das im Raum stehende Sideboard zu setzen und ihren Platz am Esstisch für den Jungen zur Verfügung zu stellen. Die Fachkraft ignoriert das aber und platziert stattdessen den Jungen an den von der Forscherin eingebrachten Platz beim Sideboard, womit sie ihn räumlich von den anderen Kindern trennt und exkludiert. Er sitzt nun an einen Platz, der keinen üblichen Essplatz darstellt. Zudem sitzt er getrennt von den restlichen Kindern. Das wird noch darüber verstärkt, dass er mit seinem Blick auf die Wand und mit seinem Rücken zu den anderen Kindern gesetzt wird, während die Fachkraft sich an einen der drei Tische zum Mittagessen setzt. Dabei erläutert sie ihr Handeln nicht dem betroffenen Kind gegenüber, sondern der anderen Erwachsenen, womit sie Kinder als relevantes Gegenüber, denen sie sich erklärt oder zu erklären hat, ausklammert. Auch redet sie über den Kopf des Kindes hinweg, worüber performativ die von der Fachkraft eingezogene Differenz und Ungleichheit der Generationen weiter vollzogen wird. Daneben wird in Thomas Platzierung deutlich, dass zwischen den Kindern differenziert wird und hierüber Ungleichheiten zwischen ihnen hergestellt werden, was die Fachkraft pädagogisch fundiert. Thomas wird als Kind beschrieben, dem das »Stillsitzen schwer[fällt]«, womit eine grundlegende *pädagogische* Unterscheidung vorgenommen wird: zwischen Kindern wird auf der Grundlage verschiedenen Könnens differenziert, um hieran verschiedene pädagogische Umgangsweisen anzuschließen. Wenngleich die Fachkraft einräumt, dass das »kein schöner Platz« sei, sei es aufgrund der noch nicht ausgebildeten Regulierungsfertigkeiten des Jungen dennoch »ein guter Platz« – ein Platz, an dem er die anderen Kinder offenbar nicht stört und

er das Stillsitzen lernen kann. Mit dem Blick auf die Wand wird der Junge dabei *stillgestellt* und auch für die anderen Kinder als Gesprächspartner ausgeschlossen. Sein Rücken wird zum körperlichen Marker, dass er – unfreiwillig – nicht am Geschehen der anderen teilnimmt.

Zugleich kann mit Berücksichtigung weiterer Beobachtungen in der Einrichtung überlegt werden, dass in der Szene nicht nur die Selbstregulierungskompetenzen des Kindes das Geschehen bestimmen. So kann Thomas – wie auch sein Bruder, der ebenfalls die Einrichtung besucht – als Person of Color gelesen werden, was dieselbe Fachkraft gegenüber einem der Forschenden in einer anderen Situation auch explizit macht. Beide Jungen fallen im beobachteten frühpädagogischen Alltag sozial immer wieder auf. Sie testen die Fachkräfte und anderen Kinder aus, was wiederkehrend pädagogische Interventionen nach sich zieht. Der Intensitätsgrad der pädagogischen Reglementierungen fällt jedoch im Vergleich zu den anderen Kindern auf und verschränkt sich – wie in der vorliegenden Szene – mit Praktiken der Veranderung. Hierüber erscheinen Thomas und sein Bruder nicht nur ungleich gegenüber den Erwachsenen, sondern auch gegenüber den anderen Kindern. In dem vorliegenden Protokollauszug scheint sich Thomas dabei der Intervention der Fachkraft zu fügen. Zumindest bleibt im Protokoll offen, was er macht. Die Protokollführung zeichnet vielmehr das Tun der Erwachsenen nach und hebt sie darüber als Agierende hervor, die als Handelnde und zum Teil als Bestimmende erscheinen, während der Junge den Vorgaben der Fachkraft folgt.

4 Fazit

In kindheitstheoretischer Perspektive gibt es generationale Unterschiede und die Gruppe der Kinder sowie Erwachsenen nicht an sich. Sie sind Resultat generationaler Unterscheidungspraktiken, die mit ungleichen Handlungsspielräumen einhergehen. Am Material des Projekts wird deutlich, dass das institutionelle Essgeschehen in den Kindertageseinrichtungen ganz wesentlich durch diese Unterscheidungen und Ungleichheiten strukturiert ist. Angesichts der immanenten Generationalität pädagogischer Zusammenhänge kann zwar überlegt werden, dass entsprechende Differenzierungen und damit verbundene Ungleichheiten beim Essen pädagogisch unumgänglich sind; es bleibt aber die Frage nach deren Ausgestaltung.

In den diskutierten Szenen zeigt sich, dass die generationale Differenzierung und Positionierung von Kindern beim Essen wesentlich über eine direktive, verbal und vielfach auch körperlich verfasste erzieherische Intervention vollzogen wird, die Kinder im Kern den Entscheidungen der Fachkräfte aussetzen – sei es über Aussagen hinsichtlich einer nicht mehr passenden Salami, das Wegnehmen des Wursttellers oder die Verteilung der übrig gebliebenen Wurstscheiben, was jeweils durch eine erwachsene Fachkraft vollzogen wird. In dieser Perspektive wird dem Kind we-

nig bis kein Handlungsspielraum eingeräumt, und es wird so zu einem in die generationale und pädagogische Ordnung einzuordnendes und anzupassendes Wesen. Recht eindrücklich zeigt sich hier, wie »die Ernährung von Kindern als Produzentin und Spiegel intergenerationeller Beziehungs- und Machtverhältnisse« greift und sich mit Fragen der »Abhängigkeit und Autonomie, Über- und Unterordnung« verbindet (Rose/Schmidt/Schulz 2021: 259).

Zugleich verschränkt sich die pädagogisch-generationale Ordnung dieser Einrichtung in Teilen mit einer ethnifizierend-rassifizierenden Ordnung. So weisen verschiedene Szenen in der Gesamtschau auf Praktiken hin, welche Kinder, die als Person of Color gelesen werden können, von anderen Kindern trennen und benachteiligen. Dies ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund bemerkenswert, dass die Professionellen dieser Einrichtung ein Bewusstsein für soziale Ungleichheiten haben. So machen sie die Forschenden immer wieder auf die soziale Lage der Einrichtung aufmerksam. Hierbei wird die prekäre Lage der Kinder und ihrer Familien in einem pädagogisch-institutionellen Kompensationsangebot beantwortet, worin sich ein Verständnis zeigt, pädagogische Institutionen als *Reaktion* und nicht als *Mit-Produzentin* sozialer Ungleichheit zu verstehen. Dabei bringt die Einrichtung soziale Ungleichheiten bereits in der konzeptionellen Rahmung ihres Versorgungsangebotes als Kompensation sozioökonomisch und soziokulturell bedingter Ernährungsprobleme mit-hervor. Verstärkend kommt hier noch hinzu, dass die Professionellen versäumen, sozial benachteiligt eingeordneten Kindern Eigenständigkeit und Selbstbestimmung beim Essen zu ermöglichen und darüber praktische Möglichkeiten der Veränderungen ihrer sozial ungleichen Position zu vermitteln. Vielmehr wird den Kindern beim Essen beigebracht, dass sie sich fügen und sozial unterordnen sollen. Sie sollen die Regeln der Erwachsenen befolgen und müssen bei Nicht-Befolgen mit Interventionen rechnen, die gegebenenfalls über direkte körperliche Zugriffe der Erwachsenen vollzogen werden. Deutlich zeigt sich hier, wie Mahlzeiten weit über das Essgeschehen hinaus bedeutsam sind. Sie werden zu Situationen, in denen neben generationalen und pädagogischen auch soziale Ordnungsverhältnisse praktisch hervorgebracht werden, womit sie zu bedeutenden Kontexten der Re-Produktion generationaler und sozialer Ungleichheit werden.

Literatur

Bartsch, Silke/Büning-Fesel, Margareta/Cremer, Monika/Heindl, Ines/Lambeck, Andrea/Lührmann, Petra/Oepping, Anke/Rademacher, Christel/Schulz-Greve, Sabine für die DGE-Fachgruppe Ernährungsbildung (2013): »Ernährungsbildung – Standort und Perspektiven«, in: Ernährungs Umschau 60(2), S. M84-M95.

Bernfeld, Siegfried (1929/1996): »Die Ernährungsfrage in Erziehungsanstalten – Zur Psychologie der Revolten«, in: Ulrich Herrmann (Hg.), Siegfried Bernfeld. Sämtliche Werke, Bd. 11: Sozialpädagogik, Weinheim/Basel: Beltz, S. 249–255.

Bertelsmann Stiftung (Hg.) (2012): Die gute gesunde Kita gestalten. Referenzrahmen zur Qualitätsentwicklung in der guten gesunden Kita – für Kita-Träger, Leitungen und pädagogische Mitarbeiter, Gütersloh: Bertelsmann Stiftung. URL: https://www.bertelsmann-stiftung.de/fileadmin/files/BSt/Publikationen/GrauePublikationen/GP_Die_gute_gesunde_Kita_gestalten_Referenzrahmen.pdf (letzter Zugriff am 14.01.2025).

Bollig, Sabine/Betz, Tanja (2016): »Ungleichheiten in früher Kindheit. Was trägt die öffentliche Kindertagesbetreuung zu deren Abbau oder Verstetigung bei?«, in: Nathalie Georges/Danielle Schronen/Robert Urbé (Hg.), Sozialalmanach 2016. Schwerpunkt: Inegalitéiten, Luxemburg: Caritas Luxembourg, S. 331–343. https://doi.org/10.25656/01:26098.

Bröckling, Ulrich (2017): Gute Hirten führen sanft. Über Menschenregierungskünste, Berlin: Suhrkamp.

Bühler-Niederberger, Doris (2005): Kindheit und die Ordnung der Verhältnisse. Von der gesellschaftlichen Macht der Unschuld und dem kreativen Individuum, Weinheim/München: Juventa.

Bühler-Niederberger, Doris (2011): Lebensphase Kindheit. Theoretische Ansätze, Akteure und Handlungsräume, Weinheim/München: Juventa.

Deutsche Gesellschaft für Ernährung (Hg.) (2023): DGE-Qualitätsstandard für die Verpflegung in Schulen, 5. Auflage, 2., korrigierter und aktualisierter Nachdruck, Bonn: Deutsche Gesellschaft für Ernährung. URL: https://www.schuleplusessen.de/fileadmin/user_upload/medien/DGE-QST/DGE_Qualitaetsstandard_Schule.pdf (letzter Zugriff am 14.01.2025).

Diehm, Isabell/Kuhn, Melanie/Machold, Claudia (2017): »Differenz und Ungleichheit in der Erziehungswissenschaft – einleitende Überlegungen«, in: Isabell Diehm/Melanie Kuhn/Claudia Machold (Hg.), Differenz – Ungleichheit – Erziehungswissenschaft. Verhältnisbestimmungen im (Inter-)Disziplinären, Wiesbaden: Springer VS, S. 1–26. https://doi.org/10.1007/978-3-658-10516-7_1.

Emmerich, Marcus/Hormel, Ulrike (2017): »Soziale Differenz und gesellschaftliche Ungleichheit. Reflexionsprobleme in der erziehungswissenschaftlichen Ungleichheitsforschung«, in: Isabell Diehm/Melanie Kuhn/Claudia Machold (Hg.), Differenz – Ungleichheit – Erziehungswissenschaft. Verhältnisbestimmungen im (Inter-)Disziplinären, Wiesbaden: Springer VS, S. 103–121.

Geffert, Karin/Klinger, Carmen/von Philipsborn, Peter (2021): »Ernährungspolitik und soziale Ungleichheit hängen zusammen – Handlungsfelder für die Politik«, in: Soziale Sicherheit 70(12), S. 434–439.

Haase, Anneli/Schmidt, Friederike (2026): »Körper disziplinieren – körperlich disziplinieren. Disziplinierungspraktiken in frühpädagogischen Essenssituatio-

nen«, in: Christoph T. Burmeister/Thorsten Hertel/Sophia Richter (Hg.), Spielarten des Disziplinierens. Vergesellschaftung zwischen Produktion und Repression, Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, S. 209–229.

Hirschauer, Stefan (2014): »Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten/Un/doing Differences. The Contingency of Social Belonging«, in: Zeitschrift für Soziologie 43(3), S. 170–191. https://doi.org/10.1515/zfsoz-2014-0302.

Kelle, Helga (2003): »Kinder, Körper und Geschlecht«, in: Heinz Hengst/Helga Kelle (Hg.), Kinder – Körper – Identitäten. Theoretische und empirische Annäherungen an kulturelle Praxis und sozialen Wandel, Weinheim/München: Juventa, S. 73–94.

Kelle, Helga/Schweda-Möller, Anna (2017): »Weder Reifizierung noch Negierung der Differenz Kinder – Erwachsene. Über ethnographische Gratwanderungen und ihre methodologische Reflexion«, in: Anna Fangmeyer/Johanna Mierendorff (Hg.), Kindheit und Erwachsenheit in sozialwissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 125–140.

Korczak, Janusz (1919/2005): Wie man ein Kind lieben soll, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Kuntz, Benjamin/Waldhauer, Julia/Zeiher, Johannes/Finger, Jonas D./Lampert, Thomas (2018): »Soziale Unterschiede im Gesundheitsverhalten von Kindern und Jugendlichen in Deutschland – Querschnittergebnisse aus KiGGS Welle 2«, in: Journal of Health Monitoring 3(2), S. 45–63. https://doi.org/10.17886/RKI-GBE-2018-067.

Luhmann, Niklas (1991): Soziologie des Risikos, Berlin/New York, NY: de Gruyter.

Mensink, Gert B. M./Schienkiewitz, Anja/Rabenberg, Martina/Borrmann, Anja/Richter, Almut/Haftenberger, Marjolein (2018): »Konsum zuckerhaltiger Erfrischungsgetränke bei Kindern und Jugendlichen in Deutschland – Querschnittergebnisse aus KiGGS Welle 2 und Trends«, in: Journal of Health Monitoring 3(1), S. 32–39. https://doi.org/10.17886/RKI-GBE-2018-007.

Neumann, Sascha (2013): »Kindheit und soziale Ungleichheit. Perspektiven einer erziehungswissenschaftlichen Kindheitsforschung«, in: Susanne Siebholz/Edina Schneider/Susann Busse/Sabine Sandring/Anne Schippling (Hg.), Prozesse sozialer Ungleichheit. Bildung im Diskurs, Wiesbaden: Springer VS, S. 141–151. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18988-8_12.

Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32(4), S. 282–301. https://doi.org/10.1515/zfsoz-2003-0401.

Rose, Lotte/Schmidt, Friederike/Schulz, Marc (2021): »Kinder und ihr Essen. Erziehungswissenschaftliche Perspektiven zur Pädagogizität des Essens«, in: Marc Schulz/Friederike Schmidt/Lotte Rose (Hg.), Pädagogisierungen des Essens.

Kinderernährung in Institutionen der Bildung und Erziehung, Familien und Medien, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 244–282.

Schatzki, Theodore Richard (1996): Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social, Cambridge: Cambridge University Press.

Schienkiewitz, Anja/Mensink, Gert B. M./Kuhnert, Ronny/Lange, Cornelia (2017): »Übergewicht und Adipositas bei Erwachsenen in Deutschland«, in: Journal of Health Monitoring 2(2), S. 21–28. https://doi.org/10.17886/RKI-GBE-2017-025.

Schmidt, Friederike (2020): »In Sorge ums Kind. Transformationen der Sorge am Beispiel von Ernährungspräventionen«, in: Cornelie Dietrich/Olaf Sanders/Niels Uhlendorf/Frank Beiler (Hg.), Anthropologie der Sorge im Pädagogischen, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 202–212.

Schmidt, Friederike/Schulz, Marc (2024): »Ermöglichungen von Jugend und Pädagogik in und durch jugendpädagogische Institutionen. Potenziale erziehungswissenschaftlicher Jugendforschung«, in: Karin Bock/Tobias Franzheld/Cathleen Grunert/Katja Ludwig/Nicolle Pfaff/Anja Schierbaum/Wolfgang Schröer (Hg.), Pädagogische Institutionen des Jugendalters in der Krise (= Studien zur Kindheits- und Jugendforschung, Bd. 8), Wiesbaden: Springer VS, S. 79–96. https://doi.org/10.1007/978-3-658-43602-5_4.

Schorb, Friedrich (2015): Die Adipositas-Epidemie als politisches Problem. Gesellschaftliche Wahrnehmung und staatliche Intervention, Wiesbaden: Springer VS.

Sieber Egger, Anja/Unterweger, Gisela/Kaiser, Fabienne/Buser, Fränzi (2022): »The Mid-Morning Snack Between Public Discourse Health Norms, School Public and Family Habits: An Ethnographic Look at Eating Situations in Kindergarten«, in: Bettina Hünersdorf/Georg Breidenstein/Jörg Dinkelaker/Oliver Schnoor/Tanya Tyagunova (Hg.), Going Public? Erziehungswissenschaftliche Ethnographie und ihre Öffentlichkeiten, Wiesbaden: Springer VS, S. 49–67. https://doi.org/10.1007/978-3-658-34085-8_4.

Stiftung Kindergesundheit (o. J.): »TigerKids – Kindergarten aktiv«, München. URL: https://www.tigerkids.de/ (letzter Zugriff am 14.01.2025).

West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): »Doing Gender«, in: Gender & Society 1(2), S. 125–151. https://doi.org/10.1177/0891243287001002002.

Westphal, Manuela/Motzek-Öz, Sina/Otyakmaz, Berrin Özlem (2017): »Elternschaft unter Beobachtung. Herausforderungen für Mütter und Väter mit Migrationshintergrund«, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 37(2), S. 142–157. https://doi.org/10.3262/ZSE1702142.

»Die essen auch ganz anders als wir«

Ernährungsungleichheiten und -praktiken von jungen Erwachsenen an der Hochschule

Jane Lia Jürgens und Markus Gamper

1 Essen zwischen Herkunft und Hochschule: Ernährungspraktiken im Übergang

Essen und Ernährung sind nicht allein Fragen der Nahrungsaufnahme, sondern kulturell und sozial verankerte Praktiken, die Identität, Zugehörigkeit und soziale Ungleichheiten offenbaren (vgl. Bourdieu 1979; Täubig 2016; Meyer 2021). Gerade im Übergang zur Hochschule wird damit sichtbar, wie stark sich Ernährungspraktiken zwischen Vereinzelungs- und Vergemeinschaftungspraktiken bewegen. Übergänge sind nicht nur Übergangsphasen im zeitlichen Sinne, sondern stellen zentrale biografische Entscheidungsmomente dar, in denen neue Handlungsstrukturen ausgebildet werden (vgl. Tillmann 2013; Thiersch et al. 2020). Sie können sowohl als eine kontinuierliche Weiterführung der persönlichen Entwicklung und neue soziale Integration in ein positiv wahrgenommenes soziales Umfeld als auch als Herausforderung mit potentiell ausschließenden Wirkungen erlebt werden (vgl. Trautwein 2013; Wildt 2013).

Es zeigt sich, dass insbesondere Studierende aus nicht-akademischen Haushalten vor zusätzlichen Hürden stehen, etwa in Form fehlenden kulturellen oder sozialen Kapitals. Soziale Disparitäten lassen sich sowohl beim Studienbeginn als auch beim Studienverlauf und -abschluss nachweisen (vgl. Neumeyer/Alesi 2018; Bittmann/Schindler 2020). Entsprechend werden Übergangserfahrungen nicht im selben Maße wahrgenommen, sondern hängen wesentlich von verfügbaren Ressourcen, bisherigen Anerkennungserfahrungen und biografischen Vorerfahrungen ab. Somit können Übergänge nicht als lineare Anpassungsprozesse verstanden werden, sie sind z.T. vielmehr konflikthafte, situativ verhandelte und symbolisch aufgeladene Konstellationen. Für einige junge Menschen ist es ein Zusammenspiel zwischen kritischen Selbst- und Weltverhältnissen, in denen bestehende habituelle Strukturen herausgefordert und neue soziale Rahmungen produktiv angeeignet als auch bewusst abgewehrt werden (vgl. Walther 2020). Ernährungsgewohnheiten

sind hierbei Ausdruck habitualisierter Routinen, die einerseits familialen Prägungen entstammen und anderseits im Kontext institutioneller Settings (neu) verhandelt werden können (vgl. Tillmann 2013). Damit sind sie zentrale Indikatoren für Prozesse der sozialen Verortung von jungen Menschen, die sich im Spannungsfeld individueller Autonomie, sozialer Zugehörigkeiten und gesellschaftlicher Normen bewegen.

Gerade die Übergangsphase vom Elternhaus in das Erwachsenenalter stellt einen Moment einer (möglichen) Transformation dar: Routinen und Selbstverständlichkeiten werden brüchig, ein neues soziales Umfeld und institutionelle Veränderungen erfordern eine Reorganisation der Alltagspraxis. Ess- und Ernährungspraktiken erweisen sich dabei als Phänomene, in denen sich z.B. individuelle Ablösungsprozesse als auch klassistische Mechanismen zeigen. Erste Ergebnisse des laufenden Promotionsprojekts[1] deuten darauf hin, dass es speziell an Universitäten zu sozialen Aushandlungsprozessen kommt. Während Studierende aus akademischen Haushalten häufiger auf stabilisierende Ressourcen zurückgreifen können, sind First-Generation-Studierende (FGS)[2] in besonderem Maße mit Unsicherheiten, Brüchen und der Notwendigkeit zur Neuorientierung konfrontiert (vgl. Zach 2022). Hierbei fungieren Ernährungspraktiken nicht nur als alltägliche Routinen und dienen allein der Nahrungsaufnahme, sondern sind auch als Ausdruck von Zugehörigkeit und Differenz zu deuten (vgl. Jürgens et al. 2025).

In unserem Artikel gehen wir der Frage der Ernährungsungleichheiten von jungen Heranwachsenden an Hochschulen nach. Hierfür skizzieren wir zunächst die Studienlage des bisher wenig erforschten Bereichs und legen anschließend das methodische Vorgehen der zugrundeliegenden qualitativen Längsschnittstudie dar. Daran anknüpfend werden unsere Ergebnisse diskutiert. In diesem Zusammenhang werden abschließend die Ergebnisse in Hinblick auf ihre Bedeutung für Übergangsprozesse, Klassismus (vgl. Gamper/Kupfer 2023) und mögliche Transformationsprozesse von Ess- und Ernährungspraktiken erörtert.

2 Theoretischer Hintergrund und Forschungsstand

Ernährung ist eine alltägliche Praxis, die sowohl individuell als auch sozial geprägt ist sowie ein Ausdruck von Lebensführung und -stil ist (vgl. Meyer 2021). In ebendiesen Essenspraktiken liegt eine besondere Ambivalenz: Einerseits handelt

1 Das Dissertationsprojekt ist im Teilprojekt C01 *Essen in der virtuellen Lebenswelt. Food Studying in der Universität* im Sonderforschungsbereich 1567 *Virtuelle Lebenswelten* an der Ruhr-Universität Bochum angesiedelt.

2 Hierbei handelt es sich um Studierende mit Eltern ohne akademischen Abschluss (vgl. Purdy 2021).

es sich um eine hochgradig individualisierte, körpernahe Praxis, die unmittelbar dem eigenen Überleben dient. Essen ist das »Egoistischste, am unbedingtesten und unmittelbarsten auf das Individuum Beschränkte« (Simmel 1957: 243). Andererseits entfaltet diese individualisierte Praxis eine soziale Funktion, sobald Nahrung geteilt oder miteinander eingenommen wird (vgl. Barlösius 2016). Das Teilen von Nahrung kann als Ausdruck sozialer Anerkennung und Zugehörigkeit verstanden werden (vgl. Simmel 1957), insofern es signalisiert, dass das Überleben des anderen ebenso bedeutsam ist wie das eigene. Während viele körpernähe Praktiken in den Bereich der Privatheit verlagert wurde (vgl. Elias 2007), bleibt das gemeinsame Essen eine sozial akzeptierte und häufig erwartete Form der Vergemeinschaftung.

Gerade in Übergangen, in denen Zugehörigkeiten, Alltagspraktiken und Selbstverhältnisse neu verhandelt werden, gewinnt diese Dimension besondere Bedeutung. Übergänge sind dabei mehrdimensional zu verstehen: Sie umfassen institutionelle Veränderungen, emotionale und soziale Neuorientierungen sowie biografische Reorganisation (vgl. Tillmann 2013). Besonders sichtbar werden diese Dynamiken im Übergang vom Elternhaus an die Universität, in dem sich Studierende – insbesondere solche ohne akademische Familienbiografien – mit neuen Anforderungen, Routinen und sozialen Positionierungen konfrontiert sehen (vgl. Reuter et al. 2020; Reuter/Gamper 2023). Diese Prozesse zeigen sich in der Ernährungspraxis: Gemeinsame Rituale, Sitten, Regeln und Praktiken am Tisch tragen zur sozialen Funktion des Essens bei und konstruieren gleichzeitig eine soziale Ordnung (vgl. Schütz 2015a), die sich im sozialen Raum widerspiegelt (vgl. Bourdieu 1992).

Zum Thema Ernährungspraktiken in der Phase der familialen Ablösung im Übergang in das Hochschulsystem existiert nur vereinzelt Forschung. Erste Erkenntnisse verweisen jedoch auf die Herausforderungen, die sich in Übergängen und im Ankommen im universitären Setting in Form von strukturellen, sozialen und habituellen Umbrüchen beim Wechsel von der schulischen in die akademische Lebenswelt auftun.

Die Forschung fokussiert sich v.a. auf Ernährung(spraxen) im Kindergarten und in der Schule (vgl. bspw. Häußler/Schneider 2020; Schulz 2016; Krinninger 2016; Schütz 2015a; Schütz 2015b). Ein weiterer Schwerpunkt stellt die Untersuchung von Ernährungskompetenz und Food Literacy dar (vgl. u.a. Müller/Groeneveld 2016). Neuere Arbeiten beleuchten diesen Aspekt hinsichtlich Falschinformationen im Internet und Informationskompetenz von Jugendlichen (vgl. Lerchbaumer/Überall 2018). Hier zeigt sich ein erheblicher Einfluss von sozialen Ungleichheiten auf Ernährungspraktiken und -kompetenzen: Kinder aus Familien mit höheren sozioökonomischen Status weisen häufig eine ausgewogenere Ernährung auf, während Kinder aus ressourcenärmeren Familien tendenziell ungesündere Ernährungsgewohnheiten zeigen. Zugleich wird Dicksein als ein Phänomen sozialer Klasse sowie gesellschaftlicher Ordnung diskutiert (vgl. Barlösius 2014). Weitere Arbeiten befassen sich mit geschlechteranalytischen Perspektiven auf Ernährung und Essen

(vgl. z.B. Coskun/Zöller-Cannito 2022) sowie mit Essen in der Familie und Fragen der Ernährungserziehung (vgl. Krinninger 2016).

Studentische Ernährungsgewohnheiten sind bislang nur marginal beforscht (vgl. Hirschfelder/Pollmer 2021). Bekannt ist, dass ein großer Anteil der Studierenden Mensen regelmäßig in Anspruch nimmt (vgl. Nössler et al. 2017). Neben dem Verzehr von Essen ist die soziale Funktion in Form von Kommunikation tragend (vgl. Barlösius 2011). Zwar wird darauf verwiesen, dass Kommunikation über Essen und Ernährung zu Tradierungs- und Sozialisationsprozessen führen und beeinflussen kann (vgl. Hirschfelder/Pollmer, 2021), jedoch ist bislang noch nicht hinreichend geklärt, wie genau diese kommunikativen Prozesse wirken und welche Mechanismen dabei eine Rolle spielen. Die Studien sind dabei stark quantitativ ausgerichtet und fokussieren die Zufriedenheit mit dem Essensangebot auf dem Campus (vgl. El-Said/Fathy 2015; Middendorff et al. 2016) sowie den Zusammenhang von Essgewohnheiten und akademischer Leistung (Reuter et al. 2021). Weiter wird das Wissen über *gesunde* Ernährung sowie dessen Umsetzung in die Ernährungspraxis beleuchtet, wobei Diskrepanzen zwischen Essensvorlieben sowie -idealen und Ernährungspraxis üblich sind (vgl. Abraham et al. 2018). Hierbei zeigt sich, wie körpernahe Routinen und soziale Anschlussversuche ineinandergreifen. Studierende berichten von Irritationen, Unsicherheiten und Brüchen, insbesondere dann, wenn etablierte Gewohnheiten nicht mehr tragfähig sind oder neue Anforderungen keine klaren Anhaltspunkte für soziales Handeln mehr bieten (vgl. ebd.). Solche Erfahrungen gehen häufig mit einem erhöhten Reflexionsbedarf und der Notwendigkeit zur Neuorientierung einher – sowohl in Bezug auf das eigene Selbstverständnis als auch im Hinblick auf das soziale Umfeld. Weiter werden Food Insecurites beleuchtet, die unter Studierenden deutlich häufiger auftreten als in der Allgemeinbevölkerung: Studien verweisen auf Prävalenzen zwischen etwa zwölf und über 80 Prozent mit einem globalen Durchschnitt von ca. 40–45 Prozent (vgl. Bruening et al. 2017; McKay et al. 2025). Ursachen hierfür sind v.a. in finanziellen Belastungen, strukturellen und organisatorischen Rahmenbedingungen des Studiums sowie sozialen Faktoren wie Stigmatisierung oder fehlender Unterstützung zu sehen. Zugleich zeigen sich Zusammenhänge mit Ernährungsqualität, psychischer Belastung sowie Studienverlauf (vgl. Freudenberg et al. 2019; Kent et al. 2024).

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Übergänge in das Hochschulsystem durch soziale Herkunft, verfügbare Ressourcen und habituelle Passungsverhältnisse strukturiert sind und sich diese Ungleichheiten in alltäglichen Handlungsfeldern verdichten könnten. Hier schließt die vorliegende Studie an und geht der Frage nach, *wie* Studierende unterschiedlicher sozialer Herkunft ihre Ernährungspraktiken im Übergang an die Hochschule aushandeln, welche habituellen Irritationen und Anpassungsleistungen dabei entstehen und inwiefern Ernährung im Studienverlauf Ausdruck von Reproduktion, Transformation oder Klassismus sein kann.

3 Projektkontext und methodisches Vorgehen

Das Forschungsprojekt[3] untersucht familiale Ablöseprozesse bei Ernährungspraktiken von Studierenden im Ankommen an die Hochschule, insbesondere im Hinblick auf FGS und deren Auseinandersetzung mit sozialen und kulturellen Normen. Im Rahmen des Beitrags werden zudem klassistische Prozesse bei ebendiesen Ernährungspraktiken fokussiert. Hierfür wird auf die Grounded Theory Methodologie (GTM) nach Strauss und Corbin (1996) zurückgegriffen, die mit einem qualitativen Längsschnittdesign (vgl. Thiersch 2020) kombiniert wird. Ziel ist es, die Veränderungsprozesse alltäglicher Ernährungsgewohnheiten zu analysieren und ihren Zusammenhang mit dem Faktor *soziale Herkunft* zu rekonstruieren. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie sich Ernährungspraktiken in der Phase der familialen Ablösung und der Integration in ein neues institutionelles Umfeld transformieren.

Im Rahmen dieser qualitativen Längsschnittstudie wurden vom Sommersemester 2023 bis zum Wintersemester 2024/2025 Erstsemesterstudierende einer Universität in Nordrhein-Westfalen[4] begleitet. Einmal pro Semester wurden (teilnarrative) Leitfadeninterviews[5] (vgl. Helfferich 2022) durchgeführt, die sich vor allem auf die Ernährungsgewohnheiten der Studierenden sowie ihre Erfahrungen beim Ankommen in der universitären Umgebung fokussieren. Das Sample beinhaltet sowohl FGS als auch Studierende mit akademischem Hintergrund.

Tabelle 1: Zahl der Interviewpartner:innen zum jeweiligen Erhebungszeitpunkt

Erster Erhebungszeitpunkt ***Sommersemester 2023***	**Zweiter Erhebungszeitpunkt** ***Wintersemester 2023/24***	**Dritter Erhebungszeitpunkt** ***Sommersemester 2024***	**Vierter Erhebungszeitpunkt** ***Wintersemester 2024/25***
7	36	28	25
Summe: 96 Interviews			

3 Das Forschungsprojekt ist im Sonderforschungsbereich 1567 *Virtuelle Lebenswelten* (Förderungszeitraum: 2022–2026) verortet, s. Fußnote 1.

4 Universitäten in Nordrhein-Westfalen weisen eine heterogene Studierendenschaft auf (vgl. Banscherus et al. 2019), was dazu beitragen kann, dass seltener eine Passung zwischen dem Habitus des:der Akteur:in und dem von der Universität geforderten Habitus gegeben ist.

5 Bei dem Leitfaden handelt es sich um eine Kombination aus Erzählaufforderungen sowie offenen Fragen. Er folgt dem Prinzip »so offen wie möglich« (Helfferich 2022: 882).

Die Datenauswertung orientiert sich methodisch am Vorgehen der Längsschnittstudie von Rieker, Humm und Zahradnik (2024) und folgt einem mehrstufigen Analyseprozess. Zunächst werden die einzelnen Erhebungswellen getrennt ausgewertet, um ihre jeweilige zeitliche Eigenlogik zu wahren. Auf dieser Grundlage wird im Sinne der GTM ein Kodiersystem entwickelt und fortlaufend ausdifferenziert. Die Kodierungen werden wellen- und fallbezogen dokumentiert sowie den entsprechenden Interviewpassagen zugeordnet. Anschließend werden die Kodierungen fallintern über die Erhebungszeitpunkte hinweg verglichen, um Entwicklungsverläufe sowie -muster von Stabilität und Veränderung zu rekonstruieren.

Im Rahmen dieses Beitrags werden Entwicklungsverläufe anhand zweier Fälle (Realtypen) aufgezeigt. *Hella* und *Nathalie* studieren Rechtswissenschaft und sind somit in ein identisches institutionelles Gefüge eingebunden, unterscheiden sich jedoch hinsichtlich ihrer familialen Ressourcen und habituellen Ausgangslagen deutlich: Während Nathalies Ernährungspraktiken stark von ökonomischen Zwängen, Zeitknappheit und Anpassungsdruck im universitären Kontext gekennzeichnet sind, charakterisieren familiale Kontinuität, ökonomische Sicherheit und geringe Irritationsmomente Hellas Praktiken. Die Fälle erlauben es, die Unterschiede im Übergang an die Universität besonders deutlich darzulegen und zugleich die Stabilität und Variabilität der Kategorien über den Zeitverlauf sichtbar zu machen. Die beiden Fälle stehen für typische Verläufe von FGS und Studierenden aus akademischen Familien. Ziel dieser Entwicklungsverläufe ist nicht die reine exemplarische Darstellung individueller Lebensgeschichten, sondern die analytische Verdichtung in strukturell unterschiedlicher Übergangskonstellationen im Ankommen an die Universität. Am Ende werden die beiden Fälle anhand der induktiv kodierten Kategorien miteinander verglichen.

4 Ungleiche Übergänge: Ernährung in der Statuspassage *Studium*

Im Folgenden werden zwei kontrastierende Fälle vorgestellt: die FGS *Nathalie* und *Hella* aus akademischem Elternhaus. Anhand der Gegenüberstellung werden zentrale Unterschiede als auch Gemeinsamkeiten in Bezug auf Übergangserfahrungen und Auseinandersetzungen mit Ernährungspraktiken sichtbar.

4.1 Nathalie: Ernährung zwischen Selbstfinanzierung und sozialer Anpassung

Nathalie gehört zur Gruppe der FGS und ist darauf angewiesen, ihr Studium eigenständig zu finanzieren. Sie wächst mit ihren jüngeren Geschwistern und ihrer Mutter auf, zum Vater besteht aufgrund von häuslicher Gewalt ab ihrem elften Lebensjahr kein Kontakt mehr. Bis zum Auszug des Vaters habe es unregelmäßige gemein-

same Familienmahlzeiten gegeben, die von häufigen Konflikten der Eltern begleitet gewesen seien. Nach der Trennung der Eltern habe sie die zuvor hauptsächlich von der Mutter ausgeübten Aufgaben rund um Einkaufen und Kochen übernommen und sich damit auch um die Ernährung ihrer jüngeren Geschwister gekümmert. Mahlzeiten wurden häufig durch Pragmatismus, Zeitdruck und ökonomische Zwänge beeinflusst. Häufige Umzüge, die auf wechselnde Beziehungen der Mutter zurückgingen, beeinflussten ihre Jugend stark – eine Situation, die es ihr erschwerte, stabile Kontakte zu Gleichaltrigen aufzubauen. In der Oberstufe schließt sie enge Kontakte, auch weil die Familie länger an einem Ort verweilte. Als ein weiterer Umzug anstand, zog sie von zu Hause aus. Sie fängt schon ein Jahr vor dem Studienbeginn zu arbeiten an, um Rücklagen zu bilden. Auch während des Studiums übt sie mehrere Nebenjobs aus.

Nathalies Ernährungspraktiken sind am Anfang des Studiums zunächst stark fremdbestimmt. Besonders ökonomische Restriktionen und zeitliche Zwänge bestimmen ihren Ernährungsalltag. Die neue Autonomie wird nicht als Erweiterung von Handlungsspielräumen erlebt, sondern als Verpflichtung zur Selbstorganisation unter prekären Bedingungen.

Ernährungspraktiken (etwa gemeinsame Mensabesuche) sind bei Nathalie daher keine selbstverständlichen Momente der Vergemeinschaftung, sondern bleiben begrenzt und selektiv. Fehlende zeitliche Ressourcen durch Studium und Arbeit sowie die Pflege älterer nicht-universitärer Peers empfindet sie am Anfang des Studiums als Belastung:

> »Ich hatte auch schon Leute kennengelernt und ich hatte nicht so das Bedürfnis, irgendwie noch mehr kennenzulernen, […] weil ich generell schon wenig Zeit für meine jetzigen Freunde habe. […] Und dann dachte ich so, wie soll ich dann noch andere Freunde da unterbringen? ((lacht)) Und ich wollte die jetzt auch nicht verlieren, deswegen. Ich habe auch so meinen Kreis ein bisschen klein gehalten hier an der Uni.«

Diese Situation wirkt sich auf ihre Ernährungspraxis aus. Nathalie meidet ganz bewusst gemeinsame Mensabesuche mit ihren Kommiliton:innen, da sie die hieran geknüpften zeitlichen und ökonomischen Ressourcen in die bereits bestehenden außeruniversitären Peers investieren möchte.

Im Laufe des Studiums bleibt Ernährung für Nathalie zunächst eher eine pragmatische sowie individualisierte Praxis, die wenig Raum für spontane Vergemeinschaftung bietet. Ernährungspraktiken im universitären Setting fungieren eher als potentieller zusätzlicher Aufwand, der in Konkurrenz zu Arbeit, Studium und bestehenden sozialen Kontakten steht. Anders sieht es im privaten Setting aus, hier pflegt sie regelmäßige gemeinsame Einkäufe und Mahlzeiten mit einer außeruniversitären Freundin:

> »[W]enn wir [Nathalie und ihre Freundin, J.J/M.G.] jetzt am Abend sind, dann essen wir eigentlich immer zusammen. Also wir essen wirklich dann, wir treffen uns eigentlich, um zu essen und zu quatschen und so, und dann geht sie auch w i e d e r. Also wir essen dann wirklich immer zusammen.«

Im zweiten Semester zeigen sich erste Öffnungen gegenüber universitären Peers. Es entstehen erste gemeinsame Mensabesuche im Anschluss an Lehrveranstaltungen. Hierbei handelt es sich um eine bereits bestehende Gruppe, in welche sie sich versucht, einzufügen. Diese Kontakte sind eher rational, da sie ihrer Meinung nach aufgrund ihrer beruflichen Bestrebungen Kontakte im Studium knüpfen müsse. Zugleich reduziert sich die gemeinsame Ernährungspraxis mit der alten Freundin, da seitens dieser wenig Verständnis für Nathalies universitäre Verpflichtungen bestünde:

> »ALS ich angefangen hab, HIER zu lernen, also in der Unibibliothek, […] und e i g e n t l i c h nich s o v i e l Z e i t hab, haben wir [Nathalie und ihre Freundin, J.J/M.G.] es nich mehr s o geschafft, uns zu sehen […] sie versteht d a s (3) mit Uni auch nich so irgendwie ((lacht)) […] das Abendessen mit ihr war so ne Beständigkeit, dass man weiß, okay, das gibt es i m m e r.«

Im dritten Semester setzt sich diese Transformation fort. Sie betont, dass sie mittlerweile stärker mit Kommiliton:innen vernetzt sei. Auffallend ist, dass sie neben ihrer Ausdrucksweise auch ihre Ernährungsweise an die der Kommiliton:innen anpasst. So besucht sie eine von den universitären Peers präferierte höherpreisige Mensa und plant hierfür auch Einbußen für sonstige private Ausgaben ein:

> »Und wenn ich draußen bin, dann denke ich mir halt manchmal auch so, weil ich wohne ja alleine und finanziere ALLES selbst […], weil ich mir so denke, ja, du hast DAS und das noch zuhause, dann ISS lieber zuhause. Und deswegen mache ich halt manchmal so, dass ich draußen dann eher nichts esse, auch aus finanziellen Gründen ((lacht)), die Mensa ist jetzt s c h o n teuer so, aber MIT den anderen geh ich dann s c h o n hin ((lacht)) dann gibt's halt zuhause weniger*.«

Ernährung wird hier zum Ausdrucksfeld einer Anpassung, die für sie weniger spontane Sozialität als vielmehr anstrengende soziale Pflicht bedeuten. Es zeigt sich, dass Ernährungspraktiken stark von ökonomischen Zwängen, habituellen Differenzen und der Notwendigkeit zur Anpassung beeinflusst sind. Im Zeitverlauf wird sichtbar, dass keine lineare Ablösung von Herkunftspraktiken stattfindet, vielmehr erweitert Nathalie mit der Zeit ihre Ernährungspraktiken, erlangt dabei aber keine habituelle Sicherheit. Ferner kann die Teilnahme an Ernährungspraktiken mit Kommiliton:innen nur durch ökonomischen Verzicht erlangt werden. Ernährung wird somit zu einem Spannungsverhältnis zwischen Belastung und Veränderung.

4.2 Hella: Stabilität und Kontinuität

Als zweiter Fall wird *Hella* betrachtet. Sie wächst in einer akademischen Familie auf und wohnt während des Studiums weiterhin im Elternhaus. In diesem stabilen, ressourcenstarken familiären Umfeld spielen soziales Beisammensein sowie Bildung eine zentrale Rolle.

Die Mutter übernimmt die Hauptverantwortung für die Ernährung der Familie, da sie die Essensvorlieben der Familienmitglieder kenne. Ernährung ist in Hellas Familie fest in den Alltag eingebettet und übernimmt eine strukturierende sowie soziale Funktion.

> »[A]lso ich bin meistens immer im Zimmer und dann ruft Mama oder Papa, dass es jetzt gleich Essen gibt, dann komme ich runter, dann decken wir vielleicht noch eben zusammen oder es ist schon gedeckt, dann setzen wir uns an den Tisch, beten, ja dann essen wir halt, quatschen dabei. Nach dem Essen sitzt man auch noch ein paar Minuten, dann trinken wir auch mal eben Kaffee […] und dann decken wir ab und dann macht jeder irgendwie wieder so seine Sachen. Das Essen ist dann immer so die gemeinsame Zeit zum Zusammenkommen.«

Auch im Studium isst Hella oft zu Hause mit ihrer Familie, was von ihr auch als Entlastung wahrgenommen wird. Gemeinsame Mahlzeiten und Diskussionen am Tisch sind damit selbstverständlich und die gemeinsame Ernährungspraxis ritualisiert.

Es kommt zu einem fließenden Übergang in Bezug auf die Ernährungspraktiken im Studium. Der Alltag von Hella bleibt stabil. Gemeinsame Mahlzeiten mit der Familie strukturieren weiterhin ihren Tagesablauf, während Mensabesuche und gemeinsames Essen mit Peers als positive Ergänzung wahrgenommen werden. Anders als bei Nathalie werden gemeinsame Mahlzeiten nicht als soziale Verpflichtung oder Anpassungsleistung thematisiert, sondern als selbstverständlicher Bestandteil sozialer Interaktion. Durch ihre stabilen Familienverhältnisse werden die gebotenen Optionen der Ernährungspraxis als Freiheit wahrgenommen, aus denen selbstbewusst gewählt werden kann. Essen wird als neue Ressource erlebt, die Freiräume für neue soziale Kontakte eröffnet, wobei die Nahrungsaufnahme innerhalb der Familie konstant weitergeführt wird. Veränderungen zeigen sich aber auch hier. Durch einen neuen Partner, der selbst FGS ist, wird sie irritiert: Seine Ernährungspraxis wird als unstrukturiert beschrieben und sie wundert sich, aus welchen Gründen die Familie auf Fertigprodukte zurückgreift. Dabei versucht sie das gemeinsame Essen in dieser Konstellation zu vermeiden:

> »Also auf jeden Fall is es unterschiedlich, weil wir nun ein Esszimmer haben und die [Partner und seine Familie, J.J./M.G.] haben, die schlafen im gleichen Zimmer, in dem die auch ESSEN sozusagen. ((lacht)) (.) Die wohnen in einer z i e m l i c h

> kleinen Wohnung und da is das ja, a l s o man ist halt irgendwie auch immer im Schlafzimmer ((lacht)). (.) Und das is NATÜRLICH s c h o n ein Unterschied […] und die essen auch GANZ anders als wir ((lacht)) viel TK-Kram und so*.«

Die Beschreibung der räumlichen Situation und der Mehrfachnutzung des Raums markiert mehr als nur einen materiellen Unterschied: Der eigene familiäre Essraum fungiert als symbolisch aufgeladener Ort der Vergemeinschaftung, wohingegen die räumliche Enge und fehlende Trennung von Funktionen der Räume bei der Familie des Partners als befremdlich eingeordnet werden. Ernährung bleibt, in Bezug auf die Universitäten, ein stabilisierendes Moment, d.h. die Ess- und Ernährungspraktiken bleiben über die Erhebungszeitpunkte hinweg konstant und verändern sich kaum. Im Zeitverlauf zeigt sich, dass Hella die Ernährungspraktiken ihrer Familie weitgehend reproduziert. Die marginalen Veränderungen werden nicht als Bruch, sondern als Weiterführung bestehender Routinen erlebt. Gemeinsame Mahlzeiten werden von Hella nicht für den zielgerichteten Netzwerkaufbau genutzt, sondern sind eine selbstverständliche, beiläufige Alltagspraxis. Damit ist Ernährung sowohl im familialen als auch im universitären Kontext von Beginn an kollektiv eingebettet, ohne dass hierbei Anpassungsleistungen explizit thematisiert werden.

5 Fallvergleich und Abstraktion

Die beiden Fälle zeigen, wie Ernährung im Übergang zur Hochschule zu einem Feld sozialer Aushandlung wird. Bei Nathalie stehen ökonomische Zwänge, habituelle Unsicherheiten und die Notwendigkeit zur Anpassung im Vordergrund, während bei Hella die Kontinuität der familiären Essenspraktiken sowie der Rückgriff auf kulturelles Kapital dazu führen, dass ihre Ernährungspraxis kaum reflektiert und weitgehend routinisiert ist.

Es wird ferner deutlich, dass FGS stärker mit Brüchen, Unsicherheiten und neuen Anforderungen konfrontiert sind, während Studierende aus akademischen Haushalten wie Hella Übergänge häufiger als lineare Fortführung des bereits vorgefundenen Alltagsablauf erleben (vgl. Tillmann 2013; Trautwein 2013; Wildt 2013). Dies zieht sich wie ein roter Faden durch die anderen geführten Interviews. Ernährungspraxen sind somit nicht nur Spiegel individueller Entscheidungen, sondern Ausdruck klassistischer Prozesse, die sich in alltäglichen Handlungen verankern (vgl. Gamper/Kupfer 2023; Reuter/Gamper 2023). Während FGS häufig Autonomie erst unter Unsicherheit und Anpassungsdruck entwickeln, können Studierende aus akademischen Elternhäusern stärker auf stabilisierte Routinen zurückgreifen. Reproduktion und Habitusveränderung verlaufen hier deutlich weniger konflikthaft (vgl. Walther 2020).

Die Ernährungspraxen sind dabei nicht statisch, sondern verändern sich entlang der Studienzeit und markieren wichtige Schritte der biografischen Entwicklung. Studierende aus nicht-akademischen Familien werden mit neuen Formen der Ernährung konfrontiert. Dabei können sich neue Routinen entwickeln, in denen Ernährung sowohl der Selbstsorge dient (z.B. ausgewogene Ernährung) als auch als Medium sozialer Anpassung fungiert (bspw. Mahlzeiten mit Kommiliton:innen). Für FGS gehen diese Veränderungen oft mit Irritationen einher, wie auch im Fall von Nathalie. Zugleich können sich Distinktionsprozesse seitens der Studierende aus akademischen Familien zeigen, etwa wenn diese Praktiken ablehnen oder abwerten. Ein Beispiel hierfür ist Hella, die die Essgewohnheiten ihres Partners kritisch einschätzt.

In Bezug auf weitere Daten des Forschungsprojekts zeigt sich ferner, dass Studierende aus akademischen Elternhäusern im Allgemeinen stärker auf Kontinuität der Ernährungspraxis zurückgreifen können, was Übergänge erleichtert und Ernährung früh als Ressource der Vergemeinschaftung etabliert. Für Studierende aus akademischen Elternhäusern ist Ernährung stärker ein Feld kollektiver Zugehörigkeit, wobei die ›Tischregeln ‹ bekannt sind. Bereits im ersten Semester wird die Suche nach Routinen im universitären Kontext mit gemeinschaftlichen Prozessen verknüpft. Die Einbindung in Peergroups über Mahlzeiten erfolgt daher vergleichsweise reibungslos.

FGS dagegen berichten häufiger von Brüchen, Unsicherheiten und Kontrollkonflikten. Im Studium müssen Routinen eigenständig entwickelt werden, was zu einer anfänglichen Überforderung führen kann. Gemeinsame Mahlzeiten mit Kommiliton:innen bedeuten für sie nicht zwanglose Vergemeinschaftung, sondern soziale Anstrengung. Ernährung wird damit zwar auch für sie ein Medium der Integration, bleibt aber mit habituellen Irritationen verbunden (vgl. Abraham et al. 2018). Ein weiterer Unterschied zeigt sich in der Verantwortungsübernahme. Weibliche Studierende übernehmen (unabhängig von der sozialen Herkunft) häufiger Verantwortung für Ernährung, was stark mit familiären Vorprägungen zusammenhängt. Männliche Studierende hingegen verweisen eher auf die mütterliche Organisation (»NATÜRLICH kocht meine Mutter.«, Fabian, 1. Interview). Damit setzt sich ein Muster fort, das im Elternhaus etabliert war und über das Elternhaus hinauswirkt. Zur geschlechtsspezifischen Organisation der Ernährungsverantwortung vgl. Rückert-John/Häußler/Bonaker in diesem Band.

6 Fazit

Die Analyse der Ernährungspraktiken von jungen Erwachsenen im Übergang von Schule zu Hochschule und ihrem Leben im Hochschulsystem zeigt, dass Ernährung weit mehr ist als bloße Nahrungsaufnahme: Sie ist ein zentraler Ort sozialer

Aushandlung, an dem Zugehörigkeit, Distinktion und Klassismus sichtbar werden. Dies zeigt sich bspw. im Fall von Nathalie: Gemeinsame Mahlzeiten im universitären Kontext markieren für sie Situationen, in denen ökonomische Zwänge, habituelle Differenzen und Erwartungen der Peers aufeinandertreffen. Im Gegensatz hierzu stellen ebensolche Essenssituationen für Studierende wie Hella eine Möglichkeit dar, soziale Zugehörigkeit zu stabilisieren. Während Studierende aus akademischen Familien stärker auf stabile Routinen, Unterstützung und kulturelles Kapital zurückgreifen können, sind FGS häufiger mit Brüchen, Unsicherheiten und ökonomischen Zwängen konfrontiert. Ernährung dient dabei sowohl als Medium der Selbstsorge als auch als Instrument sozialer Integration, ist jedoch je nach Herkunft unterschiedlich stark mit Irritationen und Anpassungsdruck verbunden.

Übergänge an die Hochschule erweisen sich somit nicht als lineare Anpassungsprozesse, sondern als komplexe, konflikthafte und biografisch prägende Situationen. Ernährung ist dabei eine Praxis, die zugleich in Routinen eingebunden, körperlich, sozial eingebettet und symbolisch aufgeladen ist. Der exemplarische Vergleich der beiden Fälle verdeutlicht grundlegende Unterschiede im universitären Ankommen: Für Nathalie ist Ernährung zunächst stark durch äußere Zwänge bestimmt. Ernährungsautonomie bedeutet hier nicht primär Freiheit, sondern Verantwortung unter Bedingungen ökonomischer und zeitlicher Knappheit. Im Verlauf des Studiums zeigen sich zwar Wandlungsprozesse, etwa in der teilweisen Öffnung gegenüber universitären Peers, diese verlaufen jedoch ambivalent: Gemeinsame Mahlzeiten dienen zwar der sozialen Integration, bleiben aber mit Anstrengung und dem Gefühl verbunden, sich anpassen und verstellen zu müssen. Demgegenüber erfährt Hella als Studierende aus einer akademischen Familie den Übergang zur Universität als weitgehend bruchlos. Ernährungspraktiken werden über den Übergang hinweg fortgeführt und stabilisieren den Studienbeginn. FGS müssen Ernährung häufig als Feld der Selbstsorge, Abgrenzung und Anpassung neu strukturieren und entwickeln ihre Routinen unter Unsicherheit. Bei Studierenden aus akademischen Elternhäusern des Samples zeigt sich hingegen, dass diese stärker auf etablierte Praktiken zurückgreifen können, die einen harmonischen Übergang in Bezug auf ihre Ernährungspraxis erleichtern. Somit zeigt sich, dass Klassismus im universitären Ankommen nicht nur in institutionellen Anforderungen verankert ist, sondern sich in scheinbar nebensächlichen Alltagspraktiken wie Essen und Ernährung verdichtet.

Der Übergang von der Schule in die Universität ist kein punktuelles Ereignis, sondern ein längerer Prozess der Anpassung und Aushandlung. Ernährung stellt in dieser Statuspassage ein alltägliches, aber zugleich symbolisch hoch aufgeladenes Handlungsfeld dar: Sie verweist auf Zugehörigkeit und Differenz, sie ist Medium von Selbstsorge, sozialer Vernetzung und Distinktion. Im Vergleich von FGS und Studierenden aus akademischen Elternhäusern wird deutlich, dass Ernährungspraxen nicht stabil bleiben, sondern sich im Laufe des Studiums verändern können, wo-

bei diese Wandlungen eng mit sozialer Herkunft, verfügbaren Ressourcen, Peers, Geschlechterrollen und institutionellen Anforderungen verknüpft sind.

Literatur

Abraham, Samuel P./Noriega, Brooke R./Shin, Ju Y. (2018): »College students' eating habits and knowledge of nutritional requirements«, in: Journal of Nutrition and Human Health 2(1), S. 13–17. https://doi.org/10.35841/nutrition-human-health.2.1.13-17

Banscherus, Ulf/Baumgärtner, Alena/Sorge, Mirjam (2019): Studierendensituation und soziale Lage von Studierenden im Ruhrgebiet. Studierendenreport, Hannover: BWH GmbH.

Barlösius, Eva (2014): Dicksein. Wenn der Körper das Verhältnis zur Gesellschaft bestimmt, Frankfurt a.M./New York, NY: Campus.

Barlösius, Eva (2016): Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Bittmann, Felix/Schindler, Steffen (2020): Alternative Wege zur Hochschulreife und soziale Disparitäten beim Hochschulabschluss (= LIfBi Working Paper 88), Bamberg: Leibniz-Institut für Bildungsverläufe, S. 1–30. https://doi.org/10.5157/NEPS:WP88:1.0

Bourdieu, Pierre (1992): Die verborgenen Mechanismen der Macht. Schriften zu Politik und Kultur 1, Hamburg: VSA.

Bruening, Meg/Argo, Katy/Payne-Sturges, Devon/Laska, Melissa N. (2017): »The struggle is real: A systematic review of food insecurity on postsecondary education campuses«, in: Journal of the Academy of Nutrition and Dietetics 117(11), S. 1767–1791. https://doi.org/10.1016/j.jand.2017.05.022

Coskun, Beşgül/Zöller-Cannito, Madita (2022): »Geschlechterkonstruktion in der virtuellen Ernährung auf Instagram«, in: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 14(3), S. 73–89. https://doi.org/10.3224/gender.v14i3.06

El-Said, Osman Ahmed/Fathy, Eslam Ahmed (2015): »Assessing university students' satisfaction with on-campus cafeteria services«, in: Tourism Management Perspectives 16, S. 318–324. https://doi.org/10.1016/j.tmp.2015.09.006

Elias, Norbert (2007): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Freudenberg, Nicholas/Goldrick-Rab, Sara/Poppendieck, Janet (2019): »College students and SNAP: The new face of food insecurity in the United States«, in: American Journal of Public Health 109(12), S. 1652–1658. https://doi.org/10.2105/AJPH.2019.305332

Gamper, Markus/Kupfer, Annett (2023): Klassismus, Stuttgart: UTB.

Häußler, Angela/Schneider, Katja (2020): »Essen in der Schule – Diskurse und Perspektiven«, in: HiBiFo – Haushalt in Bildung & Forschung 9(2), S. 93–104. https://doi.org/10.3224/hibifo.v9i2.08

Hirschfelder, Gunther/Pollmer, Patrick (2021): Das Wissen vom »guten« Essen. Ernährungskommunikation als historisches Paradigma, Wiesbaden: Springer VS.

Jürgens, Jane Lia/Lewandowski, Kira/Aßmann, Sandra (2025): »Ernährungspraktiken im digitalen Zeitalter zwischen Social Media, Selbstvermessung und sozialen Ungleichheiten«, in: Jane Lia Jürgens/Kira Lewandowski/Sandra Aßmann (Hg.), Virtuelles Essen. Interdisziplinäre Perspektiven auf Ernährungspraktiken im digitalen Zeitalter, Bielefeld: transcript, S. 7–18. https://doi.org/10.14361/9783839476338-001

Kent, Katherine/Siu, Yan Hin/Hutchesson, Melinda/Collins, Clare E./Charlton, Karen E. (2024): »Association between food insecurity status, campus food initiative use and diet quality in Australian university students«, in: Nutrition & Dietetics 81(2), S. 170–179. https://doi.org/10.1111/1747-0080.12857

Krinninger, Dominik (2016): »How to do education while eating. Die Familienmahlzeit als praktisch-pädagogisches Arrangement«, in: Vicki Täubig (Hg.), Essen im Erziehungs- und Bildungsalltag, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 91–108.

Lerchbaumer, Maria/Überall, Martina (2018): »#eNutrition, Food literacy vs. FakeNews – Vom kritischen Umgang mit Ernährungsinformationen im Web«, in: HiBiFo – Haushalt in Bildung & Forschung 7(4), S. 89–104. https://doi.org/10.3224/hibifo.v7i4.07

McKay, Fiona H./Olajide, Bolanle Racheal/Melleuish, Lisa J./Pitt, Penelope/Lau, Eric H.Y./Dunn, Matthew (2025): »Food insecurity among post-secondary students in high-income countries: Systematic review and meta-analysis«, in: Current Nutrition Reports 14, Art. 58. https://doi.org/10.1007/s13668-025-00651-2

Meyer, Thomas (2014): »Der Wandel der Familie und anderer Lebensformen«, in: Rainer Geißler (Hg.), Die Sozialstruktur Deutschlands, 7., grundlegend überarbeitete Aufl., Wiesbaden: Springer VS, S. 413–454.

Middendorff, Elke/Apolinarski, Beate/Becker, Karsten/Bornkessel, Philipp/Brandt, Tasso/Heißenberg, Sonja/Poskowsky, Jonas (2016): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2016. 21. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks, durchgeführt vom Deutschen Zentrum für Hochschul- und Wissenschaftsforschung, Berlin: Bundesministerium für Bildung und Forschung. URL: https://dzhw.eu/pdf/sozialerhebung/21/Soz21_hauptbericht_barrierefrei.pdf (vom 20.12.2025).

Müller, Claudia/Groeneveld, Maike (2016): Food Literacy. Essen als Thema in der Erwachsenenbildung, 2. Aufl., Bonn: aid infodienst Ernährung, Landwirtschaft, Verbraucherschutz.

Neumeyer, Sebastian/Alesi, Bettina (2018): Soziale Ungleichheiten nach Studienabschluss? Wie sich die Bildungsherkunft auf weitere Bildungsübergänge und den

erfolgreichen Berufseinstieg von Hochschulabsolventen auswirkt (= INCHER Working Paper 8), Kassel: International Centre for Higher Education Research. https://doi.org/10.17906/INCHER.0001

Nössler, Carolin/Schneider, Melanie/Carlsohn, Anja/Lührmann, Petra (2017): »Kommunikationswege im Mensa-Verpflegungsangebot«, in: HiBiFo – Haushalt in Bildung & Forschung 6(2), S. 104–108. https://doi.org/10.3224/hibifo.v6i2.11

Purdy, Elizabeth R. (2021): »First generation college students«, in: EBSCO Research Starters: Education. URL: https://www.ebsco.com/research-starters/education/first-generation-college-students (vom 20.12.2025).

Reuter, Julia/Gamper, Markus (2023): »Exklusive Bildungsbiographien im Spiegel autosoziobiographischer Selbstzeugnisse von Aufsteiger*innen in der Wissenschaft«, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 36(2), S. 271–291. https://doi.org/10.3224/bios.v36i2.06

Reuter, Julia/Gamper, Markus/Möller, Christina/Blome, Frerk (Hg.) (2020): Vom Arbeiterkind zur Professur. Sozialer Aufstieg in der Wissenschaft. Autobiographische Notizen und soziobiographische Analysen (= Gesellschaft der Unterschiede, Bd. 54), Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839447789

Reuter, Peter R./Forster, Bridget L./Brister, Sierra R. (2021): »The influence of eating habits on the academic performance of university students«, in: Journal of American College Health 69(8), S. 921–927. https://doi.org/10.1080/07448481.2020.1715986

Rieker, Peter/Humm, Jakob/Zahradnik, Franz (2024): »Qualitative Interview-Längsschnittforschung – forschungspraktische Chancen und Herausforderungen«, in: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 25(2), Art. 11. https://doi.org/10.17169/fqs-25.2.4164

Rose, Lotte (2015): »Doing Gender with Food. Geschlechterverhältnisse im Alltag der Ernährung«, in: Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 1–28. https://doi.org/10.3262/EEO17150353

Schulz, Peter (2018): »Rückzug auf den eigenen Körper. Gesundheits- und Fitnesslifelogging als Versuch der Autonomierealisierung«, in: psychosozial 41(2), S. 57–66. https://doi.org/10.30820/8225.05

Schütz, Anna (2015a): Schulkultur und Tischgemeinschaft. Eine Studie zur sozialen Situation des Mittagessens an Ganztagsschulen, Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-09381-5

Schütz, Anna (2015b): »Die soziale Situation des Mittagessens in der Ganztagsschule«, in: Sabine Reh/Bettina Fritzsche/Till-Sebastian Idel/Kerstin Rabenstein (Hg.), Lernkulturen. Rekonstruktion pädagogischer Praktiken an Ganztagsschulen, Wiesbaden: Springer VS, S. 204–218. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94081-6_13

Seehaus, Rhea/Rose, Lotte (2019): »Stumme Akteure des Schulessens II: Raumarchitektur und Möbel«, in: Lotte Rose/Rhea Seehaus (Hg.), Was passiert beim Schu-

lessen? Ethnographische Einblicke in den profanen Verpflegungsalltag von Bildungsinstitutionen, Wiesbaden: Springer VS, S. 51–72. https://doi.org/10.1007/978-3-658-07304-6_3

Simmel, Georg (1957): »Soziologie der Mahlzeit«, in: Georg Simmel, Brücke und Tür. Essays des Philosophen zur Geschichte, Religion, Kunst und Gesellschaft, Stuttgart: K.F. Koehler, S. 243–250.

Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Weinheim: Beltz.

Täubig, Vicki (2016): »Essen im Erziehungs- und Bildungsalltag erforschen«, in: Vicki Täubig (Hg.), Essen im Erziehungs- und Bildungsalltag, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 212–232.

Thiersch, Sven (2020): »Qualitative Längsschnittforschung. Eine Einleitung«, in: Sven Thiersch (Hg.), Qualitative Längsschnittforschung. Bestimmungen, Forschungspraxis und Reflexionen, Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, S. 9–27.

Thiersch, Sven/Silkenbeumer, Mirja/Labede, Julia (2020): »Individualisierte Übergänge im Kontext von Aufstiegen, Abstiegen und Umstiegen im Bildungssystem. Eine Einleitung«, in: Sven Thiersch/Mirja Silkenbeumer/Julia Labede (Hg.), Individualisierte Übergänge. Aufstiege, Abstiege und Umstiege im Bildungssystem, Wiesbaden: Springer VS, S. 1–16. https://doi.org/10.1007/978-3-658-23167-5_1

Tillmann, Klaus-Jürgen (2013): »Die Bewältigung von Übergängen im Lebenslauf – eine biografische Perspektive«, in: Gabriele Bellenberg/Matthias Forell (Hg.), Bildungsübergänge gestalten. Ein Dialog zwischen Wissenschaft und Praxis, Münster/New York/München/Berlin: Waxmann, S. 15–31.

Walther, Andreas (2020): »Meritokratie, Gate-Keeper und Bildungsentscheidungen. Reproduktion von Ungleichheit durch die Herstellung von Übergängen«, in: Sven Thiersch/Mirja Silkenbeumer/Julia Labede (Hg.), Individualisierte Übergänge. Aufstiege, Abstiege und Umstiege im Bildungssystem, Wiesbaden: Springer VS, S. 61–85. https://doi.org/10.1007/978-3-658-23167-5_4

Zach, Lisa (2022): Berufliche Übergänge und Employability von First-in-Family Hochschulabsolventinnen. Ein systematischer Literature Review zu Reproduktionsmechanismen sozialer Ungleichheit* (= BestMasters), Wiesbaden: Springer Gabler. https://doi.org/10.1007/978-3-658-39061-7

Ernährung in der Lebensphase Alter

Soziale (Ernährungs-)Ungleichheit, Neuorientierung und institutionelle Abhängigkeit als Herausforderungen

Christine Meyer

1 Soziale Ungleichheiten im Alternsprozess

Menschen in der Lebensphase Alter oder im Alternsprozess standen über lange Zeit nicht im gesellschaftlichen Fokus. Vor dem Hintergrund des demographischen Wandels, der seit Beginn der 1990er Jahre stärker wahrgenommen und thematisiert wird, rücken jedoch zunehmend ältere Menschen in den Mittelpunkt unterschiedlicher Betrachtungen.

Die Lebensphase Alter wird aufgrund der gesellschaftlich vorherrschenden Lebenslaufstrukturierung konstruiert. Durch den Prozess der Verrentung, überwiegend als der zentrale Übergang in die Lebensphase Alter eingeschätzt, wird der Mensch in einem von der Gesellschaft festgelegten Lebensalter aus der gesellschaftlichen Verpflichtung zur sozialversicherungspflichtigen Erwerbstätigkeit entlassen in die ab dem Moment geltende Freiheit zur Selbstgestaltung inklusive der Begrenzung über die näher heranrückende Endlichkeit (Meyer 2019).

Dabei werden mit der Alterssicherung gemäß dem Prinzip der Lebensstandardsicherung soziale Ungleichheiten aus dem Erwerbsleben in den Ruhestand übertragen, da sie zu einem erheblichen Teil über Positionen am Arbeitsmarkt generiert bzw. gefestigt werden (vgl. Schroeter/Künemund 2008: 11). In der Folge besteht in der Lebensphase Alter ein hohes Maß sozialer Ungleichheit, das sich als Ergebnis lebenslaufabhängiger Differenzierungen verstehen lässt. Mit dem Erreichen der Rentenphase werden Auswirkungen sozialer Ungleichheit nicht mehr als im entscheidenden Ausmaß veränderbar eingeschätzt (vgl. Amrhein/Backes 2008: 72).

Soziale Ungleichheit wird unterschieden in vertikale (Bildung, Einkommen, sozialer und beruflicher Status) und horizontale (Geschlecht, Migrationsstatus, Beruf, Wirtschaftssektor, Nation) Ungleichheit. Diese beiden Formen sozialer Ungleichheit treten oft gemeinsam in einem komplexen Wechselspiel miteinander auf (Hasselhorn et al. 2019: S1). Soziale Ungleichheiten im Alter betreffen nicht nur einzelne Merkmale sozialer Ungleichheit, vielmehr überlagern sich vertikale mit horizon-

talen Merkmalen, z. B. ältere und hochaltrige Frauen mit erhöhtem Armutsrisiko; als Gastarbeiter:innen Zugewanderte sowie weitere Gruppen Zugewanderter als am schnellsten wachsende Gruppe der Älteren; Lesben und Schwule als erste weitgehend offen lebende Generation, während ihr Leben gleichzeitig geprägt ist von Jahrzehnten teils massiver, auch juristischer Diskriminierung und sozialer Exklusion. Vor allem Armut im Alter markiert eine Lebenslage mit gravierenden Einschränkungen für ein selbstbestimmtes Leben. Enge Zusammenhänge zwischen dem sozioökonomischen Status und dem Gesundheitszustand sowie teilweise eingeschränkte Zugänge zu gesundheitlicher, medizinischer und pflegerischer Versorgung bestimmen mit zunehmendem Alter wesentlich die tatsächlichen Lebenslagen (vgl. Alisch/Kümpers 2022: 80f.).

Alternsprozesse machen sich jedoch nicht nur durch gesellschaftliche und kulturelle Zuweisungen bemerkbar. Menschen erspüren sie und bemerken Veränderungen an ihrem Körper, die sie mit Alterungsprozessen in Verbindung bringen. Mit den körperlichen Veränderungen im Aussehen, der Beweglichkeit, Kraft, Leistungsfähigkeit, Sexualität und Gesundheit gehört Altern für Gugutzer zu dem fundamental körperlichen Prozess, der darüber hinaus auch noch endlich ist mit dem physischen Tod. Der Tod wird dabei als das Ende des Alternsprozesses betrachtet (vgl. Gugutzer 2007; 2008).

Für Frauen und Männer vollziehen sich Alternsprozesse unterschiedlich, oft bereits zu verschiedenen Zeitpunkten, mit je anderen körperlichen Veränderungen und Reaktionen aus der sie umgebenden Gesellschaft (vgl. Backes 2006; Reichert/Leibner 2017). Das Selbstbild, das jemand von sich hat und – mal öfter, mal seltener, jedoch kontinuierlich – aktualisiert, braucht mit dem äußeren Erscheinungsbild und der Fremdwahrnehmung überhaupt nicht übereinzustimmen. Die Bedeutung von Überzeugungen zu Attraktivität und Schönheit einerseits sowie Verluste, Endlichkeit und Tod andererseits werden im Lebensverlauf vor allem in der Lebensphase Alter mit Alternsprozessen verbunden (vgl. Denninger 2018).

2 Ernährungsphysiologische Situation in der Lebensphase Alter

Die Lebensphase Alter lässt sich nutritionsbezogen kennzeichnen durch die alltägliche Gefahr der Mangel- bzw. Unterernährung. Denn die Nährstoffaufnahme, physiologische Nährstoffaufnahmekapazität, Umsatz und Stoffwechsel verändern sich mit dem Alter (Klotz/Simm 2020: 283). Ältere Menschen benötigen insgesamt weniger Energie bei gleicher Menge bestimmter Nahrungsstoffe, damit die für die Ernährung erforderliche Erhöhung der Nährstoffdichte erfolgen kann. Die Gefahr von

Mangel- bzw. Unterernährung[1] wird dabei vor allem für das höhere Lebensalter gesehen und überwiegend als Bedrohung für Ältere in stationären Einrichtungen in der Altenpflege thematisiert. »Im Alter gewinnt die Mangelernährung an Bedeutung. Dabei ist allerdings nicht das seit Jahren konstante Körpergewicht von Bedeutung, sondern vielmehr der unbeabsichtigte signifikante Gewichtsverlust. Dieser kann durch eine Verschlechterung des Gesundheitszustands als Folge von Krankenhausaufenthalten, Multimorbidität, Multimedikation oder der sozialen Isolation und/oder reaktiven Depression entstehen« (Pils 2013: 388).

Von besonderer Bedeutung für die Ernährungserfordernisse älterer Menschen erscheint ihr insgesamt geringerer Bedarf an Energie. Älteren Menschen wird deshalb aus ernährungswissenschaftlicher Perspektive empfohlen, die Zusammensetzung der Nahrung fettarm zu gestalten und gleichzeitig genauso viel Eiweiß, Vitamine und Mineralstoffe zu sich zu nehmen wie auch in jüngeren Lebensphasen, um die Nährstoffdichte zu erhöhen. Die Gefahr einer Nährstoffunterversorgung kann entstehen, wenn z.B. nur noch kleine Portionen verzehrt werden oder die Nahrungsaufnahme nicht regelmäßig stattfindet. »Bei einer täglichen Energieaufnahme von weniger als 6280 J (1500 kcal) ist eine Deckung des Bedarfs an essenziellen Nährstoffen durch landesübliche Kost nicht zu erreichen« (Hauenschild 2006: 364). Dabei wird fehlender Appetit als wesentliche Ursache für die Mangel- bzw. Unterernährung alter Menschen angesehen. Die Aufnahme von Vitamin B12 kann bei einer chronischen Gastritis beeinträchtigt sein, sodass eine ausreichende Produktion des Intrinsic factors nicht mehr möglich ist und Vitamin-B12-Mangel entsteht. Die Fähigkeit der Vitamin-D-Produktion in der Haut nach UV-Exposition nimmt ab und der Bedarf an Folsäure und Jod wird oft nicht mehr über die Ernährung gedeckt. Das Durstgefühl lässt ebenfalls nach. Jeder siebte über 65-Jährige und jeder vierte über 85-Jährige nimmt mit weniger als einem Liter pro Tag zu wenig Flüssigkeit zu sich. Dabei hängen Trinkmenge und Trinkmotivation hängen sehr stark voneinander ab. Mineralwasser, Tee und Kaffee stellen die zentralen Flüssigkeitslieferanten älterer Menschen dar (vgl. ebd. 2006: 364).

Der Magen verliert seine Elastizität und dadurch stellt sich ein vorzeitiges Sättigungsgefühl ein, weil der Magen schneller gefüllt ist. Bei etwa einem Drittel der über 70-Jährigen zeigt sich eine verminderte Magensäureproduktion, was wiederum negative Auswirkungen auf die Verdauungsprozesse hat (vgl. ebd. 2006: 364). Hinzu kommen weitere Ursachen für eine Unterversorgung mit Nährstoffen im

1 Unterernährung weist auf unzureichenden Lebensmittelverzehr und somit ungenügende Energiezufuhr hin. Mangelernährung meint spezifische Nährstoffmängel und ein Missverhältnis zwischen Bedarf und Zufuhr aufgrund unausgewogener Ernährung. Davon lässt sich noch Überernährung unterscheiden, bei der übermäßiger Lebensmittelverzehr zu einer zu hohen Energiezufuhr führt und hohes Körpergewicht verursacht (vgl. Biedermann/Hoffmann 2005: 40).

Alternsprozess: Ungünstige Ernährungsgewohnheiten, Appetitmangel, Kau- und Schluckbeschwerden, schlecht sitzende Prothesen, veränderter Geschmacks- und Geruchssinn, schlechter Zustand des Gebisses durch mangelnde Mund- und Zahnpflege, erhöhter Vitamin- und Mineralstoffbedarf durch Medikamentenkonsum, eingeschränkte Verdauung und ungenügende Verwertung der Nahrungsinhaltsstoffe, Alkoholkonsum, Vorhandensein mehrerer Erkrankungen (Multimorbidität), Nebenwirkungen von Medikamenten, psychische Störungen, Einsamkeit und finanzielle Schwierigkeiten (vgl. Strube 2006: 547); motorische Einschränkungen durch demenzielle Erkrankungen beschränken die Ernährung zusätzlich (Hauenschild 2006: 354). Das Malnutritionsrisiko bei älteren Menschen ist grundsätzlich infolge von altersassoziierten Veränderungen des Appetit- und Sättigungsverhaltens, Komorbiditäten, gastrointestinalen Funktionsstörungen, der Polypharmazie sowie psychosozialen und funktionellen Einschränkungen erhöht (vgl. Lechleitner 2013: 399).

3 Auswirkungen ernährungsbezogener Ungleichheit mit zunehmender Abhängigkeit im Alternsprozess

In der Lebensphase Alter hat soziale Ungleichheit erhebliche Auswirkungen, da mit dem Übergang in die Rentenphase Ungleichheiten nicht nur weiterhin bestehen, vielmehr können sie sich durch den voranschreitenden Alternsprozess vor allem im Hinblick auf zunehmende Hilfe- und Pflegebedürftigkeit verschärfen. Das betrifft auch in erheblichem Maße Ungleichheiten, die sich auf die Ernährung beziehen. Im Konzept sozialer Ungleichheit wird das Thema Essen als Ungleichheitsfaktor bisher nicht explizit herausgearbeitet, obwohl vertikale und horizontale Ungleichheiten Auswirkungen auf den gesamten Zusammenhang rund um das Thema Essen haben. Einkommens- oder bildungsbezogene Faktoren auf der vertikalen Ungleichheitsebene und gender-, migrations- oder alternsbezogene Faktoren auf der horizontalen Ungleichheitsebene wirken auf Ernährungsbedingungen ein und führen zu ernährungsbezogenen Ungleichheiten. In der Lebensphase Alter können dabei Ungleichheitsfaktoren hinzukommen, die unmittelbar zurückgehen auf nachlassende Selbstversorgungskräfte aufgrund altersassoziierter Veränderungen.

Ernährungsbezogene Um- oder Neuorientierungen können notwendig werden, wenn z. B. aufgrund krankheitsbedingter Einschränkungen (z. B. Diabetes, Nebenwirkungen Medikamente) bestimmte Nahrungsmittel gemieden werden müssen oder wenn aufgrund fehlender Mobilität Mahlzeitenbringdienste nun die Essenversorgung sicherstellen oder bei einem Umzug in eine betreute Wohneinrichtung die Versorgung von Seiten der Einrichtung übernommen wird.

In der Lebensphase Alter stellt sich die Ernährungssituation sehr unterschiedlich dar und muss differenziert betrachtet werden (vgl. Strube 2006: 547). Auf dem

Kontinuum, sich selbstbestimmt nutritiv versorgen zu können bis zur vollständigen Abhängigkeit von Angehörigen bzw. Pflegekräften entweder in der eigenen Häuslichkeit oder in stationären Einrichtungen bleibt das Thema Essen tägliche Notwendigkeit. Wie sich zeigt, gibt es zwar Daten zur Ernährungssituation in der Lebensphase Alter, sie sind jedoch weder aktuell noch sehr ausdifferenziert im Hinblick auf die Vielfalt der Lebensbedingungen, z. B. in Bezug auf die aus Hilfe- und Pflegebedarfen entstehenden ernährungsbezogenen Bedürfnisse. Die knappe, wenig aktuelle Datenlage kann selbst als eine ernährungsbezogene Ungleichheit im Hinblick auf die Lebensphase Alter verstanden werden.

3.1 Zur Bedeutung essbiographischer Erfahrungen in der Lebensphase Alter

Ausgangspunkt für die Betrachtung nutritionsbezogener Ungleichheit in der Lebensphase Alter sind die essbiographischen Erfahrungen der älteren Menschen. Denn ernährungsbezogene Ungleichheit entsteht, wenn Ernährungshandeln nicht mehr länger entlang des Enkulturations- und Sozialisationsprozesses erfolgen kann aufgrund zunehmender Hilfe- und Pflegebedürftigkeit (vgl. Schreiber/Hackl 2010; Biedermann/Hoffmann 2005). In Enkulturations- und Sozialisationsprozessen werden Bedeutungen und Wertigkeiten des Essens vermittelt und geprägt, z.B. die individuelle Ausgestaltung des Essens oder der Umgang mit Lebensmitteln. Ernährungsgewohnheiten und Esskultur werden in generationenübergreifenden Beziehungen geprägt, obwohl Wechselwirkungen und Wirkungsrichtungen nicht eindeutig oder direkt verfolgbar sind, vor allem, da auch noch weitere gesellschaftliche Größen Einfluss nehmen. Von besonderer Bedeutung für die Generation der gegenwärtig älteren Menschen erscheint ihr Enkulturations- und Sozialisationsprozess in Bezug auf Ernährung und Esskultur. Sie sind in eine für Ernährungs- und Esskulturfragen bedeutsame Zeit hineingeboren worden und haben entsprechend Phasen des Hungers in der Kriegs- und Nachkriegszeit sowie des Überflusses in der Wirtschaftswunderzeit in ziemlich kurzen Zeitabständen als selbstverständliche Bedingungen ihres Aufwachsens erlebt.

Essen und der Umgang mit Lebensmitteln sind abhängig von gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Regeln, Entwicklungen und historischen Ereignissen, die das Ernährungsverhalten prägen bzw. bestimmen. Die kulturell-historische Zeit, in die jemand hineingeboren wird und damit verbunden zeithistorische, technische und technologische Entwicklungen sowie politisch-wirtschaftliche Rahmenbedingungen und nicht zuletzt Lebensmittel und Zubereitungsarten, die in einem bestimmten historischen Zeitfenster auf dem Markt sind bzw. als *neu* auf den Markt kommen, haben einen (lebenslangen) Einfluss auf die Esskultur (vgl. Brombach et al. 2014: 12). Für die heute älteren Menschen war die Kindheit in der Kriegs- bzw. Nachkriegszeit mit der damit verbundenen Hunger- und Notküche prägend. »Die Verfügbarkeit und das Angebot von Lebensmitteln waren in der

Kindheit der Großeltern erheblich kleiner als bei ihren Kindern und insbesondere ihren Enkeln. Dies kann auch im Zusammenhang mit Ereignissen auf politischer Ebene, wie z.B. dem Zweiten Weltkrieg, nachvollzogen werden. In Krisenzeiten verändert sich die Verfügbarkeit wie auch das Angebot von Lebensmitteln, wodurch insgesamt die Ernährungsweise der Bevölkerung beeinflusst wird« (Brombach et al. 2014: 18). Gleichzeitig gehört zur deutschen Leitkultur ein wenig protestantisch-pietistische Essensverachtung und militaristisch-adlige Überheblichkeit, die gutes Essen als spießbürgerlich-unsportlich abtat. Das Klima zwang zum Konservieren und deshalb ist nahezu jeder Mensch hauptsächlich mit eingewecktem statt frischem Gemüse aufgewachsen (vgl. Peter 2009: 8). Nach der Hunger- und Notküche erlebten die gegenwärtig Älteren eine Zeit des Überflusses, die unter dem Begriff *Fresswelle* zum Schlagwort wurde und das Jahrzehnt nach der Einführung der D-Mark 1948 charakterisiert.

Die Fresswelle war von einem massiven Anstieg der Kalorienversorgung gekennzeichnet und die Nachfrage nach Nahrungsmitteln verschob sich. »Grobgemüse, etwa Kohl, ging im Preis ebenso zurück wie Fischkonserven und Frühkartoffeln, weil das Angebot die Nachfrage nun überstieg. Jetzt standen die Lebensmittel in der Käufergunst oben, denen eine höhere kulturelle Wertigkeit zugesprochen wurde und die den Geschmackidealen entsprachen: Sahne, Butter, Alkoholika und vor allem Fleisch« (Hirschfelder 2005: 241). Viele Jahre waren die meisten Waren rationiert worden und nun folgte eine Vielfalt des Angebots. Vor allem die quantitativen Dimensionen zeigen die Ausmaße der Fresswelle deutlich. Der Pro-Kopf-Verbrauch an Schweinefleisch im Jahr nahm in der Bundesrepublik zwischen 1950 und 1960 von 19 auf fast 30 Kilogramm zu. Der Verbrauch an Eiern stieg von 7,4 auf 13,1 Kilogramm und der Verbrauch von Geflügel verdreifachte sich. »Mit der Fresswelle gingen schließlich auch eine Rauch- und eine Trinkwelle einher. Der jährliche Zigarettenverbrauch pro Kopf stieg von 498 auf 1619 Stück. Zudem rauchten nun immer mehr Frauen. Und anstatt 37 Liter pro Kopf und Jahr, wie noch 1950, tranken die Menschen in der Bundesrepublik 1960 bereits jeweils 120 Liter Bier« (Hirschfelder 2005: 242). Die Verbrauchssteigerungen in den 1950er Jahren waren enorm und hatten vorerst keine Auswirkungen auf viele andere Bereiche der Nahrungskultur.

Erst die 1960er Jahre brachten stärkere Veränderungen der Esskultur. Der Wirtschaftsaufschwung wurde zum Kennzeichen. In der Bundesrepublik markiert das Inkrafttreten des Atomgesetzes am 1.1.1960 die Öffnung des Wegs in eine fast hemmungslose Fortschrittsgläubigkeit, und Technisierungen begannen das tägliche Leben zu durchdringen. In die Küchen kamen Kühlschrank und Küchenmaschine und Fertiggerichte waren auf dem Vormarsch und viele traditionelle Muster galten nun als altmodisch (vgl. ebd. 2005: 244). Damit setzten sich neue Lebensmittel, Zubereitungsarten und Kühlmethoden durch. Doch tischkulturelle Gewohnheiten blieben vorerst unverändert, wie z.B. die Kommunikation bei der Mahlzeit und die Tisch-

ordnung. Die stärkere Verbreitung des Fernsehapparates führte in den 1960er Jahren zu zunächst leichten Modifikationen. »Erst zögerlich, bald aber immer mehr löste das Fernsehen die Tischordnung auf und wurde gewissermaßen zum Haupt des Tisches. Auf den Fernseher richteten sich die Blicke und er beeinflusste die Gespräche. Mit der Zeit gelang es dem Fernseher, die gewachsene Tischkultur maßgeblich zu modifizieren oder gar zu zerstören« (ebd. 2005: 250). Der Fernseher als Essensbegleiter wird auch wiederkehrend für hohes Körpergewicht und Einsamkeit verantwortlich gemacht (vgl. Kaufmann 2006).

Erlernte Muster aus der Kindheit in Bezug auf Ernährung und Esskultur werden über die Kindheit hinaus durch weitere soziale, gesellschaftliche, religiöse oder kulturelle Erfahrungen geprägt. Doch bei Entscheidungen für das eine oder andere Nahrungsmittel wird jeder eher auf den vertrauten Geschmack setzen oder das bereits bekannte Nahrungsmittel wählen und weniger z. B. nach gesundheitlichen Aspekten entscheiden. Das können auch Verhaltensmuster sein, wie z. B. das Sammeln und Verstecken von Essen, um genügend Essen im Haus zu haben. Dieses Verhalten wird mit der Mangelerfahrung in der Kriegs- und Nachkriegszeit begründet (vgl. Schreiber/Hackl 2010: 10). Essen kann als materieller Träger gemeinsamer Erinnerungen, gemachter Erfahrungen und Erlebnissen betrachtet werden, die von Generationen zur gleichen Zeit gemacht wurden, für ihren weiteren Lebensweg prägend waren und gleichzeitig auch zwischen Generationen ausgetauscht werden (vgl. Brombach et al. 2014: 12).

Gegenwärtig ältere Menschen haben erst Hungerzeiten als Kinder und Jugendliche erlebt sowie die darauffolgende Fresswelle der 1950er Jahre als junge Erwachsene, oder sie erlebten den Hunger nicht mehr so bewusst, wenn sie erst Mitte bzw. Ende der 1940er Jahre geboren wurden und wuchsen mit selbstverständlicher Maßlosigkeit auf. Die gegenwärtig älteren Menschen konnten sich weder dem Hunger noch der beschriebenen Maßlosigkeit entziehen. Ihre jeweilige Versorgungslage erschien ihnen als selbstverständlich.

Simmel hat auf den Doppelcharakter der Mahlzeit und deren Vermittlungsfunktion zwischen kultureller und persönlicher Identität hingewiesen. Kulinarische Einprägung erscheint als Körper- und Kulturtatsache. In jeden Essvorgang ist Identitätsarbeit eingeschlossen und äußert sich als überwiegend unbewusste Suche und Wiederfinden kulturell bedingter Körperprägung. Dabei findet ständiges Vergleichen mit früherem oder richtigem Geschmack statt und damit verbunden eine ständige Modellierung der Vergangenheit. Essen bedeutet in diesem Zusammenhang von Prägung und Erinnerung eine Aktivität der Beheimatung und der Selbstvergewisserung. Essen kann als tägliche Aktualisierung des Zusammenspiels von Herkunft, Gemeinschaft und Weltanschauung betrachtet werden (vgl. Simmel 1968 nach: Hartmann 2006: 150). Je älter Menschen sind, desto länger ist ihre Geschichte des Zusammenspiels von Prägung und Erinnerung als Aktivität der Beheimatung und Selbstvergewisserung.

3.2 Ernährungsbedingungen älterer Menschen in der eigenen Häuslichkeit zwischen Beharrungstendenzen und Neuorientierungserfordernissen

Zu nutritiven Ungleichheitsbedingungen in der Lebensphase Alter lassen sich kaum aktuelle Studien finden. Der überwiegende Anteil der Erkenntnisse geht auf die ersten 15 Jahre der 2000er zurück und kann als zu wenig aktuell und insgesamt als unzureichend eingeschätzt werden. Somit ist davon auszugehen, dass die im folgenden Verlauf dargestellten Erkenntnisse einen gewissen, wenn auch begrenzten Einblick eröffnen.

Für den 9. Ernährungsbericht (2000) wurde die Ernährungssituation älterer Menschen über 65 Jahre, im eigenen Haushalt selbstständig lebend, in das Zentrum ihrer Betrachtung gestellt. Mehr als 1900 Frauen und Männer wurden befragt und ihr Körpergewicht, Körpergröße, Ernährungsgewohnheiten, Lebensmittelauswahl, Energie- und Nährstoffzufuhr in einer quantitativ angelegten Forschung ermittelt. Etwa die Hälfte der Befragten wurde als überwiegend rüstig eingeschätzt, weil sie das Haus verließen, einkaufen gingen und noch sportlich aktiv waren. Wandern, Schwimmen oder Rad fahren gehörte zu ihren täglichen Aktivitäten. Diese von Strube als mobile Senioren bezeichneten Älteren legten Wert auf regelmäßige Mahlzeiten und fast alle nahmen täglich eine warme Mahlzeit ein. Sie aßen überwiegend zu Hause. Männer wurden nach dem traditionellen Rollenverständnis dieser Generation von ihren Partnerinnen versorgt (vgl. 9. Ernährungsbericht 2000 nach Strube 2006: 548). Bei jüngeren älteren Menschen, die zu Hause leben und gesund sind, werden keine gravierenden Ernährungsdefizite beobachtet, obwohl sie viel zu wenig Obst und Gemüse essen (vgl. Hauenschild 2006: 364). Neben genetischer Disposition, körperlichem und geistigem Training sowie psychosozialen Faktoren stellt für die Erhaltung von Gesundheit, Wohlbefinden, Leistungsfähigkeit und nicht zuletzt für die Selbstständigkeit im Alter die Ernährung einen wesentlichen Faktor dar. Die DGE gibt keine Ernährungsempfehlungen für ältere Menschen heraus, vielmehr sollen sich diese an den allgemeinen Empfehlungen der DGE orientieren. Dabei wird eine gesunde und ausgewogene Ernährung als elementare Voraussetzung für Autonomie und Lebensqualität bis ins hohe Alter eingeschätzt (vgl. Strube 2006: 547). Entlang der Ernährungsempfehlungen der Deutschen Gesellschaft für Ernährung (DGE) sollen täglich 650 g Obst und Gemüse verzehrt werden. Nur etwa 20% der Senioren erreichen diese Menge täglich (vgl. DGE 2000).

Im Rahmen einer qualitativen Untersuchung (26 leitfadengestützte Interviews mit über-60-Jährigen aus einer Gesamtzahl von 140 Interviews über alle Altersgruppen) zu alltäglichen Ernährungsorientierungen und -praktiken hat Kropp ein biographisch orientiertes Konzept zur Lebensführungs- bzw. Gestaltungskompetenz älterer Menschen herausgearbeitet. In dieser Perspektive lassen sich Ungleichheitskonstellationen im Alter nicht allein auf die gängigen sozio-

ökonomischen oder kulturellen Kategorien eingrenzen (vgl. Kropp 2008: 128). Das Ernährungsbewusstsein älterer Menschen scheint mit zunehmendem Alter anzusteigen. In einigen Ergebnissen wird ein besonders zähes Ringen um die Gestaltung der eigenen Ernährungsmuster deutlich. Ernährungsarrangements können zum Gegenstand bewusster Reorganisation und Gestaltung bei älteren Menschen werden, wenn sich ihre Lebenswelten neu formieren und Ernährungsfragen betreffen. Bei vielen älteren Befragten zeigt sich eine unerwartete Offenheit, Nachdenklichkeit und Experimentierfreude. Kropp zufolge können die vielfältigen Ernährungsarrangements als Teil der subjektiven Aneignung einer eigenen Alters-Identität in der sie umgebenden sozialen Wirklichkeit betrachtet werden. Vor dem Hintergrund erodierender Selbstverständlichkeiten und eines wenig attraktiven Alten-Stereotyps wächst diesen Aspekten mehr Bedeutung zu (vgl. ebd. 2008: 137).

Trotz einer über alle Altersgruppen üblicherweise bestehenden kulinarischen Beharrungstendenz, werden Ernährungsroutinen im biographischen Verlauf dennoch wiederkehrend an bestimmten Stellen in Frage gestellt, kurzfristig reflexiv verfügbar und dann wieder in neuen Arrangements für einige Zeit stillgestellt. Wenn eingelebte Routinen nicht mehr fraglos fortgeführt werden können, verflüssigen sich Ernährungspraktiken, z. B. nach dem Auszug aus dem Elternhaus, wenn in einer Partnerschaft eine Tischgemeinschaft begonnen oder wieder aufgegeben wird, wenn Kinder geboren werden, im Fall von schwereren Krankheiten oder eben beim Übertritt in den Ruhestand. Individuelle Vorstellungen, Fähigkeiten und Optionen werden wiederkehrend neu mit gesellschaftlichen Anforderungen, vorgefundenen Restriktionen und Zwängen ausbalanciert und somit entsteht eine phasenweise Stabilität und Kontinuität des Ernährungshandelns, deren Zusammenhang sich eher aus der langfristigen Perspektive ergibt, in Umbruchphasen aber mehr oder weniger bewusst neu gefunden und hergestellt wird (vgl. ebd. 2008: 131f.).

Mehrere Erschütterungsmomente kommen in der Lebensphase Alter zusammen, in deren Folge bisherige Ernährungsgewohnheiten in Frage gestellt werden. Mit Beginn der Rentenphase verändern sich bzw. enden alltägliche bzw. mittägliche Tischgemeinschaften mit Kolleg:innen. Hinzu kommen veränderte ökonomischen Ressourcen, altersbedingte Unverträglichkeiten, Krankheiten, eine vollständig zeitlich neu zu strukturierende Einteilung des Lebens. »Den Routinen der Mahlzeitenzubereitung und ihrer Auslegung kommt hierbei die Funktion der Tagesstrukturierung, aber auch der symbolischen Sinn- und Identitätsstiftung zu. Tritt (…) die alterstypische Beobachtung einer abnehmenden körperlichen Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit hinzu, kann die Infragestellung des eigenen Selbst- und Körperbildes (…) zusätzlich zu einer Neubewertung von Ernährungsfragen führen« (ebd. 2008: 133). Die Rentenphase und deren Auswirkungen auf das Zeitbewusstsein geht einher mit einer Tendenz zur inneren Bilanzierung sowie einer stärkeren Wahrnehmung gesellschaftlicher Bedingungen entlang des Erwerbsarbeitsrhythmus, dem sich Äl-

tere so nicht mehr aussetzen wollen. Ältere Menschen bevorzugen für ihre Einkäufe Wochenmärkte oder Läden mit persönlicher Beratung und setzen sich nicht länger der hektischen und gesichtslosen Betriebsamkeit in Discountmärkten aus. Sie freuen sich über den Direkterwerb beim Landwirt und idealisieren traditionelles Landleben inklusive seiner Produkte. »Auf einmal verdichtet der heimische Apfel Erinnerungen an die Kindheit – nicht selten eine Kindheit im Nachkriegsdeutschland – oder steht für deutsche landwirtschaftliche Kunst, für Gesundheit und Natürlichkeit, symbolisiert sogar ›den Garten Eden‹, während noch im Erwerbsleben nur ein glattes Aussehen und vor allem der Preis zählten« (ebd. 2008: 134).

In der Untersuchung zeigen sich jedoch auch Fälle ohne Veränderung und Fälle, in denen lediglich Wunsch oder Notwendigkeit einer Veränderung formuliert werden. Die Infragestellung der Ernährungspraxis reicht hier nicht, um sich aus der Erstarrung in verkrusteten Ernährungsroutinen zu lösen. Kulinarische Sinnstiftung, die reflexive Reorganisation alltäglicher Ernährungsarrangements sowie ihre alltagspraktische Stabilisierung hängt weniger an finanziellem Spielraum, begrenzter Verfügbarkeit von Ernährungsalternativen durch unüberbrückbare Wege oder an mangelndem technischem, intellektuellem oder körperlichem Vermögen. Vielmehr rückt die subjektiv empfundene Handlungs- und Gestaltungsmächtigkeit in den Mittelpunkt. Ältere Menschen, deren Selbstbild eher dem Ohnmächtigen zuneigt, mit der Vorstellung, sich ohne Möglichkeiten nahezu am Ende ihres Lebens zu befinden, rutschen in eine Haltung purer Lebensbewältigung. »Wer sich aber von den Geschehnissen überrollt fühlt, sei es aufgrund kultureller Entfremdung, bisher fehlender Bewältigungserfolge oder aber eines weitgehend ersatzlosen Verlustes der bisherigen Sinnwelten (das ›soziale Vakuum‹ ist vor allem ein Problem mancher Männer), erlebt den Alltag nicht als gestaltbar. An die Stelle von ‚Mahlzeiten‹ rückt ›Essen als Notwendigkeit‹« (ebd. 2008: 137).

Gestaltungsvirtuosen hingegen erleben begrenzte Spielräume als Gestaltungsaufforderung und lassen sich von der Erschütterung bisheriger Ernährungsgewohnheiten aufgrund von z. B. krankheitsbedingten Veränderungen, Verringerung sozioökonomischer Möglichkeiten oder dem Wegbrechen bisheriger Infrastruktur (wie z. B. der Kantine am Arbeitsplatz oder des örtlichen Lebensmittelangebots) nicht beirren. Kropp schätzt diese als subjektiv wahrgenommene Kompetenz zur eigenen Lebensgestaltung der älteren Menschen in ihrer Forschung als Ergebnis der Biographie ein. »Wer sich vor dem Ruhestand als Gestalter bzw. Gestalterin der eigenen Lebensverhältnisse wahrgenommen hat, ist auch geneigt, nach der Statuspassage den Alltag in Auseinandersetzung mit den vorhandenen Spielräumen in die Hand zu nehmen« (ebd. 2008: 135). Die Lebensführungskompetenz basiert auf aus der bisherigen Erfahrung gewonnenen Überzeugung, auf die eigenen Fähigkeiten und die verfügbaren Mittel vertrauen zu können, um selbstbestimmt gestaltete neue Ernährungsarrangements einführen zu können. Ältere Menschen, deren biographische Erfahrungen eher im Bewältigungsmodus stattgefunden ha-

ben, werden begrenzte Spielräume nicht als Gestaltungsaufforderung erleben (vgl. ebd. 2008: 135). Kropps Erkenntnisse verdeutlichen, dass nicht nur Enkulturation und Sozialisation entscheidend für essenbezogene Entscheidungen sind. Vielmehr verändern sich im Lebenslauf über den Alternsprozess Bedingungen, auf die sich eingelassen werden muss.

Mit zunehmender Hilfe- und Pflegebedürftigkeit wächst der Anteil an älteren Menschen, der ambulante Unterstützung in der eigenen Häuslichkeit wahrnimmt. Dazu gehören auch Mahlzeitenbringdienste. Mit dieser Abhängigkeit entsteht soziale Ungleichheit, wenn der überwiegende Teil der 325.000 Älteren, die Essen auf Rädern bestellt haben, zu 75% die weniger gesunden Heißauslieferungen (geringer Nährstoffgehalt aufgrund der produktionsbedingt langen Warmhaltezeiten) und nur 25 % die als gesünder geltende Tiefkühlkost erhalten (Hauenschild 2006: 365). Im Alternsprozess entstehende nutritionsbezogene Abhängigkeiten sind mit der Gefahr stetig wachsender ernährungsbezogener sozialer Ungleichheit verbunden aufgrund fehlender Auswahlmöglichkeiten für die unterschiedlichen Ernährungserfordernisse.

3.3 Ernährungsbezogene Wünsche und die Gefahr ernährungsbezogener Ungleichheit in der stationären Pflege

Pflegeheimbewohner:innen wünschen sich mit dem Einzug in eine Pflegeeinrichtung, »gut zubereitete, schmackhafte, interessante, traditionelle Mahlzeiten und Snacks« sowie »Essen, das den besonderen Ernährungsbedürfnissen entspricht« mit festen Essenszeiten. Darüber hinaus werden Mitentscheidungsmöglichkeiten bei der Menüplanung, bei Bedarf eine Assistenz bei den Mahlzeiten und genügend Zeit für die Mahlzeiten als gute Essensbedingungen gefordert (vgl. Abbott 2018 nach Bettinger 2025: 16). Biedermann/Hoffmann schätzen die Küche als Motor von Lebensqualität im Pflege- und Altersheim ein und betrachten sie als Herzstück einer guten institutionellen Versorgung (vgl. ebd. 2005), nicht zuletzt, da die Gefahr der Mangel- und Unterernährung in Alten- und Pflegeheimen besonders groß ist.

Vor allem für die Gruppe der Hoch- und Höchstbetagten stellt Mangel- oder sogar Unterernährung aufgrund unbemerkter Nährstoff- und Flüssigkeitsdefizite, häufig verbunden mit Kau- und Schluckbeschwerden und z.B. Erkrankungen wie Demenz, ein nicht zu unterschätzendes Problem dar. Etwa 5% der Senioren lebten 2006 in Alten- und Pflegeheimen und die Bewohner:innen sind durch ihr sehr hohes Alter und extreme Multimorbidität gekennzeichnet. »Bei 47% liegt das Körpergewicht unterhalb des Normbereichs. Die Ergebnisse zeigen zudem, dass die Zufuhrwerte für Vitamine und Mineralstoffe weitaus weniger als 50% der DGE-Referenzwerte erreichen« (Hauenschild 2006: 365). 1,6 % der älteren Männer und 7,5 % der älteren Frauen fielen in der Paderborner Seniorenstudie (PASS) als stark untergewichtig auf. In der Altersklasse der über 90-Jährigen steigt das Risiko einer Mangel-

bzw. Unterernährung für Männer mit 60 % und für Frauen mit 70 % (vgl. ebd. 2006: 365). Darüber hinaus ließ sich in der Paderborner Altenheimstudie (PAHS) differenziert zeigen, dass 13% der an der Studie teilnehmenden selbstständig essenden älteren Frauen (47 Teilnehmerinnen mit einem Altersdurchschnitt von 85 Jahren) unter- bzw. mangelernährt waren (vgl. Strube 2006: 550).

Die Bethanien-Studie zeigte ebenfalls, dass vor allem die Gefahr der Mangel- und Unterernährung in der Ernährungs- und Flüssigkeitszufuhr bei hochbetagten, chronisch kranken Menschen, insbesondere in geriatrischen Einrichtungen gegeben ist. In dieser Studie wurde bei 300 Patienten eines geriatrischen Krankenhauses im Alter von 75 Jahren der Ernährungs- und Gesundheitszustand analysiert (vgl. Strube 2006: 550). Besonders häufig sind Ernährungsdefizite in Seniorenheimen und geriatrischen Krankenhäusern mit überwiegend hochbetagten Bewohner:innen und Patient:innen. Fast ein Viertel der älteren Menschen war nach dem klinischen Erscheinungsbild als unterernährt einzustufen. Die Sterblichkeitsrate war bei den unterernährten Personen deutlich höher als bei den gut ernährten übergewichtigen Patienten. »Für Bewohner in den Altenpflegeeinrichtungen ist festzustellen, dass die Ernährungssituation, insbesondere was die Prävalenz von Mangelernährung bei alten und pflegebedürftigen Menschen betrifft, bisher fast gar nicht erforscht ist. Die Schwankungsbreite diesbezüglich publizierter Studiendaten ist sehr groß: Zwischen 40 und 85 % der Bewohner von Alten- und Pflegeheimen sind mangelernährt« (ebd. 2006: 550). Da die Therapie der Mangel- bzw. Unterernährung im hohen Alter sehr schwierig und mühsam ist, kommt der Prävention eine entscheidende Rolle zu. Vor diesem Hintergrund bedarf es vor allem in Senioreneinrichtungen besonderer Anstrengungen, bedarfsgerechte Ernährung sicher zu stellen und gleichzeitig die Freude am Essen und Trinken zu stärken.

Besonders betroffen von Mangelernährung sind Menschen mit einer Demenz. Aufgrund ihrer kognitiven Einschränkungen sind sie weniger oder kaum in der Lage, Wünsche und Bedürfnisse zu äußern. Bei ihren Mahlzeiten benötigen sie zudem Zeit und Unterstützung durch qualifiziertes Pflegepersonal. Die derzeit vorherrschenden Strukturen in den Einrichtungen werden den Anforderungen älterer demenzkranker Menschen nicht gerecht. Aufgrund von Zeitmangel oder anderer Priorisierung der Aufgaben werden die Mahlzeiten von weniger qualifizierten Pflegekräften durchgeführt, obwohl die Essenseingabe bei Menschen mit Demenz ein hohes Maß an fachlicher Kompetenz, Empathie und Zeit erfordert. »Pflegende müssen erkennen können, wie sich die Demenz und andere Alterungsprozesse bei jedem Einzelnen auf das Essverhalten auswirken, ob Risiken in Form von Schluckstörungen oder schlechter Mundgesundheit vorliegen und vor allem, wie eine Beziehung hergestellt werden kann, ohne den persönlichen Willen und die Wünsche der Menschen mit Demenz zu verletzen« (Reuther et al. 2013: 266). Verschiedenen Studien zufolge können Zusammenhänge zwischen einer geringen Personalbesetzung bzw. einem niedrigen Qualifizierungsgrad der Pflegenden und dem Auftreten

einer Mangelernährung vermutet werden (vgl. ebd. 2012: 264f.). Grundlage für eine angemessene Ernährung bilden jedoch umfassende Kenntnisse über die individuelle Essbiographie der Bewohner:innen (vgl. Schreiber/Hackl 2010; Biedermann/Hoffmann 2005).

4. Fazit

Mit der Lebensphase Alter verändern sich ernährungsphysiologische Bedarfe, die abhängig von der Lebenslage stetige Anpassungen erfordern. Mit zunehmender Hilfe- und Pflegebedürftigkeit vergrößert sich die Abhängigkeit von anderen, z.B. Angehörigen oder professionellen Anbietern, und damit kann sich auch ernährungsbezogene soziale Ungleichheit verschärfen, wenn dem Thema Essen nicht entsprechende Aufmerksamkeit zukommt. Ältere Menschen sollten selbstbestimmte, subjektiv befriedigende, als kontinuierlich und sinnvoll erlebte Lebensentwürfe gestalten können (vgl. Schweppe 2005) und dafür benötigen sie essensbezogene Unterstützungsarrangements, die die jeweilig altersbedingten Begrenzungen sensibel berücksichtigen.

Literatur

Alisch, Monika/Kümpers, Susanne (2022): »Gesellschaftliche Entwicklungen: Lebenslagen und soziale Ungleichheiten im Alter«, in: Christian Bleck/Anne van Rießen (Hg.), Soziale Arbeit mit alten Menschen. Ein Studienbuch zu Hintergründen, Theorien, Prinzipien und Methoden, Wiesbaden: Springer VS, S. 79–99.

Amrhein, Ludwig/Backes, Gertrud M. (2008): »Alter(n) und Identitätsentwicklung: Formen des Umgangs mit dem eigenen Älterwerden«, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 41(5), S. 382–393.

Backes, Gertrud M. (2006): »Geschlecht und Alter(n)«, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 39(1), S. 1–4.

Biedermann, Markus/Hoffmann, Alfred (2005): Der Heimkoch: Esskultur im Heim, Hannover: Vincentz Network.

Brombach, Christine/Haefeli, Deborah/Bartsch, Silke/Winkler, Gertrud (2014): »Ernährungsmuster im Verlauf von drei Generationen: Gibt es inter- und intraindividuelle Unterschiede?«, in: Mitteilungen des Internationalen Arbeitskreises für Kulturforschung des Essens 21, S. 12–22.

Denninger, Tina (2018): Blicke auf Schönheit und Alter. Körperbilder alternder Menschen, Wiesbaden: Springer VS.

Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V. (DGE) (2000): »Ernährung rüstiger Senioren insgesamt gut. Ergebnisse des Ernährungsberichts 2000 der DGE«, in: DGE-Aktuell 12, Frankfurt am Main: DGE.

Deutsche Gesellschaft für Ernährung e.V. (DGE) (2012): 12. Ernährungsbericht 2012. Ernährungssituation von Seniorinnen und Senioren mit Pflegebedarf in Privathaushalten (ErnSiPP-Studie), https://www.dge.de/wissenschaft/ernaehrungsberichte/ernaehrungsbericht-2012/kapitel-2/ (letzter Zugriff: 04.03.2026).

Gugutzer, Robert (2007): »Körperkult und Schönheitswahn – Wider den Zeitgeist«, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 18, S. 3–6.

Gugutzer, Robert (2008): »Alter(n) und die Identitätsrelevanz von Leib und Körper«, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 41(3), S. 182–187.

Hartmann, Andreas (2006): »Der Esser, sein Kosmos und seine Ahnen. Kulinarische Tableaus von Herkunft und Wiederkehr«, in: Ruth-E. Mohrmann (Hg.), Essen und Trinken in der Moderne, Münster: Waxmann, S. 147–157.

Hasselhorn, Hans Martin/Dragano, Nico/Hofäcker, Dirk/Wahrendorf, Morten (2019): »Soziale Ungleichheit beim Übergang von der Arbeit in den Ruhestand«, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 52(Suppl. 1), S. S1-S2.

Hauenschild, Annette (2006): »Ernährungsberatung und -therapie im Alter«, in: Der Gynäkologe 39(5), S. 362–366.

Hirschfelder, Gunther (2005): Europäische Esskultur. Eine Geschichte der Ernährung von der Steinzeit bis heute, Frankfurt am Main/New York: Campus.

Kaufmann, Jean-Claude (2006): Kochende Leidenschaft. Soziologie vom Kochen und Essen, Konstanz: UVK.

Klotz, Lars-Oliver/Simm, Andreas (2020): »Altern und Ernährung«, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 53(4), S. 283–284.

Kropp, Cordula (2008): »Ernährungsarrangements im Alter – Spielräume und Grenzen der Gestaltung von Ernährungsmustern im dritten Lebensabschnitt«, in: Harald Künemund/Klaus R. Schroeter (Hg.), Soziale Ungleichheiten und kulturelle Unterschiede in Lebenslauf und Alter. Fakten, Prognosen und Visionen, Wiesbaden: VS Verlag, S. 127–139.

Lechleitner, Monika (2013): »Adipositas im Alter: Klinische Relevanz und Therapieoptionen«, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 46(5), S. 398–402.

Peter, Peter (2009): Kulturgeschichte der deutschen Küche, 2. Aufl., München: C.H. Beck.

Pils, Katharina (2013): »Ernährung im Alter«, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 46(5), S. 388–389.

Reichert, Monika/Leibner, Randi (2017): »›Man darf nicht immer vergleichen mit den Jahren, als man zwanzig war.‹ Zum Umgang älterer Männer mit gesundheitlichen Einschränkungen«, in: Reiner Keller/Michael Meuser (Hg.), Alter(n) und vergängliche Körper. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft. Schriften zur Wissenssoziologie, Wiesbaden: Springer VS, S. 159–183.

Reuther, Sven/van Nie, Noémi/Meijers, Judith M. M./Halfens, Ruud J. G./Bartholomeyczik, Sabine (2013): »Mangelernährung und Demenz bei Bewohnern in Einrichtungen der stationären Altenpflege in Deutschland: Ergebnisse von Prävalenzerhebungen aus den Jahren 2008 und 2009«, in: Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 46(3), S. 260–267.

Schreiber, Brigitte/Hackl, Johann Michael (2010): »Untersuchung über die Ernährung von Alters- und Pflegeheimbewohnern in Vorarlberg (Österreich)«, in: Aktuelle Ernährungsmedizin 35(4), S. 200–206.

Schroeter, Klaus R./Künemund, Harald (Hg.) (2008): Soziale Ungleichheiten und kulturelle Unterschiede in Lebenslauf und Alter. Fakten, Prognosen und Visionen, Wiesbaden: VS Verlag.

Schweppe, Cornelia (Hg.) (2005): Lebensalter und Soziale Arbeit. Theoretische Zusammenhänge, Aufgaben- und Arbeitsfelder, Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.

Simmel, Georg (1968): Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Gesammelte Werke, Bd. 2, 5. Aufl., Berlin: Duncker & Humblot.

Strube, Helga (2006): »Es ist nie zu spät – Ernährung im Alter«, in: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 49(6), S. 547–557.

Gender, Care und Ernährung

Soziale Ungleichheit in der Ernährungspraxis

Die Rolle von Geschlecht

Jana Rückert-John, Angela Häußler und Alva Bonaker

1 Einleitung

Geschlecht und soziale Position als gesellschaftliche Strukturkategorien bilden sich auch im und beim Essen ab. Und das beginnt nicht erst auf dem Teller, bei dem alltagsempirisch beobachtbaren und ernährungssoziologisch beschriebenen Phänomen, dass Männer und Frauen unterschiedlich essen. Im Ernährungsalltag und entlang der gesamten Ernährungswertschöpfungskette von der Erzeugung, der Vermarktung, der Zubereitung und dem Verzehr in der Gastronomie oder Gemeinschaftsverpflegung und im privaten Haushalt zeigen sich deutliche geschlechts- und schichtspezifische Ungleichheiten. Diese praxistheoretische Perspektive nimmt den Alltag und seine Logiken und Routinen in den Blick. Ernährung wird dabei als soziales Phänomen verstanden, in dem sich Geschlecht und soziale Ungleichheit nicht nur abbilden, sondern in alltäglichen Routinen aktiv reproduzieren.

Da private Haushalte nach wie vor relevante Orte des Essalltags der meisten Menschen sind, wird im Folgenden zunächst die aktuelle Datenlage der ernährungsbezogenen Arbeitsteilung in den Haushalten dargestellt und ein kurzer Überblick über die Begründungszusammenhänge und Auswirkungen der ungleichen Geschlechterverhältnisse beim Kümmern um das Essen gegeben (Abschnitt 2). Neben der strukturellen geschlechtsspezifischen Ungleichheit in der häuslichen Arbeitsteilung und den Aufgaben der Ernährungsversorgung gibt es auch geschlechtsspezifische Nahrungspräferenzen und Ernährungsmuster, die Gegenstand des Abschnitts 3 sind. Auch das, was gegessen oder nicht gegessen wird, unterscheidet sich zwischen den Geschlechtern und verdeutlicht eine kulinarische Geschlechterordnung. Mit dem abschließenden Abschnitt 4 wird eine kurze Einordnung aus der Perspektive der Geschlechtergerechtigkeit vorgenommen.

2 Wie kommt das Essen auf den Tisch?

2.1 Die Arbeit rund ums Essen wird überwiegend von Frauen geleistet

Mehrmals am Tag und täglich wird gegessen, die Ernährungsversorgung muss kontinuierlich sichergestellt werden. Dabei geht es um deutlich mehr als die rein physische Sättigung. Die Organisation der täglichen Ernährung ist der (zeit-)aufwendigste Bereich der Alltags- und Haushaltsarbeit. Je nach Lebenssituation nimmt diese Aufgabe einen unterschiedlichen Umfang und verschiedene Komplexitätsgrade an. Studien zum Essalltag in Familien zeigten, dass die Organisation der täglichen Versorgung besonders in Haushalten mit Kindern zu einer anspruchsvollen Managementaufgabe werden kann, die nach wie vor überwiegend von Frauen bzw. Müttern übernommen wird (Leonhäuser et al. 2009, Klünder 2017).

Auch wenn Online-Lieferdienste, Imbisse, Kantinen und To-Go-Angebote von Supermärkten fast überall und in unterschiedlichen Preislagen ein vielfältiges Angebot bereithalten, um sich die Arbeit für die tägliche Ernährungsversorgung abnehmen zu lassen, findet für die meisten Menschen ein Großteil der täglichen Ernährungsversorgung nach wie vor innerhalb des privaten Haushalts statt. Laut einer Umfrage im Rahmen des Ernährungsreports des Bundesministeriums für Landwirtschaft, Ernährung und Heimat (BMLEH) im Jahr 2025 kochen 43 Prozent so gut wie jeden Tag und weitere 37 Prozent etwa zwei- bis dreimal pro Woche zu Hause. Diese prozentualen Anteile sind in den Ernährungsreports seit 2015 in etwa stabil. In nahezu allen Haushalten mit Kindern (99 Prozent) wird häufiger als einmal pro Woche selbst gekocht. Der Anteil der Personen, die angeben, nicht selbst zu kochen, ist innerhalb der letzten zehn Jahre gesunken (BMLEH 2025: 6). Sieben Prozent der Personen lassen sich mindestens einmal wöchentlich ein fertiges Gericht nach Hause liefern, 38 Prozent mindestens einmal im Monat.

Die zeitlichen Aufwendungen für die Organisation des Essalltags bilden sich auch in den Daten des Statistischen Bundesamtes zur Zeitverwendung der Bevölkerung ab. Sie zeigen zunächst, dass in Deutschland insgesamt mehr unbezahlt (24,58 Stunden pro Woche) als bezahlt (20,01 Stunden pro Woche) gearbeitet wird. Unbezahlte Arbeit setzt sich dabei zusammen aus den verschiedenen haushaltsbezogenen Tätigkeiten wie Küchenarbeit, Putzen und Waschen oder Einkauf, der Betreuung und Pflege von Haushaltsmitgliedern sowie dem Ehrenamt. Mit 5,09 Stunden pro Woche ist die Arbeit in der Küche der zeitaufwendigste Bereich. Gleichwohl sind hierbei noch nicht der Einkauf und die Haushaltsorganisation mit eingerechnet, für die zusätzlich insgesamt 4,25 Stunden pro Woche anfallen und wovon ein Großteil für die Ernährungsversorgung aufgebracht wird. Damit wird knapp die Hälfte der unbezahlten Arbeit für die Organisation des Essalltags aufgewendet (Destatis 2025). Dies zeigt die zentrale Bedeutung der Ernährungsversorgung als bislang wenig sichtbare, aber strukturell grundlegende Form sozialer Reproduktionsarbeit.

Differenziert nach Geschlecht bilden die Daten deutlich ab, dass die Arbeit im Privathaushalt in allen Bereichen nach wie vor weit überwiegend von Frauen übernommen wird. So wenden Frauen für die Arbeit in der Küche wöchentlich 6,38 Stunden auf, Männer hingegen nur 3,36 Stunden. Beim Einkauf und der Haushaltsorganisation ist der Geschlechterunterschied pro Woche nicht ganz so groß, aber mit 4,50 Stunden bei Frauen zu 3,57 Stunden bei Männern deutlich vorhanden (Destatis 2025). Nach Berechnungen des Prognos-Instituts auf Grundlage der Daten des Sozioökonomischen Panels für 2021 arbeiten Frauen wöchentlich mit circa 39 Stunden äquivalent zu einer Vollzeitbeschäftigung, Männer hingegen mit 25,2 Stunden in Teilzeit in unbezahlter Care-Arbeit (Samtleben/Juncke 2024).

Auf Basis der Daten der Zeitverwendungserhebung 2022 liegt der Gender Care Gap in Deutschland, das heißt, der Unterschied zwischen dem durchschnittlichen Zeitaufwand für unbezahlte Arbeit bei Männern und Frauen über 18 Jahren bei 44,3 Prozent (Destatis 2024). Für die ernährungsbezogenen Arbeitsbereiche lässt sich mit den oben dargestellten Zahlen und der Berechnungsmethode ein Gender Food-Work Gap[1] von 58 Prozent ermitteln (Destatis 2025). Die Differenz zwischen Müttern und Vätern (ermittelt als Personen in Paarhaushalten mit Kindern) liegt mit 83,3 Prozent noch einmal deutlich höher (Klünder 2017: 23). Die Studie von Klünder wie auch andere Studien zum Essalltag in Familien zeigen, dass es im Hinblick auf die geschlechtstypische Arbeitsteilung keine nennenswerten Unterschiede zwischen Privathaushalten unterschiedlicher sozialer Milieus gibt (Klünder 2017: 21ff.; Rückert-John/John 2018; Leonhäuser et al. 2009). Das Phänomen, dass Mütter die Verantwortung für die Ernährungsversorgung übernehmen und deutlich mehr Zeit investieren als Väter, zieht sich demnach durch alle sozialen Milieus – auch wenn grundsätzlich egalitäre Rollenvorstellungen geäußert werden (Rückert-John/John 2018; Häußler/Meier-Gräwe 2012).

Diese geschlechtstypischen Arbeitsteilungsmuster und Verantwortlichkeiten bilden sich auch in der Gestaltung des Ernährungsalltags auf verschiedenen Ebenen ab. Der Ernährungsalltag muss an 365 Tagen im Jahr gestaltet und organisiert werden, in aller Regel in Form von mehreren Mahlzeiten am Tag. Besonders aufgrund der relativ klar vorgegebenen Rhythmen des Essens ist die alltägliche Lebensführung gerade von Müttern stark mit den Alltagen der übrigen Haushaltsmitglieder verschränkt. Zusätzlich zum Einkauf, zur Mahlzeitenplanung und -zubereitung kommt die Aufgabe der zeitlichen Koordination, die in Mehrpersonenhaushalten komplex sein kann. Der Takt wird durch Arbeitszeiten, Kita-Betreuungszeiten oder Stundenplänen in der Regel außerhalb der Familie vorgegeben und ist nur sehr bedingt beeinflussbar. Gerade vor dem Hintergrund, dass dem gemeinsamen Essen als zentraler Institution des Familienlebens (*doing family*, z.B. Keddi 2014)

1 Differenz im zeitlichen Aufwand für ernährungsbezogene Tätigkeiten zwischen Frauen und Männern, die sich anhand der Zeitverwendungsdaten errechnen lässt.

von nahezu allen Familien eine besondere Bedeutung beigemessen wird, kann die Organisation des Essalltags eine komplexe Aufgabe werden (Leonhäuser et al. 2009). Neben den zeitlichen Synchronisierungsanforderungen müssen zudem noch unterschiedliche Wünsche, Bedürfnisse und Vorstellungen über die gemeinsame Mahlzeit austariert werden und diese wirken sich im *Mental Load* der Fürsorgeverantwortung aus (Cammarata 2020). Die Versorgungsleistung wird aufgrund der gesellschaftliche Geschlechterrollenvorstellungen von Frauen in der Regel erwartet und auch übernommen, aber kaum anerkannt.

2.2 Warum liegen Essen und Ernährung überwiegend in weiblicher Verantwortung?

Die gesellschaftlichen Rollenerwartungen und Arbeitsteilungsmuster sind sehr stabil und gehen zurück auf die Entwicklung des marktökonomischen Wirtschaftssystems im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Die entstehende frühkapitalistische Gesellschaft war strukturell auf eine Trennung von privater und öffentlicher Sphäre bzw. der Trennung zwischen Privatheit und (Erwerbs-)Arbeit angewiesen: Funder (2017) beschreibt diese Entwicklung als einen Prozess der *Entbettung* der Wirtschaft aus traditionalen ständisch geregelten Ordnungen und einer Auflösung der Hausgemeinschaft (oikos). »Aus der bedarfsorientierten Haus- wurde die kapitalistische Marktwirtschaft. Für regenerative und generative Leistungen, die nunmehr außerhalb der Wirtschaft standen, war fortan primär die Familie zuständig. Eng verknüpft [mit] einer geschlechtlichen Arbeitsteilung, der zufolge in vielen westlichen Industriegesellschaften die Frau die Hausarbeit und Kinderbetreuung, der Mann hingegen als Familienernährer die außerhäusliche Erwerbs- und Berufsarbeit zu leisten hat.« (Funder 2017: 445)

Die von Frauen geleistete reproduktive Care-Arbeit wird als unproduktiv, als »Arbeit aus Liebe« (Bock/Duden 1977) definiert, denn als ökonomisch produktiv gilt nur, was Geld einbringt und direkt monetär messbar ist (Häußler 2019; Ohrem et al. 2013). Gestützt und wissenschaftlich legitimiert wurde die hierarchische Geschlechterordnung durch eine Naturalisierung der Geschlechterdifferenz, also der Vorstellung, dass Frauen und Männer *von Natur aus* jeweils komplementär für die beiden Sphären vorbestimmt sind. Hiermit verbunden sind auch die Deutung und Polarisierung unterschiedlicher Geschlechtscharaktere. Frauen gelten als emotional, fürsorglich und schwach, Männer hingegen als rational, nach außen orientiert und stark (Hausen 1976; Gildemeister/Wetterer 1992). Diese Geschlechtervorstellungen wirken bis heute als Geschlechterrollenerwartungen nach und sind nach wie vor sowohl in Alltagsvorstellungen als auch -praktiken verankert. Studien zu Zukunftsvorstellungen von Kindern im Grundschulalter zeigen, dass die meisten Mädchen Care-Arbeit in ihre zukünftige Biografie integrieren, Jungen jedoch nicht (Baumgardt 2021). Dies führt dazu, dass bei heterosexuellen Paaren

die Ernährungsverantwortung, spätestens mit der Geburt des ersten Kindes, meist selbstverständlich von Frauen übernommen wird. Aktive Aushandlungsprozesse finden dazu eher selten statt (Leonhäuser et al. 2009; Rose 2015; Rückert-John/John 2018). Die Übernahme der jeweiligen Verantwortlichkeiten und Tätigkeiten durch Mann oder Frau lässt sich als ein Aspekt des *Doing Gender* verstehen. Somit wird auch die Organisation der Ernährungsversorgung zu einem zentralen Feld, in dem sich Geschlecht im Alltag reproduziert. Zugleich ist die Übernahme der Ernährungsverantwortung, die Fürsorge für das Wohlbefinden und die Bedürfnisse der Haushaltsmitglieder damit auch ein Ausdruck von Geschlechtsidentität, von *Weiblichkeit* (Häußler/Meier-Gräwe 2012; Rose 2015; Rückert-John/John 2018).

Diese stabilen Arbeitsteilungsmuster werden nicht zuletzt durch strukturelle Bedingungen gestützt. Auch wenn die Aufgabenteilung im Privathaushalt mit dem Gesetz von 1977 für die Bundesrepublik Deutschland nicht mehr vorgeschrieben ist, so stützen sozial- und familienpolitische Maßnahmen nach wie vor die traditionellen Arbeitsteilungsmuster (z.B. Ehegattensplitting). Die Aufwertung bezahlter (männlicher) Erwerbsarbeit und die Trivialisierung weiblicher, unbezahlter Care-Arbeit sind Ursachen für vielfältige Ungleichheitslagen. Auch wenn alle gesellschaftlichen Institutionen wie Schulen, Unternehmen, staatliche Einrichtungen darauf angewiesen sind, dass Menschen in ihrer alltäglichen Lebensführung ausreichend versorgt sind, bleiben diese Leistungen als Ressource und Fundament der Wirtschaft weitgehend unsichtbar. Sie werden nicht als Teil der ökonomischen Wertschöpfung erfasst und es wird wenig in die strukturelle Regeneration der Ressource Care-Arbeit investiert (Praetorius 2015; Häußler 2019). Da gesellschaftliche Teilhabe und ökonomische Absicherung in der Gesellschaft weit überwiegend über Erwerbsarbeit organisiert werden, ist Care-Arbeit mit ökonomischen Einbußen und Nachteilen, in aller Regel für Frauen, verbunden.

3 Geschlechterspezifische Ernährungsmuster

Neben der strukturellen geschlechtsspezifischen Ungleichheit in der häuslichen Arbeitsteilung und den damit korrespondierenden Aufgaben der Ernährungsversorgung gibt es auch geschlechtsspezifische Nahrungspräferenzen und Ernährungsmuster. Diese sind eng verknüpft mit den oben beschriebenen gesellschaftlichen Rollenerwartungen und Mustern der Arbeitsteilung. Auch das, was gegessen oder nicht gegessen wird, unterscheidet sich zwischen den Geschlechtern und verdeutlicht eine kulinarische Geschlechterordnung, bei der sich einerseits die durch Männer dominierte, *starke* Nahrung und andererseits die durch Frauen repräsentierte, *schwache* Nahrung unterscheiden lassen (Setzwein 2004). Hierzu wird im Folgenden auf den Verzehr von Fleisch und tierischen Produkten einerseits und pflanzlichen

Lebensmitteln – in Form einer vegetarischen Ernährung – andererseits näher eingegangen.

3.1 Unterschiede im Fleischverzehr der Geschlechter

Tendenziell ist der Fleischverzehr in Deutschland in den letzten Jahren gesunken. Während die Menschen in Deutschland 1991 noch rund 64 Kilogramm Fleisch und tierische Produkte pro Kopf und Jahr verzehrten, sank dieser Wert im Laufe der letzten Jahrzehnte auf 57 Kilogramm im Jahr 2020, 55 Kilogramm im Jahr 2021 und auf 52 Kilogramm pro Kopf und Jahr im Jahr 2022 (Brandt 2023). Im Jahr 2024 ist der Pro-Kopf-Verzehr wieder auf 53,2 Kilogramm angestiegen. Zudem ist belegt, dass Frauen in Deutschland weniger Fleisch verzehren als Männer. Laut Ernährungsreport gaben 2018 noch 30 Prozent der Befragten an, täglich Fleisch oder Wurst zu essen (BMEL 2018). Im Jahr 2021 waren es nur noch 25 Prozent. Unter den befragten Männern sagten 33 Prozent, dass sie täglich Fleisch oder Fleischprodukte essen, bei den Frauen waren es nur 18 Prozent. Im Jahr 2023 gaben 20 Prozent der Befragten an, täglich Fleisch oder Wurst zu essen. Darunter waren 28 Prozent Männer und 11 Prozent Frauen (BMEL 2023). Im Jahr 2024 stiegen die Anteile wieder: Insgesamt gaben 23 Prozent der Befragten an, täglich Fleisch oder Wurst zu essen. Darunter waren 30 Prozent Männer und 16 Prozent Frauen (BMEL 2024).

3.2 Wie lassen sich die Geschlechterunterschiede erklären?

Spätestens mit dem Anstieg der Fleischproduktion während der Industrialisierung (Teuteberg 1993: 73) setzte sich zunehmend die Vorstellung durch, »dass es einen direkten Weg vom Fleischkonsum über den Muskelaufbau zur männlich interpretierten Energie und Leistungsfähigkeit gibt« (Fischer 2015: 52). Der Zusammenhang von Fleisch und Männlichkeit etablierte sich im 20. Jahrhundert als Geschlechterrollenerwartung. Fleisch gilt hierbei als Symbol von Macht, Kraft und Stärke (Fiddes 1993) und ist schon wegen dieser symbolischen Bedeutung ein Differenzmerkmal für eine unterschiedliche gesellschaftliche Stellung von Männern und Frauen (Rückert-John/John 2009). Auch wenn das Augenmerk bei Fleisch vorrangig auf Männern liegt, ist auch der weibliche Fleischverzehr zu berücksichtigen. Eine Grenzziehung zwischen den Geschlechtern erfolgt entlang der Fleischsorten: Frauen bevorzugen entsprechend ihren Geschlechterrollenerwartungen eher leichtes, fettarmes helles Fleisch (wie Geflügel), Männer hingegen schweres und fetteres rotes Fleisch (Rind- oder Schweinefleisch) (Wilk 2013; Kramer 2021). Schweinefleisch gilt aufgrund des Fettgehalts auch als eher *ungesund* und ist männlich konnotiert. Das gilt ebenso für Fast-Food (Kramer 2021: 157). Eine weibliche Distinktion gegenüber dem Männlichen ist auch hinsichtlich der Menge und des Fleischverzichts festzustellen (ebd.).

Beim Fleischverzehr spielen neben dem Geschlecht auch andere soziale Merkmale wie das Alter, das Einkommen, der Bildungsabschluss oder der Wohnort eine Rolle, wie u.a. Einhorn (2021) beschreibt (siehe auch Beitrag 3 in diesem Band). Der Fleischverzehr ist bei Personen mit höherer Bildung, ebenso bei beruflicher Selbstständigkeit und unter Studierenden tendenziell geringer ausgeprägt. Mit höherem Einkommen wird zwar nicht mehr Fleisch konsumiert, dafür ist das konsumierte Fleisch jedoch höherer Qualität. Während formale Bildung also die Wahrscheinlichkeit einer vegetarischen oder fleischreduzierten Ernährungsweise erhöht, verschiebt sich mit steigendem Einkommen die Tendenz hin zum »Flexitarismus« (ebd.). Hierunter wird eine Ernährungsweise verstanden, die wenig, aber dafür hochwertiges Fleisch – wie biologisch oder regional erzeugtes Fleisch – beinhaltet (Rothgerber 2015). Eine Reduzierung des Fleischkonsums ist häufiger unter jüngeren Menschen mit hohem Bildungsabschluss und in guter finanzieller Situation zu finden. In dieser Bevölkerungsgruppe spielen die Neugier, Neues auszuprobieren, und damit verbunden das Wissen über vielfältige Produkte und deren Zubereitungsweisen eine wichtige Rolle. Zudem wird eine Reduzierung von Fleisch im Speiseplan von jüngeren Menschen häufig mit ethischen Argumenten begründet, während ältere Menschen eher gesundheitliche Aspekte in den Vordergrund stellen (Einhorn 2021).

Die Tatsache, dass beim Fleischkonsum geschlechter- und schichtspezifische Unterschiede bestehen, bedeutet, dass Bemühungen um eine Reduktion von Fleischkonsum als zentrales Element der Förderung nachhaltiger Ernährung mit zielgruppenspezifischen Hürden konfrontiert sind. Denn eine Reduktion des Fleischkonsums bedeutet derzeit eine Abweichung von der Norm, was für Menschen unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen und in unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen unterschiedlich schwer ist. Einhorn (2021: 141) betont dabei die ungleiche Verteilung von Ressourcen, derer es für eine solche Verhaltensänderung bedarf: »the capacity for behavioral changes differs between consumers. It is unevenly distributed across socioeconomic groups and hinges on the possession of material and educational resources.« Zusätzlich zu mangelnden Ressourcen ist eine Verhaltensänderung im Lebensmittelkonsum für Menschen, die in Armut leben, dadurch erschwert, dass sie häufig mehr Wert darauf legen sich konform mit ihrem sozialen Umfeld zu verhalten als sich davon abzusetzen, während dieses Bestreben eher in der Mittelschicht zu finden ist (ebd.: 140). Männer sind dabei besonders stark dem gesellschaftlichen Druck ausgesetzt der Norm des Fleischkonsums zu entsprechen, sodass für sie der Verzicht auf Fleisch oder tierische Lebensmittel allgemein stärker als für Frauen legitimierungsbedürftig ist und damit einen schwereren Schritt darstellt.

3.3 Vegetarische und vegane Ernährungsweisen sind weiblich dominiert

Unterschiede in der Ernährung der Geschlechter gibt es nicht nur beim Fleischverzehr, sondern auch mit Blick auf eine vegetarische und vegane Ernährungsweise. Im Jahr 2015 ernährten sich 0,85 Millionen Deutsche vegan, im Jahr 2020 waren es 1,13 Millionen, im Jahr 2022 immerhin 1,58 Millionen und im Jahr 2023 1,52 Millionen Deutsche. Im Jahr 2023 ist das ein Anteil von 1,8 Prozent der deutschen Bevölkerung. Veganismus ist vor allem ein weibliches Phänomen, lediglich 20 Prozent sind Männer (Lohmeier 2024a). Sechs Prozent der unter 30-Jährigen bezeichnen sich als vegan. In der Altersgruppe 30–44 Jahre sind es nur drei Prozent und in der Altersgruppe 45+ liegt die Zahl bei einem Prozent (Forsa 2025).

Bei einer vegetarischen Ernährung lässt sich für Deutschland ein Wachstum beobachten: Im Jahr 2015 praktizierten lediglich 5,36 Millionen Deutsche eine vegetarische Ernährung, im Jahr 2020 waren bereits 6,5 Millionen Deutsche, im Jahr 2022 immerhin 7,9 Millionen und im Jahr 2023 8,12 Millionen Menschen. Im Jahr 2023 machte das einen Anteil von 9,61 Prozent der deutschen Bevölkerung aus. Hierbei stechen vor allem Frauen mit einem Anteil von 68,2 Prozent gegenüber Männern mit 31,8 Prozent hervor. Auch beim Alter gibt es deutliche Unterschiede: Vegetarismus ist vor allem ein junges Phänomen (Forsa 2023: 13, 29). Unter den 14–19-Jährigen sind 10,3 Prozent Vegetarier:innen (im Vergleich zu 6,5 Prozent des Gesamtbevölkerungsanteils dieser Altersgruppe) und unter den 20–29-Jährigen sogar 21,4 Prozent (im Vergleich zu 13,1 Prozent des Gesamtbevölkerungsanteils dieser Altersgruppe) (Lohmeier 2024b).

Vegetarische und vegane Ernährungsweisen sind überwiegend weiblich repräsentiert und stellen damit die Kehrseite zur karnivoren, männlichen Ernährung dar. In der kulinarischen Taxonomie (Setzwein 2004) gelten pflanzliche Lebensmittel als *schwache* Nahrungsmittel. Geschmacksintensive und energiereiche *starke* Lebensmittel stehen den leichten und *gesünderen* gegenüber. Diese Symbolik verdeutlicht auch ein Hierarchieverhältnis, welches die Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern widerspiegelt und bestätigt (ebd.: 64f.). Die Nahrung wird somit zu einer »Chiffre der Unterlegenheit oder Dominanz« (ebd.: 65). Ob ein Lebensmittel *stark* oder *schwach* ist, entscheidet sich demnach nicht nur durch die Konsistenz und den Energiegehalt des Produktes, sondern auch durch den sozialen Status der Personen, die das Lebensmittel verzehren (ebd.).

Neben Geschlecht und Alter gibt es weitere soziodemografische Merkmale, die zur Beschreibung einer vegetarischen Ernährung herangezogen werden können. So ist eine vegetarische Ernährungsweise eher in Städten ausgeprägt als in ländlichen Gebieten und unter Frauen, die in städtischen Lagen in Einpersonenhaushalten leben. Hier ist die Quote der Vegetarierinnen am höchsten (Einhorn 2021: 128). Ernährungsweisen mit wenig oder ohne Fleisch sind außerdem häufiger in höheren gesellschaftlichen Schichten zu finden, wobei Bildung und berufliche Tätigkeit dabei

entscheidender sind als das Einkommen. So sinkt statistisch gesehen der Fleischkonsum mit höherem Bildungsabschluss, insbesondere bei akademischer Bildung (ebd.: 129).

3.4 Geschlechterrollenerwartungen für eine nachhaltigere Ernährung

Da die bisher diskutierten vergeschlechtlichten Lebensmittel, vor allem Fleisch und eine vegetabile Kost, eine zentrale Rolle für eine nachhaltige Ernährung spielen, sind die geschlechtsspezifischen Ernährungsmuster auch in Bezug auf nachhaltigen Konsum von Bedeutung. Frauen konsumieren häufiger Lebensmittel, die tendenziell umwelt- und klimafreundlicher sind als Männer (z.B. Forsa 2025; Kramer 2021). Sie legen beim Lebensmitteleinkauf besonderen Wert auf Tierwohl, Nachhaltigkeit und fairen Handel (Forsa 2025: 18). Auch die Regionalität der Lebensmittel ist Frauen wichtiger als Männern (ebd.). Zudem achten Frauen häufiger als Männer auf Siegel zu Regionalität, Tierwohl, Bio, nachhaltige Fischerei und Fairtrade. Beispielsweise achten 67 Prozent der Frauen immer oder meistens beim Einkauf von Lebensmitteln auf Biosiegel, unter den Männern sind es 51 Prozent (ebd.: 64). Auch die Inhaltsstoffe und andere Angaben zu den Lebensmitteln (z.B. über die Produktion oder Gentechnik) sowie alle umweltbezogenen Angaben zu den Produkten sind Frauen wichtiger als Männern (ebd.: 69). So sind 76 Prozent der Frauen und 56 Prozent der Männer Angaben darüber wichtig oder sehr wichtig, ob ein Produkt zu fairen Bedingungen produziert wurde. Klare Hinweise darauf, ob ein Lebensmittel gentechnikfrei ist oder nicht, sind 69 Prozent der Frauen und 63 Prozent der Männer wichtig oder sehr wichtig (ebd.: 72).

Die Feststellung, dass Frauen stärker als Männer beim Konsum von Lebensmitteln auf Nachhaltigkeitsaspekte achten, verwundert nicht angesichts der bereits beschriebenen Tatsache, dass die Ernährungsverantwortung überwiegend bei Frauen liegt und im Zusammenhang damit auch eine stärkere Ernährungskompetenz von ihnen erwartet wird. Somit kann nachhaltige Ernährung zur Reproduktion geschlechtsspezifischer Verantwortungszuschreibungen beitragen, indem sie zusätzliche Anforderungen insbesondere an Frauen stellt. Tatsächlich tragen Frauen, die einen Großteil der Care-Arbeit übernehmen, damit häufig neben sozialer auch zu ökologischer Sorge bei (Brückner/Çağlar 2022).

3.5 Geschlechtliche Codierung von Ernährung und Gesundheit

Unter der Perspektive einer nachhaltigen Ernährung lassen sich auch Ansprüche einer gesundheitsförderlichen Ernährung verstehen. Frauen legen tendenziell einen stärkeren Fokus darauf, dass ihre Ernährung gesundheitliche Ansprüche erfüllt. So postuliert der Ernährungsreport 2016: »Frauen ernähren sich viel gesünder!« (BMEL 2016: 6). Empirisch wird die Aussage damit belegt, dass von 85 Prozent der Frauen,

aber von nur 66 Prozent der Männer täglich Obst und Gemüse gegessen werden. Der Anteil der Männer, die täglich Softdrinks trinken (16 Prozent), liegt auch um zehn Prozentpunkte höher als der von Frauen (6 Prozent). 42 Prozent der Männer (Frauen 33 Prozent) naschen zudem gern vor dem Fernseher; 37 Prozent bereiten sich gerne eine schnelle Tiefkühlpizza zu (Frauen 27 Prozent).

Das Ernährungsverhalten von Frauen weist statistisch damit eine größere Nähe zu den gesellschaftlich propagierten Ernährungsidealen auf. Im Muster moralischer Kommunikation erfährt das männliche Ernährungsverhalten damit eine Abwertung, das weibliche hingegen eine Aufwertung, an dem es sich zu orientieren gilt. Dabei darf jedoch nicht verkannt werden, dass die vielzitierte Gesundheitsorientierung von Frauen im Zusammenhang mit einer weiblichen Attraktivitätsorientierung steht (Setzwein 2004; Büning-Fesel/Rückert-John 2016; Kramer 2021). Weiblicher Verzicht und männliche Lust korrespondieren auch mit leistungsbezogenen Geschlechterattributen männlicher Fähigkeit und weiblicher Anstrengung (Weinbach 2004). So ist der weibliche Verzicht beim Essen ein typisch weiblicher Aspekt, auf den jungen Mädchen schon früh im Sozialisationsprozess konditioniert werden. Diese Normen und Ideale werden beispielsweise auch in den Medien transportiert. In Frauenzeitschriften wird Fleisch zumeist je nach Fett-, Kalorien- und Eiweißgehalt als gesund oder ungesund eingeordnet. So gelten vor allem Geflügelfleisch als weiblich konnotiertes Fleisch und auch die Wichtigkeit, Fleisch nur in geringen Mengen zu verzehren, wird dabei immer wieder betont (Kramer 2021: 158f.; Wilk 2013).

4 Fazit und Ausblick

In der Ernährungsversorgung des Privathaushalts und beim Essen drücken sich gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse aus, die in den täglichen Praktiken immer wieder reproduziert werden. Eine starke Persistenz und Wirkmacht erlangen die hiermit verbundenen Geschlechterrollenerwartungen auch dadurch, dass sie sich nicht auf den Bereich der Ernährung beschränken, sondern mit anderen Alltagsbereichen der Erwerbs- und Care-Arbeit sowie Vorstellungen von Gesundheit und Körper korrespondieren. So sind gesellschaftliche Normativitätsansprüche, zum Beispiel die Erwartung, die Ernährung besonders gesundheitsförderlich und/oder nachhaltig zu gestalten, mit zusätzlichen Anforderungen für diejenigen verbunden, die für die Versorgung zuständig sind – also vor allem Frauen und Mütter. Aufgrund der zunehmenden Ästhetisierung und Ethisierung von Alltagspraktiken, vor allem ausgehend von sozialen Milieus in der akademischen Mittelklasse, steigen die Ernährungsstandards nach sozialem Kontext jeweils unterschiedlich (Reckwitz 2018). Dies wird durch die Dynamik in der Kommunikation von Ernährungstrends durch Social-Media-Plattformen noch gesteigert. Die Qualität der Ernährungsver-

sorgung von Kindern wird unter Maßgabe von Vorstellungen einer *guten* Ernährung von jeweiligen Verfechter:innen kritisch betrachtet. Dabei wirkt die Art und Weise des Essens gleichzeitig als Ausdruck der sozialen Verortung. Aufgrund adipogener Ernährungsumgebungen wenden Familien (resp. Mütter) der akademischen Mittelschicht einige Energie auf, um ihre Kinder vor diesen Ernährungsumgebungen zu schützen, Familien in belasteten Lebenslagen (z.B. Alleinerziehende) sind diesen adipogenen Strukturen deutlich stärker ausgesetzt.

Aus Perspektive der Geschlechtergerechtigkeit wird deutlich erkennbar, dass der Ernährungsalltag und der Lebensmittelkonsum stark von Ungleichheiten – basierend auf Geschlecht und gesellschaftlicher Schicht – geprägt sind. Durch die in der Gesellschaft strukturell etablierte geschlechterbasierte Arbeitsteilung liegt die Zuständigkeit für die Sorge- und damit auch Ernährungsarbeit überwiegend bei den Frauen. Dementsprechend werden die Verantwortung und damit der Arbeitsaufwand für Ernährung überwiegend von Frauen getragen und somit auch die steigenden Anforderungen, die mit einer nachhaltigeren Ernährung einhergehen. Eine besondere Belastung stellen diese Anforderungen auch für Menschen in Armut – und dabei insbesondere Frauen mit Kindern – dar. Aus den Ungleichheiten ergeben sich auch geschlechts- und schichtspezifische Ernährungsmuster, die beispielsweise beim Fleischverzehr teils sehr deutlich sind. Um an diesen unterschiedlichen Ernährungsmustern und -vorlieben anzusetzen, aber zugleich nicht die dahinterliegenden Ungleichheiten zu verstärken, gilt es, politische Maßnahmen und Anreize zu entwickeln, die Ernährungsmuster fördern, welche zugleich umweltfreundlich und geschlechtergerecht sind. Hier finden sich einige Ansätze auf verschiedenen Ebenen. Beispielsweise sind Maßnahmen zur Armutsreduzierung im Allgemeinen und solche, die gezielt zur Erleichterung von Zugängen zu nachhaltiger Ernährung für von Armut betroffene und gefährdete Familien beitragen, auch im Sinne der Geschlechtergerechtigkeit förderlich. Zudem sind Maßnahmen, die die Entscheidung limitieren, erforderlich, aber auch solche, die durch Angebotsveränderungen eine Lenkungswirkung haben. Auch durch Informationen und gezielte Bildungsmaßnahmen können nachhaltige Ernährungsmuster gefördert werden, wobei die Berücksichtigung der Geschlechterdimensionen entscheidend ist, um damit nicht zugleich Ungleichheiten zu reproduzieren.

Literatur

Baumgardt, Iris (2021): Berufliche Orientierung von Kindern im Grundschulalter. Analyse von ausgewählten Projekten, Unterrichtsmaterialien und Lehrplänen, Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.

Bock, Gisela/Duden, Barbara (1977): »Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus«, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.),

Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen, Juli 1976, Berlin: Courage, S. 118–199.

Brandt, Mathias (2023): »Wie viel Fleisch wird in Deutschland gegessen?«, in: Statista. URL: https://de.statista.com/infografik/21790/pro-kopf-konsum-von-fleischsorten-in-deutschland (vom 29.02.2024).

Brückner, Meike/Çağlar, Gülay (2022): »Feministische Politische Ökologie von Agrobiodiversität und Ernährung. Indigenes Blattgemüse in Kenia«, in: Berliner Blätter 86, S. 53–69. https://doi.org/10.18452/24398

Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) (Hg.) (2016): Deutschland, wie es isst. Der BMEL-Ernährungsreport 2016, Berlin: BMEL. URL: https://www.bmleh.de/SharedDocs/Downloads/DE/_Ernaehrung/Ernaehrungsreport2016.pdf?__blob=publicationFile&v=6 (vom 15.07.2026).

Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) (Hg.) (2018): Deutschland, wie es isst. Der BMEL-Ernährungsreport 2018, Berlin: BMEL. URL: https://www.bmleh.de/SharedDocs/Downloads/DE/_Ernaehrung/Ernaehrungsreport2018.pdf?__blob=publicationFile&v=6 (vom 15.07.2026).

Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) (Hg.) (2023): Deutschland, wie es isst. Der BMEL-Ernährungsreport 2023, Berlin: BMEL. URL: https://www.bmleh.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/ernaehrungsreport-2023.pdf?__blob=publicationFile&v=4 (vom 15.07.2026).

Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) (Hg.) (2024): Deutschland, wie es isst. Der BMEL-Ernährungsreport 2024, Berlin: BMEL. URL: https://www.bmleh.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/ernaehrungsreport-2024.pdf?__blob=publicationFile&v=4 (vom 15.07.2026).

Bundesministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Heimat (BMLEH) (Hg.) (2025): Deutschland, wie es isst. Der BMLEH-Ernährungsreport 2025, Berlin: BMLEH. URL: https://www.bmleh.de/SharedDocs/Downloads/DE/Broschueren/ernaehrungsreport-2025.pdf?__blob=publicationFile&v=4 (vom 15.07.2026).

Büning-Fesel, Margareta/Rückert-John, Jana (2016): »Warum essen Männer, wie sie essen? Überlegungen aus ernährungs- und geschlechtersoziologischer Perspektive«, in: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 59(8), S. 950–956. https://doi.org/10.1007/s00103-016-2379-7

Cammarata, Patricia (2020): Raus aus der Mental-Load-Falle. Wie gerechte Arbeitsteilung in der Familie gelingt, Weinheim/Basel: Beltz.

Einhorn, Laura (2021): »Meat consumption, classed? The socioeconomic underpinnings of dietary change«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 46(2), S. 125–146. https://doi.org/10.1007/s11614-021-00452-1

Fiddes, Nick (1993): Fleisch. Symbol der Macht, Frankfurt a.M.: Zweitausendeins.

Fischer, Ole (2015): »Männlichkeit und Fleischkonsum – historische Annäherungen an eine gegenwärtige Gesundheitsthematik«, in: Medizinhistorisches Journal 50(1/2), S. 42–65. https://doi.org/10.25162/medhist-2015-0002

forsa Gesellschaft für Sozialforschung und statistische Analysen mbH (2023): Ernährungsreport 2023. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung, Berlin: forsa.

forsa Gesellschaft für Sozialforschung und statistische Analysen mbH (2025): Ernährungsreport 2025. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsbefragung, Berlin: forsa.

Funder, Maria (2017): »Geschlechterverhältnisse und Wirtschaft«, in: Andrea Maurer (Hg.), Handbuch der Wirtschaftssoziologie, Wiesbaden: Springer VS, S. 443–469. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19907-8_22

Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): »Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung«, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.), TraditionenBrüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg i.Br.: Kore, S. 201–254.

Hausen, Karin (1976): »Die Polarisierung der ›Geschlechtscharaktere‹. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben«, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart: Klett-Cotta, S. 363–393.

Häußler, Angela/Meier-Gräwe, Uta (2012): »Arbeitsteilungsmuster bei der Ernährungsversorgung von Familien – Persistenz oder Wandel?«, in: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 4(2), S. 9–27.

Häußler, Angela (2019): »Who cares? Sorgearbeit als individuelle Aufgabe und gesellschaftliche Herausforderung«, in: HiBiFo – Haushalt in Bildung & Forschung 8(2), S. 41–53. https://doi.org/10.3224/hibifo.v8i2.04

Keddi, Barbara (2014): »Familiale Lebensführung als alltägliche Herausforderung. Von der mikrosoziologischen Nahaufnahme zur praxeologischen Repräsentativstudie«, in: Karin Jurczyk/Andreas Lange/Barbara Thiessen (Hg.), Doing Family. Warum Familienleben heute nicht mehr selbstverständlich ist, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 95–112.

Klünder, Nina (2017): Differenzierte Ermittlung des Gender Care Gap auf Basis der repräsentativen Zeitverwendungsdaten 2012/13. Expertise im Rahmen des Zweiten Gleichstellungsberichts der Bundesregierung, Berlin: Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik. URL: https://www.bmbfsfj.bund.de/resource/blob/227348/c790e0ef733ffd87812cf24694508ae4/kluender-nina-differenzierte-ermittlung-des-gender-care-gap-auf-basis-der-repraesentativen-zeitverwendungsdaten-data.pdf (vom 15.07.2026).

Kramer, Ricarda (2021): »›Wenn es unbedingt Fleisch sein muss …‹ – Fleischkonsum in deutschen Frauenzeitschriften«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 46(2), S. 147–165. https://doi.org/10.1007/s11614-021-00449-w

Leonhäuser, Ingrid-Ute/Meier-Gräwe, Uta/Möser, Anke/Zander, Uta/Köhler, Jacqueline (2009): Essalltag in Familien. Ernährungsversorgung zwischen priva-

tem und öffentlichem Raum, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91443-5

Lohmeier, L. (2024a): »Personen in Deutschland, die sich selbst als Veganer einordnen oder als Leute, die weitgehend auf tierische Produkte verzichten, in den Jahren 2015 bis 2023«, in: Statista. URL: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/445155/umfrage/umfrage-in-deutschland-zur-anzahl-der-veganer (vom 27.02.2024).

Lohmeier, L. (2024b): »Vegetarier in Deutschland nach Alter im Vergleich mit der Bevölkerung im Jahr 2023«, in: Statista. URL: https://de.statista.com/statistik/daten/studie/745049/umfrage/vegetarier-in-deutschland-nach-alter (vom 27.02.2024).

Ohrem, Sandra/Häußler, Angela/Meier-Gräwe, Uta (2013): »Von der Nationalökonomie zur Care-Ökonomie. Geschlechtergerechte Arbeitsteilung und ihre Bedeutung für nachhaltige Wirtschaftskonzepte«, in: Jahrbuch für Christliche Sozialwissenschaften 54, S. 227–248.

Praetorius, Ina (2015): Wirtschaft ist Care oder: Die Wiederentdeckung des Selbstverständlichen (= Schriften zu Wirtschaft und Soziales, Bd. 16), Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung. URL: https://www.boell.de/sites/default/files/2015-02-wirtschaft-ist-care.pdf (vom 15.07.2026).

Reckwitz, Andreas (2018): Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin: Suhrkamp.

Rose, Lotte (2015): »Doing Gender with Food. Geschlechterverhältnisse im Alltag der Ernährung«, in: Enzyklopädie Erziehungswissenschaft Online, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 1–28. https://doi.org/10.3262/EEO17150353

Rothgerber, Hank (2015): »Can you have your meat and eat it too? Conscientious omnivores, vegetarians, and adherence to diet«, in: Appetite 84, S. 196–203. https://doi.org/10.1016/j.appet.2014.10.012

Rückert-John, Jana/John, René (2009): »Essen macht Geschlecht. Zur Reproduktion der Geschlechterdifferenz durch kulinarische Praxen«, in: Ernährung im Fokus 9(5), S. 174–179.

Rückert-John, Jana/John, René (2018): »Geschlecht gegessen. Die Bedeutung der Geschlechterperspektive für die Ernährungsforschung«, in: Angela Häußler/Christine Küster/Sandra Ohrem/Inga Wagenknecht (Hg.), Care und die Wissenschaft vom Haushalt. Aktuelle Perspektiven der Haushaltswissenschaft, Wiesbaden: Springer VS, S. 47–69. https://doi.org/10.1007/978-3-658-19362-1_6

Samtleben, Claire/Juncke, David (2024): Der unsichtbare Wert von Sorgearbeit (Familie und Gesellschaft im Blick, Nr. 1), Düsseldorf/Berlin: Prognos. URL: https://www.prognos.com/sites/default/files/2024-02/240227_Prognos_Der%20unsichtbare%20Wert%20von%20Sorgearbeit.pdf (vom 15.07.2026).

Setzwein, Monika (2004): Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80997-1

Statistisches Bundesamt (Destatis) (2024): »Korrektur: Gender Care Gap 2022: Frauen leisten 44,3 % (alt: 43,8 %) mehr unbezahlte Arbeit als Männer«, Pressemitteilung Nr. 073. URL: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2024/02/PD24_073_63991.html (vom 15.04.2026).

Statistisches Bundesamt (Destatis) (2025): »Durchschnittliche Zeitverwendung für Erwerbsarbeit und unbezahlte Arbeit von Personen ab 18 Jahren nach Geschlecht«. URL: https://www.destatis.de/DE/Themen/Gesellschaft-Umwelt/Einkommen-Konsum-Lebensbedingungen/Zeitverwendung/Tabellen/erwerbsarbeit-unbezahlte-arbeit-geschlecht-zve.html (vom 15.04.2026).

Teuteberg, Hans Jürgen (1993): »Prolegomena zu einer Kulturpsychologie des Geschmacks«, in: Alois Wierlacher/Gerhard Neumann/Hans Jürgen Teuteberg (Hg.), Kulturthema Essen. Ansichten und Problemfelder (= Kulturthema Essen, Bd. 1), Berlin: Akademie, S. 103–136.

Weinbach, Christine (2004): Systemtheorie und Gender. Das Geschlecht im Netz der Systeme, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80539-3

Wilk, Nicole M. (2013): »Vom ›Curryking‹ zum ›LadyKracher‹. Kultursemiotischer Wandel in der Werbung für Geflügelfleisch«, in: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 5(1), S. 120–128.

Ernährung und Männlichkeit im Rechtspopulismus

Martin Winter

1 »Fleischverbot!«[1]

Mit dieser Falschmeldung bedient die CSU eine spätestens seit dem Bundestagswahlkampf 2013 etablierte rechtspopulistische Diskursstrategie (Rüdig 2014) und provoziert den »Aufstand der Wurstbürger*innen« (Fingerling 2024: 159). Forderungen nach politischen Maßnahmen zur Reduktion des gesellschaftlichen Fleischkonsums – wie zum Klimaschutz generell – werden von verschiedenen (rechts-)populistischen Parteien als *Verbote* und *Bevormundung* und damit als illegitime Eingriffe in die individuelle Freiheit vehement kritisiert (Sommer et al. 2022: 68–71). Ernährung und Fleischkonsum bilden damit eine prominente Arena gegenwärtiger »Transformationskonflikte« (Sommer/Schad 2022). Rechtspopulistische Akteur:innen laden in dieser Arena den Fleischkonsum symbolisch mit Bezügen zu sozialen Identitäten und Differenzierungen machtvoll auf. Das bedeutet, Fleischkonsum wird zu einer Frage des *wir* (die Fleisch essen) gegen *die* (die es uns wegnehmen wollen) zugespitzt und so diskursiv in Stellung gebracht.

Die symbolischen Bezüge, vor allem die Verbindung von Fleisch und *proletarischer* Männlichkeit, sind alles andere als neu. So gilt Fleisch spätestens seit der Industrialisierung als männlich, vor allem da es durch seinen hohen Eiweißgehalt mit Muskelwachstum und körperlicher Stärke verbunden wird (Fischer 2015). In seiner klassischen Studie zeigt Pierre Bourdieu (1987, S. 288–311), dass Fleisch in der Industriegesellschaft der 1960er und -70er Jahre sowohl zur Distinktion qua Klassenposition als auch qua Geschlecht dient. Daran anknüpfend argumentieren Petra Frerichs und Margarete Steinrücke, »Fleisch sei eine Art Scheidemarke« zwischen Arbeiter:innen und anderen Klassen, da es für diese als »traditionelle Kraftnahrung« (Frerichs/Steinrücke 1997: 252) von hoher Bedeutung ist. Auch in der Werbung wird die »Vorliebe für das Fleischige (.) bezeichnenderweise in einem männlichen Milieu verortet, das nicht hegemonial ist« (Flick/Rose 2012: 52). Darüber hinaus lässt sich zeigen, dass Praktiken des *doing gender* nicht bloß um die Menge, sondern auch um die Art des Fleisches (Wilk 2013) und die Art und Weise des Essens (Setzwein 2004:

1 Christlich-Soziale Union auf Instagram 2023.

168–197) angeordnet sind. Zu den klassenspezifischen und moralischen Grenzziehungen rund um Fleisch vgl. Einhorn in diesem Band.

Durch die in den letzten Jahren gestiegene Relevanz veganer und vegetarischer Ernährung hat sich an der Vergeschlechtlichung von Ernährungspraktiken – in der Breite – einerseits wenig geändert: Die Verbindung von Stärke und Männlichkeit wird beispielsweise von Fleisch auf den Nährstoff Protein verschoben (Winter 2022). Andererseits lässt sich zeigen, dass der Trend zu veganer Ernährung und anderen Ernährungsstilen mit einem grundsätzlichen Wandel von Ernährung hin zu einem Medium der Selbstdarstellung und -optimierung und der allgemeinen Verlagerung der Verantwortung für gesellschaftliche Risiken auf das Individuum einhergeht (Brunner 2011: 203). Ernährung adressiert in diesen neoliberalen Diskursen nicht nur unmittelbar körperliche und gesundheitliche Risiken, sondern der Körper gilt als sichtbarer Ausdruck von *Employability*: Der Neoliberalismus führe, so Paula-Irene Villa, zu einer Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse, einer Auflösung des Normalarbeitsverhältnisses und so zu einer Verschärfung von Unsicherheiten, die sich auf den Körper und damit Ernährung auswirken, indem dieser als Zeichen des Willens zur Arbeit (an sich selbst) diene (Villa 2013: 69).

Und damit steht die konkrete Essenspraxis und die daran gekoppelte Verkörperung in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung. Denn mit dem Strukturwandel der Erwerbsarbeit verlieren etablierte Geschlechterkonstruktionen zunehmend ihre Grundlage, bleiben aber normativ einflussreich: »Dies hat vor allem im Bereich prekärer Beschäftigungsverhältnisse zur Folge, dass Anspruch und Wirklichkeit auseinanderklaffen und dass das kontrafaktische Festhalten an dem industriegesellschaftlichen Männlichkeitsverständnis wachsende Irritationen nach sich zieht.« (Meuser/Scholz 2012: 37) Diese Männlichkeit baut(e) zentral auf der Funktion und dem Selbstverständnis als *Familienernährer*, zumeist mittels körperlicher (Industrie-)Arbeit, auf, während Weiblichkeit mit der häuslichen Carearbeit (und der schlussendlichen alltäglichen Versorgung) verbunden war und ist.

Die Zusammenhänge von Ernährung und Geschlecht, die von rechtspopulistischen Akteur:innen ins Feld geführt werden, sind demnach keine, die von ihnen allein besetzt werden und schon gar nicht von ihnen eingeführt wurden. Vielmehr baue ich auf der These auf, dass der Rechtspopulismus diese gesellschaftlich etablierten Verknüpfungen von Ernährungspraxis und Geschlecht systematisch zuspitzt und sie sich zunutze macht, um damit aus ethischen und ökologischen Problemen Fragen der Zugehörigkeit und Identität zu machen. Vor diesem Hintergrund gehe ich im Folgenden der Frage nach, wie Ernährungspraktiken in rechtspopulistischen diskursiven Praktiken thematisiert werden und welche Geschlechterkonstruktionen, insbesondere Männlichkeitskonstruktionen, hiermit verbunden sind.

Um diese Fragen zu bearbeiten, werde ich im folgenden Abschnitt (1) die grundlegenden Begriffe und theoretischen Annahmen bezüglich Rechtspopulismus und Geschlecht, bzw. Männlichkeit/en klären. Zentral wird hierbei das Konzept sein, Fleischkonsum als »autoritär-maskulinistische Identitätspolitik« (Sauer/Penz 2023) zu betrachten. Anschließend (2) werde ich drei solcher Identitätsangebote skizzieren. Die Grundlage bilden dazu sozialwissenschaftliche Literatur und eine explorative Untersuchung von diskursiven Praktiken der AfD als parlamentarischer Vertreterin des Rechtspopulismus in Deutschland aus den letzten zehn Jahren. Im Materialkorpus wurden offizielle Veröffentlichungen auf den Homepages der AfD und von Politiker:innen der AfD, sowie Veröffentlichungen der Partei und von Politiker:innen der Partei auf Social Media aufgenommen. Abschließend (3) werde ich in einem Fazit einen Ausblick zur Rolle von Ernährungspolitik im Kontext zunehmender Faschisierung vornehmen.

2 Männlichkeit und Rechtspopulismus

Ernährung betrachte ich nicht bloß als Frage der individuellen Essenspraxis, sondern umfassender als Teil des »sozialen Stoffwechsels« (Fischer-Kowalski/Weisz 1998) und als gesellschaftliches Naturverhältnis. Damit ist im Anschluss an marxistische Perspektiven sozial-ökologischer Forschung »ein durch die gesellschaftlichen Produktions- und Konsumtionsprozesse (…) strukturierter und durch soziale Wahrnehmungen und Deutungen hegemonial definierter, aber nicht beliebig konstruierbarer materiell-stofflicher Zusammenhang« adressiert (Brand/Wissen 2011: 15).

Darüber hinaus, so betonen die feministischen *Science and Technology Studies*, sind Produktion und Konsum untrennbar mit vergeschlechtlichten Verkörperungen zu betrachten. Denn der tatsächliche, körperliche Metabolismus ist »der Ort, an dem Gesellschaft und Kultur *verdaut* und biologisch transformiert werden, ebenso wie die Nahrungs-Umwelten von Menschen und Tieren sozial und kulturell geformt sind« (Landecker 2010: 135). Es geht also darum, symbolische und materielle Dimensionen von Geschlecht und Ernährung in ihrem Zusammenspiel zu verstehen (Paulitz/Winter 2017, 2018). Dies ist im vorliegenden Kontext relevant, da ich davon ausgehe, dass es mit der rechtspopulistischen Ernährungspolitik und den damit verbundenen diskursiven Strategien um mehr geht als um die Frage, ob Fleisch gegessen werden *darf* oder nicht. Vielmehr müssen diese Strategien im Kontext einer rechten Wirtschafts- und Familienpolitik, also im Sinne umfassender Gesellschaftspolitik und Prozesse allgemeiner Faschisierung (Eiden-Offe 2026) gedeutet werden.

Mit Cas Mudde (2020) kann der Rechtspopulismus als »(dünne) Ideologie« gelten, »nach der die Gesellschaft letztlich in zwei homogene und antagonistische

Gruppen gespalten ist, das anständige Volk und die korrupte Elite, und Politik ein Ausdruck der *Volonté générale* (des Gemeinwillens) des Volkes sein sollte« (Mudde 2020: 20–21). Das Erzeugen eines *wir* gegen *die (da oben)* ist demnach die grundlegende politische Strategie, die hier als populistisch bezeichnet wird.[2] Rechte und rechtsextreme Spielarten zeichnen sich dabei durch eine Ideologie aus, die Ungleichheiten naturalisiert und die es deshalb auch nicht als Aufgabe des Staates erachten, Ungleichheiten zu bearbeiten (Mudde 2020: 41). Dazu gehören alle sozialen Ungleichheiten, insbesondere aber Rassismus, Ableismus und Sexismus.

Mit der *Neuen Rechten* hat sich diese Ideologie aber deutlich modernisiert, wie Ines Aftenberger (2007) an deren biologistischen Frauenbild zeigt: Die oben skizzierten Veränderungen und Strukturwandlungen »motivierten die Neue Rechte, den aggressiven Sexismus traditioneller Kreise aufzugeben und von einer prinzipiell gleichwertigen, aber genetisch unterschiedlich determinierten Position von Männern und Frauen auszugehen« (Aftenberger 2007: 71). Betont und verteidigt wird die als natürlich angenommene Zweigeschlechtlichkeit und vor allem Differenz zwischen Männern und Frauen, mit der die Zuweisung von unterschiedlichen gesellschaftlichen Positionen einhergeht. Mudde (2020: 189–190) bezeichnet dies als »*benevolenten (wohlwollenden) Sexismus*«, den er vom »*hostile (feindseligen) Sexismus*« (Hervorhebungen im Original) abgrenzt.

Die Kategorie Geschlecht bietet dem Rechtspopulismus also ein vielfältiges Betätigungsfeld, dass sich insbesondere im *Anti-Gender-Diskurs* manifestiert, der Gleichstellungspolitiken, Geschlechterforschung und LGBTQI+-Initiativen vorwirft, diese vermeintlich *natürliche Ordnung* zu unterminieren (Hark/Villa 2015; Butler 2025). Agnieszka Graff und Elżbieta Korolczuk (2024: 53) zeigen in einer ausführlichen Analyse des polnischen Diskurses, dass der Begriff *Gender* von rechtspopulistischen Akteur:innen affektiv mit verschiedenen Ängsten vor Verlust und Abstieg aufgeladen wird und dass damit eine »Kluft zwischen unschuldigen Menschen, die ein normales Leben führen, und korrupten Eliten moralisiert werden kann« (Graff/Korolczuk 2024: 77).

Breit rezipiert wurde die These, dass der Rechtspopulismus mit einer Form der Männlichkeit verbunden ist, die als *petro-masculinity* beschrieben wird: Cara Daggett (2018) argumentiert, dass das Festhalten an fossilen Brennstoffen nicht bloß eine Frage von Lebensstilen ist: »Through the rosy nostalgia afforded by petro-masculine identity, the affront of global warming or environmental regulations appear as insurgents on par with the dangers posed by feminists and queer movements seeking to leach energy and power from the state/traditional family.« (Daggett 2018:

2 Rechtspopulismus verwende ich im Folgenden nicht als Einordnung der AfD zwischen rechtskonservativer und rechtsextremer Politik (siehe dazu etwa die Beiträge in Mense/Goetz 2024), sondern als analytischen Begriff, der auf diese Bildung von Antagonismen fokussiert.

33) Die Verbindung von Rechtspopulismus mit Geschlecht ist also eine, die eindeutig vergeschlechtlichte traditionelle Lebensstile und Familienmodelle naturalisiert und nostalgisch damit verbundene Verlustängste affektiv besetzt.

Birgit Sauer und Otto Penz (2023: 129) deuten diese rechte Strategie als »autoritär-maskulinistische Identitätspolitik«: »Diese ist eine zentrale Dimension der Wiedererlangung von Identität, zum Beispiel von nationaler oder völkischer, aber auch von weißer männlicher Identität, die durch die Moderne laut rechter Krisenrhetorik bedroht sei.« Als solche bietet der Rechtspopulismus sowohl die Krisenerzählung, mit der reale soziale Umwälzungen und Strukturwandlungen affektiv angstvoll aufgeladen werden, als auch die Lösung in einem vermeintlichen *Zurück* zur sozialen Sicherheit, das in einer bestimmten männlichen Identität aufgehoben ist. Im Folgenden werde ich untersuchen, welche Form diese Männlichkeiten in der Politik der AfD in Deutschland annehmen und welche Rolle Ernährung dabei spielt.

3 Ernährung und »maskulinistische Identitätspolitik«

Das Material der folgenden explorativen Analyse umfasst das Wahlprogramm der Partei von 2025 und die Webseiten der AfD (der Partei, der Bundestagsfraktion und einzelner Politiker:innen). Diese wurden nach Begriffen *Ernährung*, *Fleisch*, *Vegan*, *Männer*, *Wurst* durchsucht. Dazu kommen die Auftritte in den Sozialen Medien (Instagram, TikTok) der Partei und deren Politiker:innen. Diese spielen als Agitationsraum für die Verbreitung antifeministischer Positionen durch rechte Akteur:innen eine wesentliche Rolle (Meier-Arendt 2023; Kracher 2026). Die so erhobenen Daten habe ich nach dem Kodierparadigma der Grounded Theory (Strauss/Corbin 1996) ausgewertet.[3] Interessant ist für die Untersuchung der Männlichkeitskonstruktionen nicht primär, dass die Behauptungen teilweise offensichtlich falsch und absurd sind, sondern welche Art von Referenzen und Antagonismen gebildet werden und wie diese mit Männlichkeitskonstruktionen gefüllt werden. Im Folgenden stelle ich drei Formen »maskulinistischer Identitätspolitik« mit Bezug auf Ernährung vor, die ich im Material identifiziert habe: den *starken Mann*, den *Ernährer* und den *kleinen Mann*.

3 Zur Auswertung habe ich das open source Programm openQDA (https://openqda.org) eingesetzt.

3.1 Fleisch für den *starken Mann*

Im gegenwärtigen Rechtspopulismus wird ein bestimmtes Ideal des Männerkörpers verfolgt. In kondensierter Form zeigt sich dieses Körperideal in einem viel beachteten Social Media-Video[4], in dem sich Maximilian Krah an junge Männer richtet:

> »Der Testosteronspiegel junger Männer sinkt und sinkt. Das macht Männer weniger durchsetzungsfähig, sondern jammernd. Opfer! Soft und schwach. Ja, das hat etwas mit Ernährung zu tun. Von Soja wachsen keine Muskeln. Iss Fleisch, ernähre dich gesund, geh in die Gym [sic!].« (@maximilian_krah 2025)

Diese Sequenz stellt den Konsum von Fleisch in den Kontext einer größeren Erzählung. Im Vordergrund steht eine Apokalyptik, die männliche Hegemonie zunehmend in Gefahr sieht. Das Untergangsszenario des sinkenden Testosteronspiegels wird auf Männer allgemein bezogen und spielt damit auf die vom Rechtspopulismus behauptete *Krise der Männlichkeit* an, nach der Männer keine *richtigen Männer* mehr seien. Diese *Krise* wird mit dem Verzehr von Soja statt Fleisch verbunden. Es wird behauptet, dass nur Fleisch die Virilität erzeugen könne, die *richtige* Männlichkeit auszeichne. Der AfD-Politiker greift hier mehrere Register gegenwärtiger rechter Körper- und Geschlechterpolitiken auf. Die Soja-Referenz spielt auf das rechte Meme des »Soy-Boy« an: »a figuration used in internet-based discourse on social media or forums such as Reddit to name an inferior, weak and feminised male subject. Within this narrative, a soy boy typically sympathises or identifies with left-wing and liberal causes and groups.« (Clemens/Flannery 2023: 2) Damit wird Fleischverzicht oder -reduktion einerseits mit allgemeiner Schwäche verbunden und so abgewertet und feminisiert, andererseits wird der Grund der ausgemachten Bedrohung von Männlichkeit zwar nicht explizit benannt, aber lässt sich implizit auf Forderungen nach Reduktion des Fleischkonsums durch verschiedene Akteur:innen wie Parteien, Medien oder NGOs beziehen. Als Konsequenz werden die Männer direkt angesprochen: »Iss Fleisch!« wird als vermeintlich widerständige Handlung propagiert, mit der die angesprochenen jungen Männer sich ihre *Manneskraft* (wieder) aneignen könnten.

Fleischessen wird damit zu einem Ausdruck maskulinistischer Identitätspolitik, mit der sich die hier forcierte starke und durchsetzungsfähige Männlichkeit gegen zwei Gruppen positioniert: Zum einen auf der homosozialen Achse gegenüber anderen Männlichkeiten, die feminisiert und als *Opfer* abgewertet werden; zum anderen gegenüber jenen Akteur:innen, die eine Reduktion des Fleischkonsums fordern und damit den Untergang von Männlichkeit fördern würden. Dies erfolgt durch ein Körperbild, das sich durch Referenzen zum soldatischen *harten*

4 Zur Transkription habe ich die open source Software aTrain verwendet (Haberl et al. 2024).

»Körperpanzer«, wie ihn Klaus Theweleit (2020 [1977/1978]) anhand der Freikorps in den 1920er Jahren analysiert hat,[5] und das sich durch seine Abwehr von allem, was als schwach und weiblich angesehen wird, auszeichnet. Diese Härte, so kann psychoanalytisch argumentiert werden, erfährt ihren Lustgewinn durch Zerstörung und Gewalt. Mit Bezug auf Daggett weist David Rooney (2025) nach, dass *petromasculinity* nicht nur fossile Brennstoffe affektiv auflädt, sondern auch tierliche Lebensmittel: »the pleasure of ›rolling coal‹ and excessive hamburger consumption are borne not from ignorance of climate change, but an outright refusal to care about the stakes involved.« (Rooney 2025: 6) Der *starke Mann* zeichnet sich durch die zuweilen rücksichtslose Herrschaft über die Natur aus.

3.2 Der Mann als *Ernährer*

Die zweite Hälfte des oben analysierten Videos von Krah verbindet die Rolle des starken Männerkörpers mit der Position von Männern im gesellschaftlichen Geschlechterverhältnis:

> »Sei ein Mann und entwickle Verantwortungsbewusstsein. Wir brauchen Väter, junge Väter. Steh für andere ein und vor allen Dingen für dich und deine Überzeugung. Unser Land wird nicht wieder gesund von jammernden, rumopfernden Soja-Sörens. Was wir brauchen, ist Überzeugung und Leidenschaft. Kampfesmut und der Glaube an unsere Zukunft. Wir brauchen Siegfried!« (@maximilian_krah 2025)

In dieser zweiten Sequenz wird deutlich, dass es nicht allein um die individuellen Männer geht. Vielmehr wird die traditionelle Position im Geschlechterverhältnis des *Ernährers* gezeichnet, die den Mann als verantwortungsbewusstes Familienoberhaupt setzt. Die Aufforderung zum Fleischkonsum, um einen starken Körper zu formen, wird eingebettet in die implizite Forderung nach einer traditionellen Familie, in der Männer bereits in jungem Alter zu Vätern werden und Nachwuchs bekommen. Damit lässt sich in dem Video auch ein Bezug auf die widersprüchliche rechte Sexualpolitik ausmachen. Denn, wie Dagmar Herzog (2025) herausarbeitet, zeichnet sich diese zwar durch ein konservatives Verständnis von Familie und Reproduktion aus, aber gleichzeitig auch durch »a message of permission, of license, of impunity.« (Herzog 2025: 17). Die Stärke und Durchsetzungsfähigkeit der im Rechtspo-

5 Simon Strick argumentiert, dass sich rechte Akteur:innen der historischen Kontinuitäten durchaus bewusst sind und für ihre Zwecke einsetzen. Sie würden »in Theweleits Enzyklopädie faschistoider Körpergefühle und Freikorps-Rhetoriken brauchbare – d.h. Meme-fähige – Selbstbeschreibungen und Subjekttechnologien finden. Die Protagonist:innen artikulieren Neofaschismus und Nationalradikalismus innerhalb der Gefühls- und Körperregister der neoliberalen Postmoderne.« (Strick 2019: 226)

pulismus idealisierten Männlichkeit ist mit einer dominanten Heterosexualität verbunden, die mit dem Verweis auf Testosteron naturalisiert wird, aber gleichzeitig durch Fleisch (dessen moralische *Straffreiheit* ebenfalls versprochen wird) und Training, durch Arbeit an sich selbst, (wieder) hergestellt werden müsse (Strick 2019).

Semantisch taucht dann nach der unbestimmten Bedrohung und der direkten Ansprache der jungen Männer das »wir« auf, in das diese Männer einbezogen werden: »Unser Land«. Dieses Land wird als *krank* beschrieben; nicht zuletzt wird so ein Kampf heraufbeschworen, der Mut und Zuversicht starker Männer erfordere. Die männliche Identität, die hiermit angeboten wird, grenzt sich durch die Gegenüberstellung von »Sören« und »Siegfried« von progressiven Männlichkeiten linker und bildungsbürgerlicher Milieus ab. Sinkender Fleischkonsum wird mit männlicher Degeneration – sinkender Testosteronspiegel – und einem als Bedrohung wahrgenommenen demografischen Wandel assoziiert.

Implizit stecken in Krahs Video damit zwei Referenzen auf recht(sextrem)e Ideologien.[6] Erstens ist die rechtspopulistische und rechtsextreme Sicht auf den demografischen Wandel zutiefst rassistisch,[7] was sich vor allem durch die Betonung des *wir* hier zeigt. Denn das rechte Ideal der Kleinfamilie mit traditioneller Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau gilt dort »als Keimzelle von Volk und Nation, (…) bildet sie doch ein Scharnier zwischen ethnopluralistischen Ideen, dem ›Erhalt echter Originalität‹ von ›Völkern‹ und den Vorstellungen eines Bollwerks gegen den angeblichen Austausch der Mehrheitsbevölkerung« (Sauer/Penz 2023: 106). Und für die hierin vorgesehene gesellschaftliche Position von Männern spielt die oben beschriebene »Resouveränisierung von Männlichkeit« (Forster 2006) durch eine »Wiederermächtigung (bzw. Re-Rassisierung) weißer, männlicher Sexualität« (Strick 2019: 221–222) – in diesem Fall erreicht durch Fleischkonsum – eine zentrale Rolle. Im Hintergrund des Aufrufes von Krah steht damit eine Verknüpfung von Heterosexualität, Familie und Reproduktion einer als ethnisch *rein* imaginierten Nation. Zweitens ist der Aufruf, zum »Siegfried« zu werden nicht zufällig. Denn die Nibelungensage ist ein fester Bestandteil rechtsextremer Symboliken und taucht beispielsweise vielfach im Zusammenhang mit *Rechtsrock*-Bands auf, wobei »auf

6 Eine weitere, explizite, rechte und rechtsextreme Referenz ist, dass in einer hier nicht wiedergegebenen Zeile aus Krahs Video gefordert wird, dass Studenten in eine Burschenschaft und damit rechten Männerbund eintreten sollen.

7 Die autoritär-libertäre Freiheitsverteidigung, Fleisch essen zu *dürfen*, wird auch rassistisch aufgeladen, indem angebliche Verbote von Schweinefleisch skandalisiert werden und Muslime als *die Anderen* ausgegrenzt werden (Glaser/Rahner 2022: 315); wie in folgendem Zitat: »Mettbrötchen, Schweineschnitzel und nicht-halal Gummibärchen sind normal in Deutschland, alles andere ist nicht normal und wird auch mit der AfD niemals die Norm werden. Und wer sich nicht an unsere Leitkultur anpassen mag oder kann, darf seine Gewohnheiten und Normen gerne leben – aber eben nicht bei uns.« (Alternative für Deutschland 2019b)

die Aspekte Kampf, Krieg, Stärke, Macht und das Ideal der Treue fokussiert« wird (Schuppener 2024: 177).

Es wird deutlich, dass Fragen des Fleischkonsums eingebettet sind in die umfassendere recht(sextrem)e Gesellschaftspolitik der AfD und nicht nur auf die vordergründige Forderung nach *Freiheit* der Nahrungswahl abzielt. Diese Politik wird im Wahlprogramm der AfD zur Bundestagswahl 2025 wie folgt ausgeführt, womit klar wird, dass Krahs TikTok-Video kein Ausreißer, sondern Linie der Partei ist:

> »Die Arbeit im Haushalt wird stark abgewertet und der Wert der Familien- und Erziehungsarbeit völlig unterschätzt. Mütter zählen in der ›woken‹ Gesellschaft nur, wenn sie einer Erwerbstätigkeit nachgehen und ihre Kinder möglichst schon im Babyalter in staatliche Ganztagsbetreuung geben. Familien sollen ein sicherer Hafen sein und müssen wieder wirtschaftlich und sozial im Mittelpunkt der Gesellschaft stehen. Der Staat darf nicht in die Familien hineinregieren, sondern muss für gute und gesunde Rahmenbedingungen sorgen.« (Alternative für Deutschland 2025)

In diesem Abschnitt des Wahlprogramms wird vermeintlich die Freiheit von Frauen verteidigt und die Abwertung feminisierter Arbeit kritisiert. Linke Positionen (»woke«) werden kritisiert, weil sie Mütter abwerten würden, wenn diese nicht arbeiten würden. Damit zeigt sich an dieser Stelle deutlich, was mit Mudde (2020) als »benevolenter Sexismus« beschrieben werden kann. Der vermeintlichen Zerstörung der Kleinfamilie durch Linke und den Staat, die hier in eins zusammenfallen, wird die Freiheit der einzelnen entgegengesetzt. Hinter dieser Freiheit steht aber die Annahme einer Natürlichkeit von Geschlecht, von der heterosexuellen Kernfamilie und vor allem der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung. Alles andere wird als illegitimes »Hineinregieren« bezeichnet, das die Freiheit des Privaten unterminiere. Aber »was hier wirklich auf dem Spiel steht, ist der soziale Status von Männern im Allgemeinen und die Rolle des Vaters in der Familie« (Graff/Korolczuk 2024: 32).

Es ist klar, dass Familie hier nur heterosexuelle Familien meint und dass undenkbar ist, dass Männer die häusliche Carearbeit übernehmen. In einer glorifizierenden Referenz auf die Vergangenheit der Industriegesellschaft, in der die Arbeitsteilung in den Familien vermeintlich klar gewesen sei, wird das *Ernährermodell* als Ideal präsentiert. Damit wird von der AfD eine einfache Antwort auf reale Krisen gegeben: »die Deregulierung von Lohnarbeit und formalen Arbeitsverhältnissen und die Veränderung von Geschlechterrollen [lösen] eine Krise der hegemonialen Ernährermännlichkeit auf sozialer und psychologischer Ebene aus.« (Wichterich 2011: 133) Der Identitätsentwurf des Familienernährers funktioniert dadurch, dass er eine wichtige Rolle innerhalb rechtspopulistischer Antagonismen (Sauer/Penz 2023, Kap. 5.2) einnimmt. Der Ernährer ist eine Identität, die im Rechtspopu-

lismus sowohl gegen Linke und das Bildungsbürgertum gestellt wird als auch gegen Migrant:innen.

3.3 Fleisch für den *kleinen Mann*

Die Afd und andere Rechtspopulist:innen inszenieren sich als Vertretung der Arbeiter:innenklasse. Dabei setzen die Argumentationen des rechten »Sozialpopulismus« auf eine »Kombination des rassistischen und chauvinistischen Gedankenguts der extremen Rechten mit der marktradikalen Logik des Neoliberalismus« (Dietl 2024: 211) und auf den Antagonismus zwischen der *politischen Elite* und dem *gemeinen Volk*. Deutlich wird dies in folgender Sequenz:

> »Mit der Forderung von SPD, Grünen und CDU nach einer höheren Mehrwertsteuer auf Fleisch erreicht die Klimahysterie in Deutschland einen neuen Höhepunkt. Mit den Plänen, das Grundnahrungsmittel Fleisch absichtlich zu verteuern, zeigen die Altparteien, dass sie das Gespür für den ›kleinen Mann‹ endgültig verloren haben. Denn vielen Menschen in Deutschland würde durch die drohende Preiserhöhung für den Sonntagsbraten oder die Grillwurst ein Stück Lebensqualität verloren gehen.« (Alternative für Deutschland 2019a)

In dieser Argumentation der AfD werden Maßnahmen zum Klimaschutz durch Grüne, SPD und CDU als ein Elitenprojekt dargestellt, das zu Lasten unterer gesellschaftlicher Schichten gehe. Die Figur des *kleinen Mannes* wird explizit aufgerufen und die AfD inszeniert sich als diejenige Partei, die den Kontakt zur Arbeiter:innenklasse nicht verloren habe – im Gegensatz zu den anderen Parteien. Suggeriert wird, die als »Klimahysterie« diffamierte Politik wäre eine Zumutung für Arbeiter:innen und die AfD schütze den »kleine(n) Mann« davor. Neben der vermeintlichen Anwaltschaft für die marginalisierten sozialen Schichten bedient sich die AfD aber auch des oben bereits erwähnten libertären Freiheitsverständnisses und verknüpft diese beiden Topoi:

> »Anstatt Bürgern selbst zu überlassen, ob sie sich fleischlich ernähren möchten oder nicht, greift die vegetarische Volkserziehung immer brachialer durch. Jüngstes Beispiel: Der Volkswagen-Konzern streicht jegliche fleischliche Gerichte einschließlich der dort traditionellen Currywurst aus dem Speiseplan seiner Kantine im Wolfsburger Markenhochhaus« (Alternative für Deutschland 2021)

Die Inszenierung in dieser Sequenz baut darauf auf, dass die AfD den *kleinen Mann* – hier: die Arbeiter:innen bei VW[8] – verteidigt gegen eine »vegetarische Volkser-

8 Sighard Neckel deutet den Fall »VW-Currywurst« als »ökologische Distinktion«, da in den Kantinen der Produktionshallen weiterhin die Wurst aus Fleisch angeboten wird: »In frühe-

ziehung«, die »brachialer« wird. Die Argumentation baut auf einer Konstruktion von Freiheit auf, die als »libertärer Autoritarismus« bezeichnet werden kann: Amlinger und Nachtwey (2022: 15–17) skizzieren damit eine Haltung, die sich nicht dadurch auszeichnet, sich Führerpersönlichkeiten zu unterwerfen, sondern der Selbstermächtigung diene. Zentral ist dabei aber die Gegnerschaft zu den konstruierten *Anderen*, denn mit diesen könne »es keine räsonierende Aushandlung geben, schließlich folgen *die anderen* stets finsteren Absichten und geheimen Plänen« (Amlinger/Nachtwey 2022: 17 H.i.O.). Die Forderung nach Fleischreduktion wird rechtspopulistisch als Angriff einer Elite auf die *normalen Leute* dargestellt und damit zu einer Identitätsfrage.

Die Verteidigung des Fleischkonsums für den *kleinen Mann* ist nicht nur als eine sozioökonomische Position zu verstehen. Sauer und Penz (2023: 134–136) weisen in diesem Kontext auf die Widersprüchlichkeit der rechtspopulistischen Anrufung des *kleinen Mannes* hin, handele es sich doch hier um eine »marginalisierte Männlichkeit«, wie sie Raewyn Connell (2015 [1999]: 129–135) von hegemonialer Männlichkeit unterschieden hat. Der Widerspruch, so Sauer und Penz, werde auf zwei Arten überbrückt. Einerseits wird der *kleine Mann* als marginalisierte Männlichkeit in die autoritäre Formierung einbezogen, indem »die rechte Rhetorik das Versprechen [enthält], dass eine charismatisch-maskulinisierte Führung diese Gruppe erhöhen und ihr neue (Selbst-)Sicherheit verschaffen kann« (Sauer/Penz 2023: 134–135). Andererseits sehen die Autor:innen mit Bezug auf Carol Johnson (2022) eine Verbindung des Konstruktes des *kleinen Mannes* mit dem Konstrukt der »protective masculinity«: Männer können sich als Beschützer inszenieren – von Frauen, von Kindern und des »Volkes«: eine Konstellation, in der der *starke Mann*, der *Ernährer* und der *kleine Mann* potentiell als Identitätsanker zusammenfallen.

4 Fazit: Fleisch – ein »identitäres Bedürfnis«

Hinter den Positionen der AfD und anderer Rechtspopulist:innen zum Fleischkonsum steht ein gezieltes Ansprechen von Abstiegsängsten, realem Machtverlust von Männern im Geschlechterverhältnis und die allgemeine Angst, *abgehängt* zu werden. »Eine wesentliche Quelle der Angst ist der hemmungslose Individualismus der zeitgenössischen Kultur, die Aushöhlung der Gemeinschaft und die wachsende

ren Zeiten hielten Angestellte darauf, sauber, korrekt und loyal gegenüber dem Unternehmen zu sein. Im Aussehen, den Gewohnheiten und im Lebensstil legte man Wert darauf, mit Proletariern nicht verwechselt zu werden. Seit VW die fleischlose Kantine in seinem Markenhochhaus eingeführt hat, kann dieses ständische Selbstbewusstsein jedenfalls im Volkswagenwerk wieder zahlreiche geschmackliche Anknüpfungspunkte finden, nunmehr im Zeichen der Nachhaltigkeit.« (Neckel 2022: 80)

Instabilität des Alltagslebens.« (Graff/Korolczuk 2024: 53) Als solches stellt der Rechtspopulismus eine Gegenbewegung zum Neoliberalismus und dessen Werten und kultureller Ordnung dar (Graff/Korolczuk 2024: 100). Der Neoliberalismus steht im Kontext von Ernährung für das »modern subject of food choice« (Coveney 2006). Diese Subjektivierung ist damit verbunden, dass gesellschaftliche Probleme auf das Individuum abgewälzt werden – Klimakrise, tierethische Fragen, Gesundheit. Auf diese komplexen gesellschaftlichen Krisen hat der Rechtspopulismus einfache Antworten und spricht entsprechende Affekte an. Deutlich wird dies einerseits am rechtspopulistischen Anti-Gender-Diskurs, der suggeriert, dass »Gender Studies und Gleichstellungspolitik das alltägliche Ausleben traditioneller Männlichkeit/Weiblichkeit verbieten würden, wodurch scheinbar ein Deutungsmachtverlust und zugleich eine Beschämung jener stattfindet, die derartige Lebensentwürfe teilen« (Scherke 2021: 278). Katharina Scherke argumentiert emotionssoziologisch, dass der Rechtspopulismus »Scham-Wut-Spiralen« ausnutze, die diese Scham in gezielte Wut gegen die »linke Elite« oder Migrant:innen verwandelt. Ähnliches zeigt sich auch beim Fleisch, denn die AfD gibt sich als Partei aus, die sich für Tierwohl einsetzt, ohne aber die allgemeinen Haltungsbedingungen in der Tier- und Fleischindustrie zu kritisieren. Gelenkt wird die Wut in diesem Fall einseitig auf die Praxis des Schächtens und auf Politiken, die zulasten von Bäuer:innen und Verbraucher:innen gehen würden, um Ziele des Klimaschutzes oder Ähnliches zu erreichen.

Insgesamt fügt sich damit die Ernährungspolitik in die rechtspopulistische Gesellschaftspolitik ein. Fleisch nimmt dabei eine zentrale Rolle ein und steht symbolisch für eine Politik des Anti-Feminismus und der Anti-Ökologie. Das Essen von Fleisch stellte in der fordistischen Industriegesellschaft eine Selbstverständlichkeit und Normalität für viele dar, womit die Verteidigung des *Normalen* der AfD für eine klare gesellschaftliche Ordnung steht (Lessenich 2023: 117): Männer und Frauen haben klar zugewiesene gesellschaftliche Plätze, wobei der Mann die Position des arbeitenden Familienernährers und damit -oberhaupts innehat. In dieser Ordnung herrscht der Mann über die Natur, d.h. über die Umwelt und die Tiere. Und: In dieser Ordnung gibt es einen positiven Bezug auf die Nation und die Abwertung, derer, die nicht dazu gehören (sollen). Aber: Diese industriegesellschaftliche Normalität ist Vergangenheit. Sie gibt es nicht mehr bzw. hat in der Form gar nie existiert.

Das Eingangszitat dieses Textes habe ich bewusst nicht von der AfD, sondern von der CSU gewählt. Der Grund dafür ist nicht, dass ich davon ausgehe, dass die CSU eine rechtspopulistische Partei ist. Die Auswahl dieses Zitats soll stellvertretend für den »bürgerlichen Resonanzraum« (Mense 2024) stehen, in dem die analysierte rechtspopulistische Ernährungspolitik sich entfaltet. Der Instagram-Post kann als Beleg für den »radikalisierten Konservatismus« (Strobl 2021) dienen, der sich in Sprache und Strategie am Rechtspopulismus orientiert. Thorsten Mense (2024) argumentiert, dass der Erfolg rechter Positionen aus einem »identitären

Bedürfnis« nach stabilen Bezügen resultiere. Dieses Bedürfnis lasse sich auf gesellschaftliche Prozesse zurückführen. Das Bedürfnis nach der Identifikation mit einer sicheren Position steige, so Mense, in Relation zu den multiplen Krisen. »Die Zugehörigkeit zu (.) als naturgegeben wahrgenommenen Kollektiven gilt als nicht verhandelbar, da sie – und die damit verbundene gesellschaftliche Stellung und ihre Privilegien – den Mitgliedern qua Geburt zustehen« (Mense 2024: 67). Anrufungen des identitären Bedürfnisses sind etwa auch die Verteidigung der VW-Currywurst von Alt-Bundeskanzler Schröder als »Kraftriegel« für die Arbeiter:innen oder eben das medienwirksame und demonstrative Fleischessen von Markus Söder. Fleisch ist kein körperliches Nahrungsbedürfnis mehr, es ist ein identitäres Bedürfnis.

Ernährung ist eine Arena von Machtkämpfen um Geschlechterverhältnisse und um Zugehörigkeiten. Der Rechtspopulismus greift die gesellschaftlich weitverbreitete Erzählung der *Krise der Männlichkeit* auf und spitzt sie strategisch dahingehend zu, dass gesellschaftliche Umbrüche und Unsicherheiten als abzuwehrender Angriff auf sichergeglaubte oder bereits verlorene Privilegien gedeutet und affektiv wirksam werden – wie das Privileg, ungehemmt Fleisch zu essen und der Anerkennung durch die Position als *Ernährer* und damit verbundener Abhängigkeitsverhältnisse.

Literatur

Aftenberger, Ines (2007): Die Neue Rechte und der Neorassismus, Graz: Grazer Universitätsverlag Leykam.

Alternative für Deutschland (AfD) (2019a): »Grundnahrungsmittel Fleisch nicht zum Spielball von Klimahysterikern machen«, in: AfD Kompakt. URL: https://afdkompakt.de/2019/08/07/grundnahrungsmittel-fleisch-nicht-zum-spielball-von-klimahysterikern-machen/ (vom 05.07.2026).

Alternative für Deutschland (AfD) (2019b): »Keine Currywurst? Wer Schweinefleisch in Kitas verbietet, kapituliert vor Migration«, in: AfD Kompakt. URL: https://afdkompakt.de/2019/07/23/keine-currywurst-wer-schweinefleisch-in-kitas-verbietet-kapituliert-vor-migration/ (vom 05.07.2026).

Alternative für Deutschland (AfD) (2021): »Die Bürger entscheiden selbst, ob sie Fleisch oder Currywurst essen!«, in: AfD Kompakt. URL: https://afdkompakt.de/2021/08/11/die-buerger-entscheiden-selbst-ob-sie-fleisch-oder-currywurst-essen/ (vom 05.07.2026).

Alternative für Deutschland (AfD) (2025): Programm der Alternative für Deutschland für die Wahl zum 21. Deutschen Bundestag, Berlin: Alternative für Deutschland.

Amlinger, Carolin/Nachtwey, Oliver (2022): Gekränkte Freiheit. Aspekte des libertären Autoritarismus, Berlin: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (1987): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Brand, Ulrich/Wissen, Markus (2011): »Die Regulation der ökologischen Krise. Theorie und Empirie der Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse«, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 36(2), S. 12–34.

Brunner, Karl-Michael (2011): »Der Ernährungsalltag im Wandel und die Frage der Steuerung von Konsummustern«, in: Angelika Ploeger/Gunther Hirschfelder/Gesa Schönberger (Hg.), Die Zukunft auf dem Tisch. Analysen, Trends und Perspektiven der Ernährung von morgen, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 203–218.

Butler, Judith (2025): Wer hat Angst vor Gender?, Berlin: Suhrkamp.

Christlich-Soziale Union (CSU) (2023): »Landwirtschafts- und Ernährungsminister Cem Özdemir verhängt ein Fleischverbot in seinem Ministerium«, Instagram. URL: https://www.instagram.com/csu/p/Ct_eIq8quYq/ (vom 05.07.2026).

Clemens, Ruth/Flannery, Becket (2023): »›Soy Boy‹, Ecology and the Fascist Imaginary«, in: Rick Dolphijn/Rosi Braidotti (Hg.), Deleuze and Guattari and Fascism, Edinburgh: Edinburgh University Press, S. 341–361.

Connell, Raewyn (2015 [1999]): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, 4. Aufl., Wiesbaden: Springer VS.

Coveney, John (2006): Food, Morals and Meaning. The Pleasure and Anxiety of Eating, 2. Aufl., London/New York, NY: Routledge.

Daggett, Cara (2018): »Petro-masculinity. Fossil Fuels and Authoritarian Desire«, in: Millennium: Journal of International Studies 47, S. 25–44. https://doi.org/10.1177/0305829818775817

Dietl, Stefan (2024): »Neoliberal sozial? Die AfD und die soziale Frage«, in: Thorsten Mense/Judith Goetz (Hg.), Rechts, wo die Mitte ist. Die AfD und die Modernisierung des Rechtsextremismus, Münster: UNRAST, S. 202–213.

Eiden-Offe, Patrick (2026): »Was ist Faschisierung? Einige theorie- und begriffshistorische Überlegungen«, in: MERKUR 80(3), S. 5–20.

Fingerling, Verena (2024): Der Wandel des Fleischessens im Spiegel medialer Öffentlichkeit. Eine Diskursanalyse über kollektive Wissensbestände von der Nachkriegszeit bis heute, Wiesbaden: Springer VS.

Fischer, Ole (2015): »Männlichkeit und Fleischkonsum. Historische Annäherungen an eine gegenwärtige Gesundheitsthematik«, in: Medizinhistorisches Journal 50(1/2), S. 42–65. https://doi.org/10.25162/medhist-2015-0002

Fischer-Kowalski, Marina/Weisz, Helga (1998): »Gesellschaft als Verzahnung materieller und symbolischer Welten«, in: Karl-Werner Brand (Hg.), Soziologie und Natur. Theoretische Perspektiven, Opladen: Leske + Budrich, S. 145–172.

Flick, Sabine/Rose, Lotte (2012): »Bilder zur Vergeschlechtlichung des Essens. Ergebnisse einer Untersuchung zur Nahrungsmittelwerbung im Fernsehen«, in:

GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 4(2), S. 48–65. https://doi.org/10.25595/2591

Forster, Edgar (2006): »Männliche Resouveränisierungen«, in: Feministische Studien 24(2), S. 193–207.

Frerichs, Petra/Steinrücke, Petra (1997): »Kochen – ein männliches Spiel? Die Küche als geschlechts- und klassenstrukturierter Raum«, in: Irene Dölling/Beate Krais (Hg.), Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 231–255.

Glaser, Enrico/Rahner, Judith (2022): »Rechtspopulistische Agitation und Vereinnahmung von Kind(eswohl) – Auseinandersetzungen in und um Kita«, in: Raphael Bak/Claudia Machold (Hg.), Kindheit und Kindheitsforschung intersektional denken. Theoretische, empirische und praktische Zugänge im Kontext von Bildung und Erziehung, Wiesbaden: Springer VS, S. 311–322.

Graff, Agnieszka/Korolczuk, Elżbieta (2024): Anti-Gender-Politik im populistischen Zeitgeist, Zürich: Edition Patrick Frey.

Haberl, Armin/Fleiß, Jürgen/Kowald, Dominik/Thalmann, Stefan (2024): »Take the aTrain. Introducing an Interface for the Accessible Transcription of Interviews«, in: Journal of Behavioral and Experimental Finance 41, Art. 100891. https://doi.org/10.1016/j.jbef.2023.100891

Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (Hg.) (2015): Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen, Bielefeld: transcript.

Herzog, Dagmar (2025): The New Fascist Body, Berlin: Wirklichkeit Books.

Johnson, Carol (2022): »Feeling Protected. Protective Masculinity and Femininity from Donald Trump and Joe Biden to Jacinda Ardern«, in: Emotions and Society 4(1), S. 7–26. https://doi.org/10.1332/263169021X16310949038420

Kracher, Veronika (2026): Bitch Hunt. Warum wir es lieben, Frauen zu hassen, Berlin: Verbrecher Verlag.

Krah, Maximilian (@maximilian_krah) (2025): »Sei #Siegfried!«, TikTok. URL: https://www.tiktok.com/@maximilian_krah/video/7462779402091302166 (vom 05.07.2026).

Landecker, Hannah (2010): »Nahrung als Exposition. Epigenetik der Ernährung und die Molekularisierung der Umwelt«, in: Susanne Bauer/Christine Bischof/Stephan Gabriel Haufe/Stefan Beck/Leonore Scholze-Irrlitz (Hg.), Essen in Europa. Kulturelle ›Rückstände‹ in Nahrung und Körper, Bielefeld: transcript, S. 135–162.

Lessenich, Stephan (2023): Nicht mehr normal. Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs, Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Meier-Arendt, David (2023): »Antifeministische Männlichkeit(en) im Netz. Digitale Transformation und technisch vermittelte Agitation«, in: GENDER – Zeitschrift

für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 15(1), S. 57–71. https://doi.org/10.25595/2959

Mense, Thorsten (2024): »Autoritäre Formierung und identitäres Bedürfnis. Der Aufstieg der AfD im Kontext von Krise und gesellschaftlicher Rechtsentwicklung«, in: Thorsten Mense/Judith Goetz (Hg.), Rechts, wo die Mitte ist. Die AfD und die Modernisierung des Rechtsextremismus, Münster: UNRAST, S. 50–72.

Mense, Thorsten/Goetz, Judith (Hg.) (2024): Rechts, wo die Mitte ist. Die AfD und die Modernisierung des Rechtsextremismus, Münster: UNRAST.

Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2012): »Herausgeforderte Männlichkeit. Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie«, in: Meike Baader/Johannes Bilstein/Toni Tholen (Hg.), Erziehung, Bildung und Geschlecht. Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies, Wiesbaden: Springer VS, S. 23–40.

Mudde, Cas (2020): Rechtsaußen. Extreme und radikale Rechte in der heutigen Politik weltweit, Bonn: Dietz.

Neckel, Sighard (2022): »Die Kragenlinie der Currywurst. VW und die symbolische Ordnung von Nachhaltigkeit«, in: Uta Karstein/Marian Burchardt/Thomas Schmidt-Lux (Hg.), Verstehen als Zugang zur Welt. Soziologische Perspektiven, Frankfurt a.M./New York, NY: Campus, S. 71–80.

Paulitz, Tanja/Winter, Martin (2017): »Ernährung und (vergeschlechtlichte) Körper diesseits dichotomer Kategorien. Theoretische Sondierungen zur Untersuchung des ›Stoffwechsels‹ von Gesellschaft und Natur«, in: Leviathan 45(3), S. 381–403. https://doi.org/10.5771/0340-0425-2017-3-381

Paulitz, Tanja/Winter, Martin (2018): »Ernährung und vergeschlechtlichte Körper. Eine theoretische Skizze zur Koproduktion von Geschlecht, Embodying und biofaktischen Nahrungsmitteln«, in: Open Gender Journal 2. https://doi.org/10.17169/ogj.2018.37

Rooney, David (2025): »›They Want to Kill Our Cows. That Means You're Next‹: White Masculine Victimhood and the Green New Deal's War on Hamburgers«, in: Environmental Communication 19(8), S. 1363–1377. https://doi.org/10.1080/17524032.2025.2467418

Rüdig, Wolfgang (2014): »The Greens in the German Federal Elections of 2013«, in: Environmental Politics 23(1), S. 159–165. https://doi.org/10.1080/09644016.2014.878086

Sauer, Birgit/Penz, Otto (2023): Konjunktur der Männlichkeit. Affektive Strategien der autoritären Rechten, Frankfurt a.M./New York, NY: Campus.

Scherke, Katharina (2021): »Scham-Wut-Spiralen. Zur Instrumentalisierung von Emotionen im Rahmen des Populismus«, in: Sonja A. Strube/Rita Perintfalvi/Raphaela Hemet/Miriam Metze/Cicek Sahbaz (Hg.), Anti-Genderismus in Europa. Allianzen von Rechtspopulismus und religiösem Fundamentalismus. Mobilisierung – Vernetzung – Transformation, Bielefeld: transcript, S. 271–282.

Schuppener, Georg (2024): »Nibelungen-Adaptionen im Rechtsextremismus«, in: Litera: Journal of Language, Literature and Culture Studies/Litera: Dil, Edebiyat ve Kültür Araştırmaları Dergisi 34(1), S. 157–180. https://doi.org/10.26650/LITERA2023-1385907

Setzwein, Monika (2004): Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Sommer, Bernd/Schad, Miriam (2022): »Sozial-ökologische Transformationskonflikte. Konturen eines Forschungsfeldes«, in: Zeitschrift für Politik 69(4), S. 451–468. https://doi.org/10.5771/0044-3360-2022-4

Sommer, Bernd/Schad, Miriam/Kadelke, Philipp/Humpert, Franziska/Möstl, Christian (2022): Rechtspopulismus vs. Klimaschutz? Positionen, Einstellungen, Erklärungsansätze, Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet M. (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Weinheim: Beltz.

Strick, Simon (2019): »Reflexiver Neofaschismus. Gouvernementale Affekt- und Körperpolitiken in der ›Alternativen Rechten‹«, in: Body Politics – Zeitschrift für Körpergeschichte 7(11), S. 199–229. https://doi.org/10.12685/bp.v7i11.1520

Strobl, Natascha (2021): Radikalisierter Konservatismus. Eine Analyse, Berlin: Suhrkamp.

Theweleit, Klaus (2020 [1977/1978]): Männerphantasien, Sonderausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.

Villa, Paula-Irene (2013): »Prekäre Körper in prekären Zeiten – Ambivalenzen gegenwärtiger somatischer Technologien des Selbst«, in: Ralf Mayer/Christiane Thompson/Michael Wimmer (Hg.), Inszenierung und Optimierung des Selbst, Wiesbaden: Springer VS, S. 57–73.

Wichterich, Christa (2011): »Krise der Ernährermännlichkeit und neoliberale Gleichstellung durch die Krise«, in: Alex Demirović/Julia Dück/Florian Becker/Pauline Bader (Hg.), VielfachKrise. Im finanzmarktdominierten Kapitalismus, Hamburg: VSA, S. 129–145.

Wilk, Nicole M. (2013): »Vom ›Curryking‹ zum ›LadyKracher‹. Kultursemiotischer Wandel in der Werbung für Geflügelfleisch«, in: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 5(1), S. 120–128. http://dx.doi.org/10.25595/2609

Winter, Martin (2022): »Von der Fleisch- zur Proteinabteilung. Männlichkeitskonstruktionen, Fleisch und vegane Fleischalternativen«, in: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 14(3), S. 27–42. https://doi.org/10.3224/gender.v14i3.03

Queer Food als Analyseinstrument

Ernährung, trans* Körper und Prozesse intersektionaler Differenzierung

Stefan Wahlen und Tobias Diewald

1 Einleitung: Ernährung als vergeschlechtlichter und intersektional positionierter Ort

Ernährung ist tief in der Gesellschaft verankert. Wie, wo und mit wem gegessen wird – das sogenannte *Doing Food* – ist Ausdruck gesellschaftlicher Ordnungen. *Doing Food* wirkt auf und durch den Körper, erzeugt Zugehörigkeit, markiert Differenz oder produziert Scham. Die Ernährungssoziologie hat diese sozial und vor allen Dingen geschlechtlich strukturierende Kraft des Essens bereits vielfach herausgearbeitet (vgl. Barlösius 2016; Setzwein 2004). Dabei strukturieren Ernährungsweisen, Mahlzeiten und Portionierungen nicht nur symbolische Bedeutungen, sondern greifen auch körperlich ein: Sie bringen Geschlecht, Klasse, Race und sozialen Status hervor. Viele dieser Analysen beziehen sich jedoch implizit auf einen normierenden Durchschnittskörper – weiß, cis, schlank, *gesund* –, während Körper jenseits dieser Ordnungen nur selten berücksichtigt werden. Trans* Perspektiven bleiben in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Ernährungsforschung bislang weitgehend marginal (vgl. Diewald et al. 2025). Dabei machen gerade trans* Erfahrungen das Spannungsfeld zwischen Ernährung, Körper und Anerkennung besonders deutlich: In Situationen hormoneller Umstellung, medizinischer Versorgung, ökonomischer Prekarität oder sozialer Unsicherheit wird Ernährung zum Ort der Kontrolle und des Ausschlusses, aber auch der Selbstermächtigung und Fürsorge (vgl. Stryker 1994; Chen 2012; Puar 2017).

Im Folgenden verwenden wir *trans** als Oberbegriff für Personen, deren Geschlechtsidentität nicht (vollständig) mit dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht übereinstimmt und die sich innerhalb oder außerhalb der Geschlechterbinarität (Mann–Frau) verorten können (vgl. APA 2023). Trans* Personen können, müssen aber nicht, soziale, hormonelle, rechtliche und/oder körpermodifizierende Transitionen anstreben. Trans* Perspektiven sind in spezifischer Weise von Mar-

ginalisierungsformen geprägt, die aus cisnormativen[1], heteronormativen und weiteren Ungleichheitsordnungen resultieren. In diesem Beitrag fungieren trans* Ernährungserfahrungen daher als zentraler heuristischer Bezugspunkt, von dem aus sich Prozesse des Positionierens, Verkörperns und Normierens, die für das *Doing Food* insgesamt strukturierend sind, besonders deutlich beobachten lassen. Wir behaupten jedoch nicht, dass trans* Erfahrungen stellvertretend für alle anderen Differenzachsen stehen oder diese ersetzen könnten. Vielmehr verstehen wir trans* Perspektiven als einen von mehreren möglichen Ausgangspunkten, um zu zeigen, wie Ernährung an der Herstellung, Hierarchisierung und Infragestellung sozialer Differenz beteiligt ist und wie sich diese Prozesse mit anderen Kategorien wie Race, Klasse, Fatness oder (Dis)ability verschränken.

Diese Marginalisierungen verstehen wir im Sinne intersektionaler Theorien als Resultat verwobener Strukturprinzipien. Intersektionalität verstehen wir als Analyse der Wechselwirkungen dieser Strukturprinzipien – anknüpfend an Crenshaw (1989), Barlösius (2014) und den Mehrebenenansatz von Winker und Degele (2009). Diese Strukturprinzipien lassen sich nicht addieren, sondern bilden ein Geflecht von Differenzierungen und Benachteiligungen. Dabei ist entscheidend, dass intersektionale Analysen sowohl materielle Positionierungen und verkörperte Erfahrungen als auch kulturelle Repräsentationen gemeinsam in den Blick nehmen (vgl. Winker/Degele 2009; Hill Collins 2019). Unser Beitrag knüpft hier an und fokussiert Ernährung als eine Praxis, in der solche intersektionalen Differenzierungen besonders verdichtet sind. Unser Interesse gilt weniger den *Gruppenunterschieden* im klassischen Sinne als vielmehr den Prozessen des Differenzierens, in denen Subjekte und Körper im *Doing Food* relational positioniert, verkörpert und normiert werden. Prozesse der Differenzierung meinen dabei zunächst Beschreibungen und Praktiken, die Körper, Subjekte und Lebensweisen voneinander unterscheiden und in Relation zueinander setzen. Sie führen zu Ungleichheiten, wenn sie mit systematischen Hierarchisierungen, Entwertungen oder Ausschlüssen einhergehen, beispielsweise wenn bestimmte Positionen dauerhaft mit geringeren Ressourcen, Anerkennung oder Handlungsmacht verknüpft sind. Unser Queer-Food-Analyserahmen richtet den Blick auf jene Momente, in denen Differenz nicht nur beschrieben, sondern als weniger legitim, weniger *normal* oder weniger *essfähig* markiert wird und sich so in ungleich verteilte Chancen, Risiken und Belastungen übersetzt. Im weiteren Verlauf entfalten wir *Queer Food* als Analyserahmen entlang dreier miteinander verschränkter Dimensionen der Differenzherstellung im *Doing Food*: Positionieren, Verkörpern sowie Normieren und Regulieren.

---

1 cisnormativ bezeichnet die gesellschaftliche Annahme, dass alle Menschen *cis* seien, also sich mit dem bei Geburt zugewiesenen Geschlecht identifizieren, und dass diese Übereinstimmung der unhinterfragte Normalfall ist.

2 *Queer Food* als Analyseinstrument

Der Begriff *Queer Food* wurde bislang nur punktuell theoretisiert, taucht jedoch in unterschiedlichen Debatten auf: in Analysen zu »Queer Foodways«, die heteronormative Narrative in Ernährungs- und Agrarbewegungen kritisieren (Hoffelmeyer 2022), in Reflexionen zu queeren Räumen gegenseitiger Unterstützung und Gemeinschaftsbildung wie Bäckereien, Cafés oder Hausgemeinschaften (Lenart 2020), in Arbeiten zu Essen, Care und queeren Alltagspraktiken (Malatino, 2020) sowie in jüngeren Diskussionen zur Ernährungsunsicherheit, die »Queer Food Futures« aus der Perspektive der LGBTQIA+[2]-Community verhandeln (Leslie et al. 2023; Joy et al. 2025). Diese Beiträge verdeutlichen, dass Ernährung für queere Personen ein zentraler Ort von Zugehörigkeit, Verletzbarkeit, Sorge und politischer Organisierung ist. Die Prozesse, in denen Ernährung selbst Differenzkategorien und soziale Ordnungen hervorbringt, werden darin jedoch häufig nur implizit berücksichtigt. In diesem Beitrag bezeichnet *queer* in erster Linie eine analytische Perspektive, die Selbstverständlichkeiten irritiert, Normalitätsordnungen stört und identitäre Fixierungen infrage stellt. Es geht weniger um eine klar umrissene Gruppe von Personen als um eine kritische Blickrichtung auf Prozesse der Differenzherstellung. Gleichwohl arbeiten wir im Beitrag mit Studien, die sich explizit auf LGBTQIA+-Communities beziehen, da politische Kämpfe, Datenerhebungen und Förderlogiken häufig entlang dieser Kategorien organisiert sind. Uns ist bewusst, dass solche Identitätskategorien die Offenheit des Queer-Begriffs einschränken. Gerade deshalb verstehen wir *Queer Food* als Versuch, von diesen empirisch verfügbaren Gruppen ausgehend normierende Differenzordnungen im *Doing Food* analytisch zu verschieben.

In diesem Beitrag schlagen wir daher vor, *Queer Food* nicht als Label für bestimmte Gerichte, Szenen oder Kochbücher zu verwenden, sondern als Analyseinstrument für Prozesse der Differenzherstellung im Ernährungsbereich und die damit verbundenen (Re-)Produktionen von Ernährungsungleichheiten. Ausgangspunkt ist das in der Einleitung skizzierte intersektional-relationale Verständnis sozialer Ungleichheit (Crenshaw 1989; Winker/Degele 2009; Barlösius 2014). In dieser Perspektive ist Ernährung kein neutraler Hintergrund: Differenzierungen werden im *Doing Food* praktisch hergestellt, verkörpert und normiert. Konzeptionell fassen wir *Queer Food* über drei miteinander verschränkte Dimensionen:

(1) **Positionieren:** An der strukturellen Dimension interessiert uns, wie Ernährungsweisen, Organisationen und Infrastrukturen Subjekte und Körper im

2 LGBTQIA+ steht für Lesbian, Gay, Bisexual, Trans, Queer/Questioning, Intersex und Asexual/Aromantic; das + verweist darauf, dass weitere nicht-heterosexuelle und/oder nicht-cisgeschlechtliche Identitäten mitgemeint sind.

sozialen Raum positionieren – etwa als *normale Esser:innen*, *Risikokörper*, *nicht vorgesehen* oder *nur als Ausnahme mitgedacht*. Dabei geht es um die Kopplung von Ernährungspraktiken mit Differenzkategorien wie Geschlechtsidentität, Klasse, Race, Adipositas oder Behinderung und darum, wie diese Kategorien in Institutionen, Leitlinien und Alltagssituationen wirksam werden und hierarchisierte Ungleichheitsverhältnisse strukturieren.

(2) **Verkörpern:** Die erfahrungsbezogene Dimension fragt, wie Differenz im und mit dem Körper hervorgebracht wird. Aufbauend auf queer-feministischen und phänomenologischen Ansätzen (u.a. Ahmed 2006; Spatz 2015) verstehen wir Essen als verkörperte Wissenspraxis. In Esssituationen werden Orientierungen, Affekte und Techniken ausgebildet, in denen sich intersektionale Positionierungen niederschlagen. Gerade trans* Erfahrungsberichte zeigen, wie Esspraktiken mit Dysphorie[3], Passing[4], Scham, Begehren oder Zugehörigkeit verknüpft sind – und wie daraus ein spezifisches, häufig marginalisiertes Körperwissen entsteht, das die ungleiche Verteilung von Risiken, Belastungen und Handlungsspielräumen im *Doing Food* widerspiegelt.

(3) **Normieren und Regulieren:** Auf der politischen Ebene analysieren wir, wie ernährungsbezogene Wissensordnungen, Normen und Politiken Differenzen fixieren und regulieren. Leitlinien, Kampagnen und Versorgungsprogramme definieren beispielsweise, was als *gesunde Ernährung*, *Risikogruppe* oder *Haushalt* gilt, und legen damit fest, welche Körper als Problem, Ressource oder Normalfall erscheinen (vgl. Chen 2012; Puar 2017; Wahlen et al. 2023). Dabei stellt sich die Frage, welche Differenzkategorien in der Ernährungspolitik, im Bereich Public Health und in der Beratung überhaupt vorkommen und welche folgenlos bleiben, sodass bestimmte Formen der Benachteiligung systematisch unsichtbar oder entpolitisiert werden.

Unser Interesse gilt weniger der Frage, was als *queeres Essen* gilt, sondern wie beim *Doing Food* Differenz hergestellt wird. Kategorien wie *LGBTQIA+-Identität*, *Community* oder *Essstil* verstehen wir daher vor allem als empirische Kontexte, in denen sich Prozesse des Positionierens, Verkörperns und Normierens beobachten lassen. Analytisch rücken die Beziehungen in den Vordergrund, in denen Körper über Essen als normal, abweichend, gefährdet oder nicht adressierbar gemacht werden – und wie daraus konkrete Ernährungsungleichheiten entstehen.

---

3 (Geschlechts-)Dysphorie bezeichnet das oft belastende Gefühl, dass der eigene Körper, die Zuschreibungen anderer oder rechtliche Kategorien nicht mit der eigenen Geschlechtsidentität übereinstimmen.

4 Passing meint, dass eine Person von anderen so gelesen wird, wie sie sich selbst geschlechtlich verortet (z.B. als Frau oder als Mann), und dadurch in der jeweiligen Situation als *stimmig* oder *unauffällig* gilt.

Auf dieser Grundlage verstehen wir Queer Food als Analyserahmen, mit dem sich Prozesse der Differenzierung und die daraus resultierenden Ernährungsungleichheiten gemeinsam in den Blick nehmen lassen. Der Ansatz übersetzt somit zunächst intersektionale Ungleichheitsforschung in eine prozessuale Perspektive auf Ernährung, die materielle Positionierungen, verkörperte Erfahrungen und symbolisch-politische Normierungen systematisch zusammendenkt. Zugleich integriert er trans*-Studien in die sozial- und kulturwissenschaftliche Ernährungsforschung. Trans*-Körper werden dabei nicht nur als besonders verletzliche Gruppe, sondern auch als epistemische Horizonte verstanden, an denen sich die Logiken ernährungsbezogener Differenzierung exemplarisch zeigen. Und schließlich ist das Raster über trans* Personen hinaus anschlussfähig. Die drei Dimensionen lassen sich ebenso nutzen, um andere Differenzkategorien – etwa Adipositas, Behinderung, Migration oder Alter – im *Doing Food* relational zu analysieren. In den folgenden Unterkapiteln entfalten wir diese Dimensionen anhand von trans* Ernährungserfahrungen und untersuchen, wie Ernährungsungleichheiten dadurch anders lesbar und politisierbar werden.

2.1 Relationales Positionieren (ontologische Ebene)

Mit relationalem Positionieren fassen wir jene Prozesse, in denen Ernährungspraktiken, Räume und Infrastrukturen Subjekte und Körper in Relation zu Normen und anderen Körpern verorten. Ontologisch geht es dabei weniger um die Frage, was Ernährung *an sich* ist, sondern darum, wie überhaupt erst sichtbar wird, wer als essendes Subjekt in welcher Rolle vorkommt – und welche Zuschreibungen damit verbunden sind. In Anlehnung an Mols praxeologische Ontologie (2002) verstehen wir den Körper dabei als multiplen Körper, d.h. je nach Kontext erscheint er als Laborwert-Körper in der endokrinologischen Ambulanz, als BMI-Körper in der Ernährungsberatung oder als Selfie-Körper in den sozialen Medien. Ernährung ist ein zentrales Medium dieser Kompositionen. Über Nährwerttabellen, Portionsgrößen, Menüsprachen und Essensräume werden Körper klassifiziert, verglichen und normiert. Wie solche Arrangements im Alltag *Normalitätsarbeit* leisten, hat Villa (2011) herausgearbeitet: Sie stabilisieren nicht nur Vorstellungen davon, was *schön normal* gegessen wird, sondern auch, welche Körperformen als *normal* gelten können.

Trans* Perspektiven machen deutlich, wie stark diese Positionierungen entlang binärer Geschlechterordnungen und anderer Differenzlinien organisiert sind – besonders augenfällig in klinischen und ernährungswissenschaftlichen Settings. Normwerte, Nährstoffbedarfe und Risikokalkulationen werden überwiegend entlang der Kategorie b*iologisches Geschlecht* modelliert. Datenschemata, Fragebögen und Algorithmen sind in der Regel strikt in *männlich* und *weiblich* getrennt (vgl. Linsenmeyer/Waters 2021; Kirby/Linde 2020). Trans* und nicht-binäre Personen erscheinen in diesen Ordnungen entweder gar nicht oder nur als Abweichung, die

in das binäre Raster *eingepasst* werden muss. Screening-Instrumente zu Essstörungen oder Apps zur Gewichtskontrolle erfassen transspezifische Körpererfahrungen – etwa unter Hormontherapie – nur unzureichend und tendieren dazu, diese als Störung gegenüber einer implizit cisnormativen Referenz zu interpretieren (Cusack et al. 2024). Relationales Positionieren bedeutet hier: Die Ordnung der Daten, Formulare und Leitlinien legt fest, welche Körper als *richtige* Adressat:innen ernährungsbezogenen Wissens gelten und welche nur als problematisch mitlaufen. Das *Nicht-Passen* wird dem Körper zugeschrieben, nicht den Ordnungen.

Ähnlich gelagert, aber anders sichtbar wird relationales Positionieren in der Forschung und Politik zu Ernährungssicherheit und Ernährungsarmut. Viele Erhebungen und Programme operieren mit einem impliziten Modell des Haushalts: ein zweigeschlechtliches Paar mit Kindern, klare Erwerbs- und Care-Strukturen. Queere und trans* Lebensweisen – etwa alleinlebende Personen, polyfamiliale Konstellationen oder Wahlfamilien – passen nur bedingt in dieses Raster oder tauchen als statistischer Rest auf. Empirische Studien zu LGBTQIA+-Ernährungsunsicherheit belegen diese Verschiebungen (vgl. Leslie et al. 2023; Joy et al. 2025; Gibb et al. 2024); wir greifen sie in Abschnitt 2.3 ausführlicher auf. Formell können sie Zugang zu denselben Unterstützungsstrukturen haben wie andere Haushalte, faktisch sind sie jedoch häufig anders positioniert: Sie sind weniger familiär abgesichert, stärker von Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt betroffen, vorsichtig im Kontakt mit Hilfesystemen, in denen sie mit Misgendering[5] oder Stigmatisierung rechnen müssen. Aus intersektionaler Perspektive (Crenshaw 1989; Hill Collins 2019; Winker/Degele 2009) lässt sich dies als Effekt von Anordnungen begreifen, in denen bestimmte Haushaltsformen, Körper und Lebensweisen als *Normalfall* gelten und andere nur als Sonderfall oder gar nicht mitgedacht werden. Relationales Positionieren meint in diesem Kontext, dass Ernährungsinfrastrukturen nicht nur Ressourcen verteilen, sondern zugleich festlegen, wer als legitimer Bedarfsträger erscheint.

Noch einmal anders zeigt sich die Logik relationaler Positionierung in Alltagsräumen des Essens, wie Mensa, Kantine, Café oder Supermarkt. Diese Räume sind nicht nur Versorgungsorte, sondern auch Bühnen, auf denen Körper fortlaufend öffentlich gelesen und sortiert werden – durch Blicke, Kommentare, Kleiderordnungen, Sitzordnungen oder die Frage, wem welche Portion *zusteht*. Trans* Erfahrungsberichte beschreiben Esssituationen selten als neutrale Settings, sondern als Orte, an denen Geschlecht und Zugehörigkeit immer wieder neu verhandelt werden (Diewald et al. 2025; Lenart 2020). An der Mensakasse entscheidet beispielsweise der Tarif – Schüler, Studentin, Bediensteter – darüber, welcher Körper mit welcher Alters-

5 Misgendering bezeichnet die falsche Geschlechtszuschreibung einer Person durch andere – etwa durch Pronomen, Anreden oder Kategorien – die nicht ihrer Geschlechtsidentität entspricht.

oder Geschlechtszuschreibung verknüpft wird. In geschlechtlich getrennten Toiletten oder Umkleiden verdichten sich normative Erwartungen an die Körperpräsentation. Bei Familienessen oder in betrieblichen Kantinen kreuzen sich Vorstellungen davon, was als *frauentypisch* oder *männertypisch* beim Essen gilt. Für trans* Personen bedeutet dies oft, Essorte so zu wählen und zeitlich zu arrangieren, dass Misgendering, Blicke oder Kommentare möglichst vermieden werden.

Diese alltäglichen Positionierungen sind eng mit Übergängen verknüpft. In Phasen der Transition – sei sie sozial, hormonell, rechtlich oder chirurgisch – verändert sich nicht nur der Körper, sondern auch seine Lesbarkeit durch andere und durch die Person selbst. Essen wird so zum Medium, mit dem diese Veränderungen begleitet, verstärkt oder auch gebremst werden können. Beispielsweise kann es dabei helfen, Gewichtszunahme, Muskelaufbau oder veränderte Hungersignale, die unter Testosteron-Gabe erlebt werden, über gezielte Esspraktiken zu bearbeiten. Oder Personen stimmen bewusst Essensmengen, Körperformen und Kleidung so aufeinander ab, dass sie in bestimmten Kontexten *passen*, in anderen aber Normen unterlaufen (Diewald et al. 2025; Malatino 2020). *Relationales Positionieren* verweist hier darauf, dass Körper nicht nur von außen in Ernährungsordnungen einsortiert werden, sondern sich auch aktiv in Bezug auf diese Ordnungen situieren – durch Strategien der Anpassung, des Rückzugs oder des Widerstands. Damit markiert das relationale Positionieren die ontologische Dimension des Queer-Food-Analyserahmens: Es geht um Gefüge aus Körpern, Dingen, Räumen und Kategorien, in denen bestimmte Subjekte als essend adressiert, andere marginalisiert oder unsichtbar gemacht werden – Gefüge, die sich, wie die folgenden Abschnitte zeigen, sowohl in verkörpertem Wissen niederschlagen als auch durch Normierungs- und Regulierungsprozesse stabilisiert, verschoben oder angegriffen werden.

2.2 Verkörpern und Differenz-Wissen (epistemische Ebene)

Mit *Verkörpern* meinen wir die Art und Weise, wie Ernährung nicht nur den Körper formt, sondern zugleich Wissen im Körper sedimentiert, beispielsweise in Form von Routinen, Affekten, Haltungen oder dem, was *automatisch* getan, vermieden oder ersehnt wird. Während sich das relationale Positionieren auf die materiell-sozialen Konfigurationen des *Doing Food* konzentriert, richtet die epistemische Dimension den Blick darauf, wie Körper in diesen Konfigurationen Wissen hervorbringen und welches verkörperte Wissen als glaubwürdig, relevant oder *nur subjektiv* gilt. Hier lässt sich an Ahmeds (2006) queer-phänomenologischem Orientierungsbegriff gut anschließen: Körper befinden sich nicht einfach im Raum, sondern richten sich auf bestimmte Objekte, Tische oder Menschen und meiden andere. Was *in Reichweite* liegt, hängt davon ab, wie Körper historisch, affektiv und sozial ausgerichtet sind. Eine queer-phänomenologische Perspektive auf Ernährung fragt daher: Auf welche Speisen, Räume, Tische und Routinen sind trans* Körper ausgerichtet – und wovon

müssen sie sich fernhalten, um überhaupt essen zu können? Mensa, Familienessen, Kantine, Klinik oder Restaurant erscheinen in trans* Erfahrungsberichten selten als neutrale Settings, sondern als potentielle Orte von Blicken, Fehlansprachen, Misgendering und Ausschluss (vgl. Diewald et al. 2025; Lenart 2020; Malatino 2020). Diese Erfahrungen erzeugen ein feines, leibliches Wissen darüber, welche Esssituationen als *sicher*, *riskant* oder *nicht zumutbar* gelten.

In der Debatte um verkörpertes Wissen lässt sich dieses orientierungsbezogene Wissen des *Doing Food* als Teil einer queer-feministischen Epistemologie fassen. Spatz (2015) versteht Techniken – also wiederholte körperliche Praktiken – als Wissensformen: Körper erwerben in und durch Praktiken ein Können, das sich nicht in Sätzen erschöpft. Essen, Fasten, Vorkochen, Kalorienzählen, das bewusste Unterlaufen von Diätlogiken oder das strategische *Nicht-Essen* vor bestimmten Terminen lassen sich entsprechend als verkörperte Wissenspraktiken verstehen. Queerepistemologische Arbeiten sprechen in diesem Zusammenhang von einem *embodied turn* und nehmen *monströse*, abweichende oder *Misfit*-Körper explizit als epistemische Orte ernst (Santos 2023) – eine Perspektive, die Fricker (2007) mit ihrer Diskussion epistemischer Ungerechtigkeit zuspitzt: Nicht alle Körper gelten im gleichen Maße als wissensfähig, das Erfahrungswissen marginalisierter Personen wird systematisch entwertet oder missverstanden. Wie Arbeiten zu *corporeal epistemologies* zeigen (Ruiz-Trejo/García-Dauder 2019; Guschke 2023), geht es dabei nicht um individuelle Empfindlichkeiten, sondern um Muster, in denen bestimmte verkörperte Standpunkte als übertrieben, irrational oder *nicht objektiv* abgekanzelt werden.

Trans* Ernährungspraktiken zeigen diese epistemische Dimension besonders konkret. Empirische Studien zu trans* und nicht-binären Essbiografien zeigen, wie eng Essen mit Körpergefühl, Dysphorie, Passing, Ressourcen und sozialer Absicherung verknüpft ist. Gavniks (2023) Untersuchung zu *disordered eating* und Embodiment sowie das Review von Cusack et al. (2024) zur Prävalenz von Essstörungen in queeren/trans* Populationen zeichnen ein differenziertes Bild: Essen, restriktives Essverhalten, Binge-Eating oder das gezielte Manipulieren des Gewichts sind hier nicht einfach Ausdruck individueller Pathologien, sondern häufig erlernte Antworten auf feindliche oder unsichere Umwelten. In trans* Interviews, wie sie Diewald et al. (2025) analysieren, wird Essen beispielsweise als Versuch beschrieben, Dysphorie zu dämpfen (*weniger Körper spüren*), als Mittel, um in bestimmten Kontexten als *weiblicher* oder *männlicher* gelesen zu werden, oder als Strategie, um mit Stress und Angst umzugehen. Ontologische Ungleichheiten – wie der ungleichmäßige Zugang zu sicherem Wohnraum, Einkommen und Gesundheitsversorgung – schlagen sich in solchen epistemischen Mustern nieder: Trans* Personen wissen beispielsweise sehr genau, wo sie essen können, ohne angegriffen zu werden, welche Speisen in welchen Phasen der Transition verträglich sind und wann der eigene Körper *zu viel* Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Dieses Wissen ist zugleich hochwertig und prekär. Es ist hochwertig, weil es auf fein abgestimmten Erfahrungen mit Körper, Raum und anderen Menschen beruht. Es ist prekär, weil es selten als Expertise anerkannt wird. In klinischen Kontexten werden trans* Ernährungserfahrungen häufig erst dann ernst genommen, wenn sie in diagnostische Kategorien wie *Essstörung* oder *Non-Compliance* übersetzt werden. Dabei gerät die Frage, was diese Praktiken über die Struktur des *Doing Food* und seiner Ausschlüsse erzählen, leicht aus dem Blick. Queer Food setzt dem die These entgegen, dass Ungleichheiten im Ernährungsbereich auch epistemische Ungleichheiten sind. Es geht um Unterschiede darin, wessen körperlich situiertes Wissen überhaupt gehört wird und wer Definitionsmacht über *richtige* Ernährung hat. Verkörpern ist dabei nicht nur ein individueller, sondern auch ein kollektiver Prozess. In *Trans Care* zeigt Malatino (2020), wie Wissen über Essen, Körper und Medikamente in gegenseitigen Unterstützungsstrukturen, Wohngemeinschaften, *chosen families* und digitalen Netzwerken zirkuliert. Es werden Rezepte ausgetauscht, Erfahrungsberichte zu Appetitveränderungen unter Hormontherapie geteilt und Hinweise zu verträglichen Speisen vor oder nach Operationen gegeben. Es gibt auch Regeln wie *No Body Talk*, um verletzende Kommentare zu Körpern und Essverhalten zu vermeiden. Lenart (2020) beschreibt in ihrem Beitrag zu »Adapting Queer Foodways« ähnliche Dynamiken in queeren Küchen und Potluck-Strukturen, in denen Essen als Medium von Solidarität, Sicherheit und Wissensaustausch fungiert. Hier entstehen Formen kollektiver, verkörperter Wissensproduktion, die selten in Leitlinien, Curricula oder ernährungswissenschaftlichen Modellen auftauchen, aber für das Überleben und das Wohlbefinden der Beteiligten von zentraler Bedeutung sind.

In dieser Perspektive versteht der Queer-Food-Analyserahmen Verkörpern als doppelte Bewegung: Einerseits richtet er den Blick darauf, wie trans* Personen über das *Doing Food* Wissen über Prekarität, Dysphorie, Normdruck und Zugehörigkeit in ihren Körper einschreiben – als affektives und technisches Können. Andererseits macht er sichtbar, dass genau dieses verkörperte Wissen ungleich verteilt und anerkannt ist. Wer gezwungen ist, Esssituationen permanent zu scannen, zu vermeiden oder zu maskieren, eignet sich ein anderes, oft kostspieligeres Wissen an als jemand, der Essen als unmarkierte Routine erlebt. Dieses Mehr an Wissen ist kein Privileg, sondern ein Effekt struktureller Unsicherheit. Die epistemische Dimension des Queer-Food-Analyserahmens knüpft damit direkt an das relationale Positionieren an: Die Art und Weise, wie Subjekte beim *Doing Food* positioniert werden, prägt, welches verkörperte Wissen entsteht und wie es bewertet wird. Wie solche Wissens- und Körperordnungen politisch stabilisiert, verschoben oder gezielt infrage gestellt werden, zeigt der folgende Abschnitt zum Normieren und Regulieren.

2.3 Normieren und Regulieren (politische Dimension)

Mit den Begriffen *Normieren* und *Regulieren* bezeichnen wir jene Prozesse, in denen Ernährungspolitiken, Programme, Diskurse und institutionelle Routinen festlegen, welche Körper, Essweisen und Haushaltsformen als normal, förderwürdig oder problematisch gelten. Während sich das relationale Positionieren auf die Anordnungen konzentriert, in denen Subjekte verortet werden, und das Verkörpern die daraus entstehenden Wissensformen in den Mittelpunkt stellt, befasst sich dieser Abschnitt damit, wie diese Ordnungen des *Doing Food* politisch stabilisiert, verändert oder infrage gestellt werden. Der Begriff umfasst dabei nicht nur formale Rechtsakte, sondern ein breites Spektrum von Maßnahmen – von Leitlinien und Präventionskampagnen über statistische Kategorien bis hin zu Förderlogiken und -ausschlüssen.

Ein erster Zugang ergibt sich aus der queer-feministischen Agrar- und Foodways-Forschung. Hoffelmeyer (2022) zeigt beispielsweise, wie stark heteropatriarchal dominante Erzählungen über *gute Ernährung* und *die Landwirtschaft* geprägt sind. Dazu gehören die Figur des bäuerlichen Familienbetriebs, die *natürliche* Kleinfamilie als Adressat ernährungspolitischer Appelle sowie die Kopplung von Bodenbesitz, Reproduktionsarbeit und moralischer Verantwortung. Queere und trans* Subjekte kommen in diesen Narrativen meist nur als Abweichung oder gar nicht vor. Raj (2024) arbeitet am Beispiel der solidarischen Landwirtschaft heraus, dass queere Produzent:innen und Konsument:innen häufig in prekären und wenig sichtbaren Positionen agieren. Sie tragen zur lokalen Ernährungssicherheit bei, gelten jedoch nicht als *normale* Träger:innen agrarischer Zukunftsentwürfe. Normieren und Regulieren heißt hier: Über Bilder von *der Familie*, *dem Hof* oder *dem natürlichen Lebensstil* wird festgelegt, wer als legitime:r Akteur:in im Ernährungssystem erscheint – und wessen Lebensweise als randständig oder erklärungsbedürftig markiert wird.

Noch deutlicher treten diese Prozesse in der Forschung und Politik zu Ernährungsunsicherheit bzw. der Ernährungsarmut hervor. Datensätze und Programme operieren in der Regel mit einem normativen Haushaltsmodell, das zweigeschlechtliche Paarbeziehungen und klar zuordenbare Sorgeverhältnisse voraussetzt. Studien zu Ernährungsunsicherheit bei LGBTQIA+-Personen dokumentieren, dass queere und insbesondere trans* Personen deutlich häufiger von Nahrungsknappheit betroffen sind als cis-heterosexuelle Vergleichsgruppen (Leslie et al. 2023). Morales (2024) zeigt, dass Ernährungsunsicherheit für queere Personen mit erhöhten Belastungen für die psychische Gesundheit verbunden ist – ein *mental cost*, der sich nicht auf Einkommen oder Bildungsgrad reduzieren lässt. Gibb et al. (2024) argumentieren, dass die herkömmliche Forschung zu Ernährungsunsicherheit selbst Teil des Problems ist, da sie queere Lebensweisen oft nur als zusätzliche *Risikogruppe* erfasst,

ohne ihre eigenen Annahmen über Haushalte, Bedürftigkeit und Vulnerabilität zu reflektieren.

Für trans* Personen bedeutet dies, dass Zugänge zu Hilfesystemen häufig an Normen scheitern, die als selbstverständlich gelten. Dazu gehören Antragsschemata, die keine Kategorie für die eigene Geschlechtsidentität vorsehen, Einrichtungen, in denen Misgendering, Diskriminierung oder pathologisierende Blicke zu befürchten sind, sowie Regelungen, die auf biologische Verwandtschaft und klassische Familienmodelle zugeschnitten sind und Wahlfamilien unsichtbar machen. Joy et al. (2025) berichten aus qualitativen Studien und Policy-Analysen, dass Scham, Angst und Vorwegnahmen von Abwertung zentrale Gründe sind, warum LGBTQIA+-Personen Hilfsangebote gar nicht oder nur unter hohen subjektiven Kosten nutzen. Mit *Normieren und Regulieren* ist hier gemeint, dass nicht nur Ressourcen verteilt, sondern auch die Zugehörigkeit zur Kategorie *berechtigter Bedarf* politisch hergestellt wird. Eine zweite Arena, in der Normierung und Regulierung von Ernährungspolitik besonders sichtbar wird, sind gesundheitsbezogene Leitlinien und Präventionsprogramme. Chen (2012) beschreibt mit dem Konzept der *Animacies*, wie Stoffe, Körper und Praktiken – etwa *toxische* Nahrung, *übergewichtige* Körper oder *riskante* Sexualitäten – affektiv aufgeladen und hierarchisiert werden. Strings (2019) zeigt in ihrer Genealogie des »fat black body«, wie Fettfeindlichkeit historisch eng mit antischwarzem Rassismus, protestantischer Askese und bürgerlichen Moralökonomien verknüpft ist. Puar (2017) analysiert, wie neoliberale Staaten Körper nicht nur pathologisieren oder heilen, sondern in einem Zustand dauerhafter Gebrechlichkeit halten – produktionsfähig genug, aber strukturell geschwächt.

Überträgt man diese Einsichten auf das *Doing Food*, wird deutlich, dass viele Leitlinien, Kampagnen und Programme implizit von einem fitten, schlanken, cisheterosexuellen Normkörper ausgehen. Zielgruppen werden häufig über Defizite adressiert (*Adipositasrisikogruppe*, *non-compliant*, *bildungsfern*), während die Perspektive der Betroffenen selten einfließt. Sykes' (2011) Untersuchungen zu queeren und fetten Körpern im schulischen Sportunterricht zeigen, wie pädagogische Settings solche Normkörper inszenieren und andere Körper dauerhaft als *falsch* markieren. Ähnliche Muster finden sich in der Ernährungsprävention: Trans*Körper erscheinen entweder gar nicht oder vor allem als medizinische Spezialfälle, deren *Risiken* kontrolliert werden müssen. Dass ihre Esspraktiken zugleich Antworten auf Dysphorie, Prekarität und Ausschluss sind, bleibt in solchen Regimen meist unsichtbar. Damit verschränken sich Normieren und Regulieren eng mit epistemischer Ungerechtigkeit. Fricker (2007) hat herausgearbeitet, wie bestimmten Sprecher:innen systematisch weniger Glaubwürdigkeit zugesprochen wird. Beim *Doing Food* lässt sich dies beobachten, wo trans* Erfahrungswissen über Hunger, Sättigung, Körperveränderungen oder Unsicherheiten zwar in Diagnosen und Einzelfällen auftaucht, aber kaum Eingang in Leitlinien, Aus- und Weiterbildung oder ernährungspoliti-

sche Strategiepapiere findet. Wahlen et al. (2023) zeigen in ihrer Diskussion zur Intersektionalität, dass Ernährungs- und Konsumpolitik häufig an abstrakte Figuren wie *den Haushalt*, *die Familie* oder *die Verbraucherin* adressiert wird – Figuren, die cis-, weiß- und mittelklassennormativ geprägt sind. Manche Körper gelten damit implizit als Standardadressat:innen von Ernährungspolitik, andere werden nur als Sonderfall oder Risikogruppe benannt.

Gleichzeitig entstehen Gegenordnungen, in denen anders normiert und reguliert wird. Queere Community-Küchen, Potlucks, trans*-spezifische Peer-Beratungen und Unterstützungsstrukturen, die auf Gegenseitigkeit beruhen, wie sie etwa Malatino (2020) oder Lenart (2020) beschreiben, folgen anderen Logiken. Sie setzen auf Selbstdefinition statt Fremdzuordnung, auf geteiltes Erfahrungswissen statt ausschließlich auf Expert:innenwissen sowie auf Regeln wie *No Body Talk*, um normierende Kommentare zu Körpern und Essweisen zu unterbinden. In solchen Kontexten werden andere Normen wirksam, beispielsweise dass alle Körper essfähig sind, Bedürfnisse nicht begründet werden müssen und unterschiedliche Essrhythmen sowie Diäten nicht pathologisiert werden. Erste Versuche, trans* Ernährungserfahrungen in offizielle Empfehlungen zu übersetzen, finden sich in Arbeiten zu Nährstoffbedarfen und Versorgungsfragen von trans* Personen (vgl. Frenser/Fischer 2024; Kirby/Linde 2020; Linsenmeyer/Waters 2021). Sie zeigen, dass auch in etablierten Wissens- und Politikfeldern Spielräume existieren, um binäre Raster zu öffnen und differenzsensiblere Normen zu formulieren.

Insgesamt verweist die Dimension des Normierens und Regulierens auf die Machtachsen, entlang derer Ernährungsordnungen stabilisiert werden: durch Bilder der *normalen* Familie, durch Kategorien der Forschung zu Ernährungsunsicherheit, durch gesundheitsbezogene Leitlinien und Kampagnen, aber auch durch alternative Praktiken in queeren Care-Kontexten. Für trans* Ernährungssituationen bedeutet dies, dass sich materielle Prekarität, verkörpertes Wissen und politische Regime wechselseitig verstärken. Wer aufgrund diskriminierender Strukturen ökonomisch prekarisiert ist, wer Esssituationen als potentiell gefährlich erlebt und wer sich in offiziellen Leitbildern nicht wiederfindet, wird in mehrfacher Hinsicht reguliert: als Risikokörper, als Defizitträger*in und als nicht vorgesehene Lebensform. Der Queer-Food-Analyserahmen schlägt vor, diese Prozesse des *Doing Food* nicht nur als *Hintergrundbedingungen*, sondern als zentrale politische Dimension von Ernährung zu verstehen. Normieren und Regulieren ist dann nicht bloß ein nachträgliches Reagieren auf Ungleichheiten, sondern ist selbst an der Produktion, Sichtbarmachung und Unsichtbarmachung von Differenz beteiligt. In Verbindung mit relationalem Positionieren und Verkörpern lässt sich analysieren, wie trans* Ernährungserfahrungen durch das Zusammenspiel von Körperordnungen, Wissensformen und politischen Regimen geprägt werden und wo Ansatzpunkte für eine intersektionale Ernährungsgerechtigkeit liegen.

3 Diskussion: Queer Food und trans*-Ernährung und Prozesse sozialer Differenzierung

Mit *Queer Food* haben wir einen Rahmen vorgeschlagen, der Prozesse des relationalen Positionierens, Verkörperns sowie des Normierens und Regulierens beim *Doing Food* analytisch unterscheidet, die jedoch gerade in ihrem Zusammenspiel interessant werden. In der Diskussion möchten wir ausbuchstabieren, welche Verschiebungen, Spannungen und Grenzen sich aus diesem Ansatz ergeben – bezogen auf trans* Ernährungserfahrungen, aber auch darüber hinaus, auf intersektionale Differenzierung insgesamt. Eine erste Verschiebung betrifft die Frage, wo Ungleichheit verortet wird. In vielen ernährungsbezogenen Debatten – etwa zu *vulnerablen Gruppen* oder *Risikogruppen* – wird das Problem primär bei den Subjekten lokalisiert: Ihnen fehlen Ressourcen, Wissen oder Motivation. Der Queer-Food-Ansatz kehrt diese Blickrichtung um, indem er relationales Positionieren in den Vordergrund rückt. Demnach erscheint Differenz nicht als Eigenschaft von trans* Personen oder *LGBTQIA+-Haushalten*, sondern als Effekt von Anordnungen, in denen bestimmte Körper und Lebensweisen von vornherein nur randständig vorgesehen sind – etwa in binären Datenschemata, normativen Haushaltsmodellen oder auf die Kleinfamilie zugeschnittenen Hilfesystemen. Diese Verschiebung ist theoretisch anschlussfähig an intersektionale Mehrebenenmodelle (Winker/Degele 2009). Unser Analyserahmen betont jedoch besonders deutlich, dass beim *Doing Food* solche Strukturprinzipien konkret empirisch lesbar werden.

Zugleich macht die Perspektive des Verkörperns sichtbar, dass diese Positionierungen nicht folgenlos *über* den Körper verlaufen, sondern in ihm sedimentiert werden. Trans* Essbiografien zeigen, wie stark Essen mit Dysphorie, Passing, Scham, Begehren oder Sicherheit verknüpft ist und wie daraus ein spezifisches Körperwissen entsteht, das in Care-Netzwerken und queeren Küchen zirkuliert, aber selten als Expertise anerkannt wird. Hier entsteht eine produktive Spannung: Einerseits wollen wir dieses (Körper-)Wissen als Ressource ernst nehmen, andererseits besteht die Gefahr, trans* Personen erneut als *Spezialfall* zu markieren, deren Erfahrungen nur dann relevant werden, wenn sie in bestehende Kategorien wie *Essstörung* oder *Non-Compliance* übersetzt werden können. *Queer Food* zielt darauf ab, diese Spannung sichtbar zu machen, statt sie aufzulösen. Was im klinischen Kontext als *abweichendes Verhalten* erscheint, kann zugleich als Diagnosemittel für strukturelle Ausschlüsse gelesen werden. Die politische Dimension des Normierens und Regulierens verschärft diese Diagnose: Ernährungspolitiken, Leitlinien und Forschung zur Ernährungssicherheit sind nicht nur Hintergrundbedingungen, sondern selbst Akteure der Differenzherstellung. Sie legen fest, welche Kategorien – etwa *Haushalt*, *Familie* oder *Bedarf* – überhaupt vorkommen und welche Körper darin als selbstverständlich mitgedacht werden. Queer-Food-Perspektiven machen deutlich, dass trans* und andere queere Lebensweisen häufig nur als zusätzliche

Risikokategorie auftauchen, ohne dass die zugrunde liegenden Normalitätsfiguren – der zweigeschlechtliche, arbeitsfähige, gesunde Haushalt – hinterfragt werden. Zugleich zeigen queere Community-Küchen, Strukturen der gegenseitigen Unterstützung und trans* Care-Kontexte, dass auch andere Normierungen möglich sind. Hier werden Körper grundsätzlich als essfähig adressiert, Bedürfnisse werden nicht begründungspflichtig gemacht und pathologisierende Lesarten werden gezielt begrenzt. Diese Gegenordnungen verweisen auf Spielräume, in denen das Normieren selbst umcodiert werden kann. Sie bleiben jedoch häufig prekarisiert und sind von offizieller Politik entkoppelt.

Eine zentrale Frage, die sich aus dieser Diskussion ergibt, betrifft die Rolle von trans* Perspektiven im vorgeschlagenen Rahmen. Wir haben trans* Ernährungserfahrungen als diagnostische Standpunkte genutzt, an denen sich Prozesse des Positionierens, Verkörperns und Normierens besonders deutlich beobachten lassen. Damit gehen jedoch auch Spannungen einher: Einerseits besteht die Gefahr, trans* Körper analytisch zu überfrachten, andererseits die Gefahr, Differenzen innerhalb von trans* Communities zu glätten. Intersektionale Körperanalysen (Barlösius 2014; Hill Collins 2019) erinnern daran, dass Geschlechtsidentität stets mit Klasse, Race, Adipositas, Behinderung und anderen Achsen verflochten ist. Unser Vorschlag versteht *Queer Food* daher bewusst als offen: Der Rahmen wurde an trans* Erfahrungen entwickelt, ist aber nicht auf sie beschränkt. Er lässt sich ebenso nutzen, um Differenzierungen entlang von Adipositas, Behinderung, Migration oder Alter beim *Doing Food* zu analysieren – vorausgesetzt, die jeweiligen Standpunkte werden ernst genommen und nicht nur illustrativ herangezogen.

Schließlich wirft der Queer-Food-Ansatz auch methodische Fragen auf. Wenn das *Doing Food* als verkörperte, intersektional positionierte Wissenspraxis begriffen wird, reicht es nicht aus, weitere Variablen in standardisierte Modelle zu integrieren. Benötigt werden Forschungsdesigns, die körperliche Erfahrungen, affektive Atmosphären und institutionelle Rahmungen gemeinsam in den Blick nehmen, beispielsweise in Form von Embodied Research, partizipativen Verfahren oder kollaborativen Projekten mit trans* und queeren Communities. Gleichzeitig bleibt unser Beitrag begrenzt. Wir haben vor allem theoretisch und anhand bestehender Studien argumentiert. Eine konsequente Anwendung des Queer-Food-Rahmens würde empirische Untersuchungen des *Doing Food* entlang der drei Prozesse sowie eine Analyse insbesondere jener Konstellationen erfordern, in denen trans* und andere marginalisierte Positionen zwar *mitgemeint*, aber faktisch nicht adressiert werden. Insgesamt verstehen wir *Queer Food* daher weniger als abschließendes Modell, sondern vielmehr als Angebot, das *Doing Food* als Raum prozessualer Differenzherstellung zu lesen.

4 Fazit: Queer Food als Analyserahmen für eine intersektionale Ernährungsgerechtigkeit

Wir haben mit Queer Food einen Analyserahmen vorgeschlagen, der Ernährung als verkörperte, intersektional positionierte Wissenspraxis versteht und Prozesse des Positionierens, Verkörperns sowie Normierens/Regulierens zusammendenkt. In der Zusammenschau rückt somit weniger die Frage in den Vordergrund, wer (als Gruppe) *vulnerabel* ist, sondern wie Differenzen über Ernährung erzeugt, stabilisiert und umkämpft werden. Trans* Ernährungserfahrungen fungieren in diesem Rahmen nicht als Sonderfall, sondern als diagnostische Standpunkte. Sie machen sichtbar, wo Ernährungsordnungen bestimmte Körper nicht vorsehen, wo Erfahrungswissen nur als *Problem* oder *Symptom* lesbar wird und wo Leitlinien, Kampagnen oder Unterstützungsstrukturen cis- und heteronormative Normalitätsfiguren fortschreiben. Zugleich verweisen trans* Care-Praktiken, queere Küchen und Strukturen der gegenseitigen Unterstützung darauf, dass andere Weisen des Positionierens, Verkörperns und Normierens möglich sind, bei denen alle Körper als essfähig adressiert werden, Bedürfnisse nicht begründungspflichtig sind und verkörpertes Wissen als Ressource gilt. *Queer Food* richtet sich gegen eine additive Logik, in der trans* Personen lediglich als weitere *Risikogruppe* auftauchen, und schlägt stattdessen einen relationalen Blick auf Differenzierung und Ungleichheit vor.

Für die Forschung bedeutet dies, *Doing Food* konsequent als Differenzherstellung zu bearbeiten. Das schließt ein, empirische Studien zu trans* Ernährungspraktiken, Care-Arrangements und Bewältigungsstrategien auszubauen – insbesondere dort, wo sich Geschlechtsidentität mit Klasse, Race, Migration, Adipositas oder Behinderung intersektional verschränkt. Relevant sind dabei sowohl Alltagskontexte wie Haushalte, Mensen, Tafeln, Community-Küchen und digitale Räume als auch institutionelle Settings wie Kliniken, Beratungsstellen oder sozialstaatliche Unterstützungssysteme. Methodisch legt der Queer-Food-Rahmen zudem nahe, stärker mit körper- und praxisbezogenen Zugängen zu arbeiten: Embodied Research (vgl. Spatz, 2015), ethnografische und partizipative Designs sowie kollaborative Projekte mit trans* und queeren Communities können dazu beitragen, verkörpertes Ernährungswissen zu erheben und als epistemische Ressource in Forschungsprozesse einzubinden. Für Politik und Praxis verweist *Queer Food* auf die Notwendigkeit, ernährungs- und gesundheitspolitische Programme kritisch zu prüfen – nicht nur im Hinblick auf Inklusionsrhetoriken, sondern auch auf die zugrunde liegenden Normalitätsfiguren. Eine queer-sensible Ernährungspolitik würde trans* und andere marginalisierte Personen nicht nur als zusätzliche Zielgruppe *berücksichtigen*, sondern die Kategorien *Haushalt*, *Bedarf*, *Verantwortung* und *Risiko* selbst als Normalitätsfiguren hinterfragen. In der Praxis von Ernährungsbildung, Gesundheitsförderung und Sozialarbeit hieße das, eigene

Adressierungsweisen, Körperbilder und Normen zu reflektieren. Wer wird als *Standardadressat:in* gedacht, wer erscheint nur als Ausnahme – und welche Formen verkörperten Wissens werden ernst genommen?

Queer Food versteht sich schließlich nicht als geschlossene Theorie, sondern als Einladung, das *Doing Food* grundsätzlich anders zu lesen: als Raum, in dem Subjekte positioniert, Differenzen verkörpert und Normen reguliert werden – und in dem intersektionale Ernährungsgerechtigkeit nur dann denkbar ist, wenn diese Prozesse gemeinsam in den Blick kommen. Die zentrale Frage verschiebt sich damit von der Vorstellung, möglichst viele Menschen an bestehende Strukturen *anzupassen*, hin zu der Aufgabe, Strukturen so zu verändern, dass mehr Menschen satt werden können – materiell, sozial und epistemisch.

Literatur

Ahmed, Sara (2006): Queer Phenomenology. Orientations, Objects, Others, Durham, NC/London: Duke University Press.

American Psychological Association (APA) (2023): »Transgender«, in: APA Dictionary of Psychology. URL: https://dictionary.apa.org/transgender (vom 21.10.2025).

Barlösius, Eva (2014): Dicksein. Wenn der Körper das Verhältnis zur Gesellschaft bestimmt, Frankfurt a.M./New York, NY: Campus.

Barlösius, Eva (2016): Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, 3., durchgesehene Aufl., Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Chen, Mel Y. (2012): Animacies. Biopolitics, Racial Mattering, and Queer Affect, Durham, NC/London: Duke University Press.

Crenshaw, Kimberlé (1989): »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex. A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics«, in: University of Chicago Legal Forum 1989(1), S. 139–167. URL: https://chicagounbound.uchicago.edu/uclf/vol1989/iss1/8 (vom 17.07.2026).

Cusack, Claire E./Silverstein, Scout/Askew, Autumn J./Simone, Melissa/Galupo, M. Paz/Levinson, Cheri A. (2024): »Eating disorders among queer and trans individuals. Implications for conceptualization, assessment, and treatment«, in: Bulletin of the Menninger Clinic 88(2), S. 128–147. https://doi.org/10.1521/bumc.2024.88.2.128

Diewald, Tobias/Yildiz, Juliane/Wahlen, Stefan (2025): »Exploring transgender transition and food socialization«, in: Food, Culture & Society 28(3), S. 670–684. https://doi.org/10.1080/15528014.2024.2329431

Frenser, Marius/Fischer, Tobias (2024): »Transgender Personen – Veränderung der Körperzusammensetzung und Nährstoffbedarfe im Rahmen einer geschlechts-

angleichenden Hormontherapie«, in: Ernährungs Umschau 71(6), S. M320-M327.

Fricker, Miranda (2007): Epistemic Injustice. Power and the Ethics of Knowing, Oxford: Oxford University Press.

Gavnik, Adam (2023): A Sociological Examination of Disordered Eating and Body Satisfaction among Transgender and Nonbinary Individuals. Masterarbeit, Newark, DE: University of Delaware. URL: https://udspace.udel.edu/handle/19716/33900 (vom 17.07.2026).

Gibb, James K./Williams, Sarah/Mikelsteins, Kaspars/Charles, Jada/McKinnon, Leela/Beach, Laura/McKerracher, Luseadra/Fields, Jessica (2024): »Queering food security research. A critical analysis of 2SLGBTQ+ people's experiences of food insecurity in Toronto during the COVID-19 pandemic«, in: Social Science & Medicine 345, Art. 116709. https://doi.org/10.1016/j.socscimed.2024.116709

Guschke, Bontu Lucie (2023): »Fire inside me – Exploring the possibilities of embodied queer listening«, in: Culture and Organization 29(6), S. 564–581. https://doi.org/10.1080/14759551.2023.2224486

Hill Collins, Patricia (2019): Intersectionality as Critical Social Theory, Durham, NC/London: Duke University Press.

Hoffelmeyer, Michaela (2022): »Queer(y)ing Foodways. An Agrifood Feminist Killjoy Critique of Narratives Dominating Foodways«, in: Phillip Joy/Megan Aston (Hg.), Queering Nutrition and Dietetics. LGBTQ+ Reflections on Food through Art, New York/London: Routledge, S. 53–59. https://doi.org/10.4324/9781003217121-9

Joy, Phillip/White, Megan/Fewer, Stephen/Gao, Min/Kelleher, Sue (2025): »Queer food futures. Recommendations for inclusive support systems for LGBTQ+ communities affected by food insecurity«, in: Food, Culture & Society 28(4), S. 1131–1148. https://doi.org/10.1080/15528014.2025.2459995

Kirby, Sierra R./Linde, Jennifer A. (2020): »Understanding the nutritional needs of transgender and gender-nonconforming students at a large public Midwestern university«, in: Transgender Health 5(1), S. 33–41. https://doi.org/10.1089/trgh.2019.0071

Lenart, Gabrielle (2020): »Adapting Queer Foodways«, in: Gastronomica 20(3), S. 62–63. https://doi.org/10.1525/gfc.2020.20.3.62

Leslie, Isaac Sohn/Carson, Jessica/Bruce, Analena (2023): »LGBTQ+ food insufficiency in New England«, in: Agriculture and Human Values 40(3), S. 1039–1054. https://doi.org/10.1007/s10460-022-10403-5

Linsenmeyer, Whitney/Waters, Jennifer (2021): »Sex and gender differences in nutrition research. Considerations with the transgender and gender nonconforming population«, in: Nutrition Journal 20(1), Art. 6. https://doi.org/10.1186/s12937-021-00662-z

Malatino, Hil (2020): Trans Care, Minneapolis/London: University of Minnesota Press.

Mol, Annemarie (2002): The Body Multiple. Ontology in Medical Practice, Durham, NC/London: Duke University Press.

Morales, Danielle Xiaodan (2024): »The mental cost of food insecurity among LGBTQ+ Americans«, in: Population Research and Policy Review 43, Art. 34. https://doi.org/10.1007/s11113-024-09881-8

Puar, Jasbir K. (2017): The Right to Maim. Debility, Capacity, Disability, Durham, NC/London: Duke University Press.

Raj, Guilherme (2024): »Selective, reciprocal and quiet. Lessons from rural queer empowerment in community-supported agriculture«, in: Agriculture and Human Values 41(4), S. 1353–1368. https://doi.org/10.1007/s10460-024-10552-9

Ruiz-Trejo, Marisa G./García-Dauder, Dau (2019): »Epistemic-corporeal workshops. Putting strong reflexivity into practice«, in: Tapuya: Latin American Science, Technology and Society 2(1), S. 42–58. https://doi.org/10.1080/25729861.2019.1664070

Santos, Ana Cristina (2023): »Embodied Queer Epistemologies. A New Approach to (a Monstrous) Citizenship«, in: Ana Cristina Santos (Hg.), LGBTQ+ Intimacies in Southern Europe. Citizenship, Care and Choice, Cham: Palgrave Macmillan, S. 77–98. https://doi.org/10.1007/978-3-031-13508-8_5

Setzwein, Monika (2004): Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80997-1

Spatz, Ben (2015): What a Body Can Do. Technique as Knowledge, Practice as Research, London/New York, NY: Routledge.

Strings, Sabrina (2019): Fearing the Black Body. The Racial Origins of Fat Phobia, New York, NY: New York University Press.

Stryker, Susan (1994): »My Words to Victor Frankenstein above the Village of Chamounix. Performing Transgender Rage«, in: GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies 1(3), S. 237–254. https://doi.org/10.1215/10642684-1-3-237

Sykes, Heather (2011): Queer Bodies. Sexualities, Genders, and Fatness in Physical Education, New York, NY: Peter Lang.

Villa, Paula-Irene (2011): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper, 4. Aufl., Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93415-0

Wahlen, Stefan/Plessz, Marie/Dean, Wesley/Ditlevsen, Kia/Magkriotis, Stergios/Ramos, Vasco (2023): »Intersectionality and food consumption. A roundtable«, in: Consumption and Society 2(1), S. 122–135. https://doi.org/10.1332/CQKW6251

Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten, Bielefeld: transcript.

»Jetzt kauf' ich beim Sozialmarkt ein.«

Strukturell bedingte Benachteiligungen und Barrieren in der Zugänglichkeit von Ernährung in Österreich

Christina Lampl und Hanna Lichtenberger

1 Soziale Ungleichheiten im Ernährungssystem

> »Ich […] war immer Mindestpensionistin. Am Anfang habe ich im Supermarkt eingekauft, dann beim Diskounter und jetzt kauf' ich beim Sozialmarkt ein. Es wird einfach immer weniger.« (Teilnehmer:in H zit n. Lampl 2024: 48)

Die Frage nach und die sozialen Kämpfe um ausreichende Ernährung waren historisch eng mit der Entwicklung sozialstaatlicher Sicherungssysteme verbunden. Während nach der Befreiung vom Nationalsozialismus die Versorgungssicherheit im Vordergrund stand, rücken heute Fragen der Qualität, Nachhaltigkeit und sozialen Gerechtigkeit stärker in den Fokus (Pfeiffer 2014). Wenn Essen und Ernährung nicht als rein ernährungsphysiologischer Prozess, sondern vielmehr als soziales Totalphänomen verstanden werden, zeigen sich vielfältige Verbindungen zu sozialer Einbettung, Identität und Zugehörigkeit (Feichtinger 1996). Ein solcher Blick zeigt dabei auch, dass Ernährung kein ausschließlich individueller Akt der Nahrungsaufnahme ist, sondern ein gesellschaftlich strukturierter Prozess, der tief verbunden ist mit sozialer Gerechtigkeit, politischer Ökonomie und kultureller Teilhabe (Parsons/Hawks 2020). Ernährungsgewohnheiten sind dabei immer auch in strukturelle Rahmenbedingungen eingebettet (Agurs-Collin et al. 2024), man könnte diese Bedingungen als *strukturelles Rückgrat* des individuellen Entscheidungsprozesses beschreiben. Eingeschränkte finanzielle Mittel stellen in diesem Zusammenhang eine wesentliche Determinante dar, die Entscheidungsmöglichkeiten im Zusammenhang mit Gesundheit (Glaser/Blüher 2021) und Ernährung prägt. Es zeigt sich ein sozialer Gradient im Kontext von Essen: Kinder unterschiedlicher sozioökonomischer Herkünfte weisen beispielsweise unterschiedliche Verzehrshäufigkeiten von Lebensmitteln auf. So essen Kinder aus Haushalten mit wenig Einkommen beispielsweise weniger häufig Obst und Gemüse (WHO 2020). Auch greifen Menschen mit niedrigem sozioökonomischem Status beispielsweise vermehrt zu

gesüßten Getränken und Fleisch (Walter 2011). Neben der eingeschränkten Möglichkeit, bestimmte Lebensmittel kaufen zu können, kann es durch eingeschränkte finanzielle Mittel zu Auswirkungen auf die soziale Teilhabe kommen. Dazu zählen u.a. Formen von sozialer Ausgrenzung und Stigmatisierung, das Zerbrechen von sozialen Beziehungen und familiären Bindungen sowie ein subjektives Mangelgefühl. Das Einkommen spielt in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle (Loopstra et al. 2016).

Besonders die hohen Inflationsraten seit 2021 in Österreich haben die Ernährungssituation vieler Haushalte erheblich verschärft – mit einem Höhepunkt von über 11 Prozent Ende 2022 und Anfang 2023 haben sich die Preise für Güter der Grundversorgung wie Wohnen, Energie und Lebensmittel stark erhöht (Statistik Austria 2025). Menschen im unteren Einkommensfünftel sind besonders vulnerabel für diese Form der Teuerung, weil sie einen besonders hohen Anteil ihres Haushaltseinkommens für Grundbedürfnisse aufwenden müssen (Heitzmann/Staudinger 2023). Der sogenannte Österreich-Aufschlag auf Lebensmittel und Drogerieprodukte verschärft diese Situation um ein Weiteres. So zeigt eine Berechnung der Arbeiterkammer Österreich, dass die Netto-Lebensmittelpreise im Jahr 2024 in Österreich um durchschnittlich 20,4 Prozent teurer waren als in Deutschland (Arbeiterkammer o.J.). Für einkommensarme Haushalte bedeutet dies, dass Anpassungen im Konsumverhalten vor allem zu Lasten der Ernährung erfolgen. Zahlreiche Sozialorganisationen berichten, dass es zu einer Zunahme an Unterstützungsbedarf kam, z.B. bei ausgegebenen Speisen bei Lebensmittelausgabestellen um 21 Prozent zwischen 2020 und 2021 (Verband der österreichischen Tafeln 2021). Da Frauen häufiger von Armut betroffen sind als Männer, stellt Geschlecht eine zentrale Analysekategorie dar – insbesondere im Hinblick auf die ökonomische Zugänglichkeit von Lebensmitteln sowie die damit verbundenen Anforderungen an Ernährungsmanagement und Versorgung.

Diese Belastungen und Ausschlüsse, verursacht durch eingeschränkte finanzielle Ressourcen, stehen im Widerspruch zum Ziel der Herstellung gerechter und gesunder Lebensbedingungen, das in internationalen und nationalen Programmen als zentrales gesellschaftliches Ziel formuliert wird – etwa in den *Sustainable Development Goals* oder den *Gesundheitszielen Österreichs*. In den folgenden Kapiteln werden ausgewählte Forschungsergebnisse der Volkshilfe Österreich und Gesundheit Österreich GmbH an der Schnittstelle zwischen sozialer Ungleichheit im Ernährungssystem in Österreich und den Faktoren Armut und Geschlecht in Beziehung gesetzt und abschließend mögliche Handlungsoptionen, die ebenfalls aus Forschungsergebnissen resultieren, beschrieben.

2 Ernährungsarmut in Österreich – Ergebnisse einer ersten umfassenden Studie

Das Konzept *Ernährungsarmut* erlaubt es, die Schnittstelle zwischen materieller Deprivation und sozialer Exklusion im Ernährungssystem zu analysieren und verweist auf die strukturelle Ungleichverteilung von Ressourcen, Wissen und Handlungsmöglichkeiten im Zugang zu gesunder Ernährung (Feichtinger 1996). Gängige Armutsindikatoren erfassen Zusammenhänge zwischen Ernährung und eingeschränkten finanziellen Mitteln oft nur unzureichend, da subjektive Erfahrungen von Mangel, Scham oder sozialer Isolation unsichtbar bleiben. Während in anderen Ländern (z.B. Kanada oder Großbritannien) Ernährungsarmut als sozialpolitisches Problem anerkannt und regelmäßig beforscht wird, fehlte es in Österreich lange an umfassenden Erhebungen. In diesem Kapitel werden Ergebnisse einer 2024 veröffentlichten Studie mit dem Titel *Ernährungsarmut in Österreich als Barriere für eine gesunde und klimafreundliche Ernährung. Status Quo und Handlungsoptionen*[1] dargestellt. Das Ziel war einerseits, Daten zur Prävalenz von Ernährungsarmut in Österreich zu erheben, sowie andererseits haushaltsspezifische Dynamiken zu erkennen.

Das Forschungsdesign kombinierte quantitative und qualitative Methoden, um die jeweiligen Stärken beider Ansätze zu nutzen und komplexe Zusammenhänge besser zu verstehen (Greene et al. 1989). Die quantitative Erhebung erfolgte über einen Online-Fragebogen, der in einem mehrstufigen Prozess entwickelt wurde: Zunächst wurde eine Literatursuche durchgeführt, gefolgt von einem Expert:innenaustausch und schließlich einem Pre-Test mit Sozialarbeiter:innen der Volkshilfe Österreich. Der Fragebogen enthielt sowohl validierte, standardisierte Elemente (z.B. *Food Insecurity Experience Scale*, *The Eating Motivation Survey*, Fragen aus *EU-SILC*) als auch eigens entwickelte Items. Die Feldphase erstreckte sich von Ende Mai bis Anfang Juli 2023. Im Juli und August 2023 fanden zwei Fokusgruppen statt, die in Kooperation mit der Volkshilfe Österreich und der Armutskonferenz Österreich durchgeführt wurden. Ziel dieser qualitativen Methode war es, die zugrunde liegenden Mechanismen von Ernährungsarmut in Österreich besser zu verstehen, mit Fokus auf Personen, die von eingeschränkten finanziellen Mitteln betroffen sind. Ergänzend wurden im März und September 2023 zwei Expert:innenworkshops durchgeführt, die weitere Perspektiven für die Analyse und die Entwicklung von Maßnahmen eröffneten (Lampl et al. 2024: 7).

1 Die Studie wurde im Auftrag des Bundesministeriums für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz von Jänner bis Dezember 2023 durchgeführt und aus den Mitteln der Agenda Gesundheitsförderung gefördert.

2.1 Wie viele Menschen und wer ist in Österreich von Ernährungsarmut betroffen?

Basierend auf dem Food Insecurity Experience Scale kommt die Studie zu dem Ergebnis, dass im Jahr 2023 rund zwölf Prozent der in Österreich lebenden Menschen von moderater bis schwerer Ernährungsarmut betroffen sind. Das entspricht rund 1,1 Millionen Menschen. Diese sorgten sich um die ökonomische Verfügbarkeit einer abwechslungsreichen Ernährung, konnten sich weniger vielfältige Lebensmittel leisten und mussten teilweise Lebensmittelmengen reduzieren. Rund 4,6 Prozent – das sind rund 420.000 Personen in Österreich – sind von schwerer Ernährungsarmut betroffen. Neben mengenmäßigen Einschränkungen bei Lebensmitteln mussten Betroffene teilweise Mahlzeiten unfreiwillig ausfallen lassen (Lampl et al. 2024: 24). Nicht alle Bevölkerungsgruppen sind dabei gleich betroffen: Ein erhöhtes Risiko besteht insbesondere für Personen mit niedriger Bildung, Arbeitslose, Menschen mit gesundheitlichen Einschränkungen sowie für Haushalte mit Kindern und Alleinlebende (Lampl et al. 2024: 27–28).

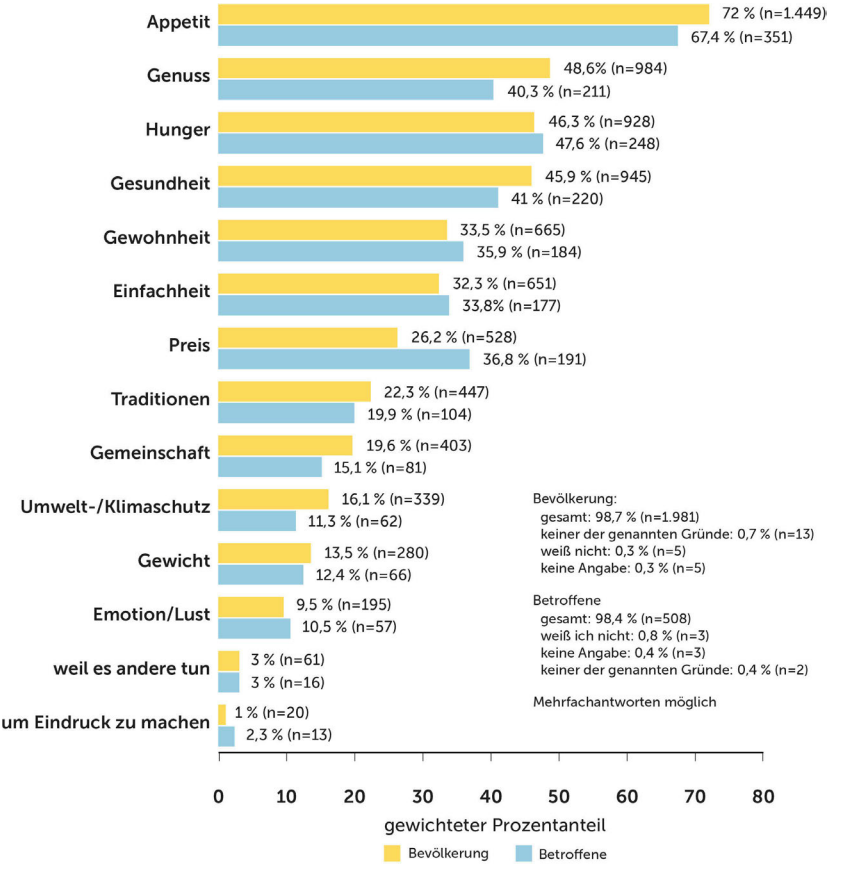
2.2 Lebensrealitäten und Coping-Mechanismen von Betroffenen

Ein geringes Einkommen beeinflusst die alltäglichen Entscheidungsmöglichkeiten erheblich und führt dazu, dass finanzielle Überlegungen beim Lebensmitteleinkauf dominieren. Dies zeigt sich deutlich bei der Frage nach den Auswahlkriterien für Lebensmittel: Während in der Gesamtbevölkerung der Preis nur den siebtwichtigsten Grund darstellt (26 Prozent), geben 37 Prozent (viertwichtigster Grund) der Betroffenen von Ernährungsarmut an, dass der Preis das wichtigste Entscheidungskriterium ist. Umgekehrt wird der Faktor Genuss in der Gesamtbevölkerung um rund acht Prozentpunkte häufiger genannt als bei Betroffenen (Lampl et al. 2024: 33). Auch die Zeitverwendung im Supermarkt verdeutlicht diese Priorisierung: 62 Prozent der Betroffenen verbringen den Großteil ihrer Einkaufszeit mit Preisvergleichen. Unterschiede zeigen sich zudem bei den Bezugsquellen: Menschen in Ernährungsarmut greifen deutlich häufiger auf Tafeln, Sozialmärkte oder informelle Netzwerke wie Nachbar:innen zurück als die Gesamtbevölkerung.

Die qualitativen Ergebnisse aus den Fokusgruppen unterstreichen diese Befunde und zeigen, dass Haushalte mit knappen finanziellen Mitteln zahlreiche Coping-Strategien im Zusammenhang mit Ernährung anwenden. Dazu zählen beispielsweise Priorisierungen innerhalb der Familie: Insbesondere in Haushalten mit Kindern wird deren Versorgung vorangestellt, während Eltern, vorrangig Frauen (nähere Ausführungen zum Thema Geschlecht siehe Abschnitt *Ernährungsarmut, Ernährungspraktiken und Geschlechterverhältnisse*), auf bestimmte Produkte verzichten, die sie selbst gerne konsumieren würden. Darüber hinaus berichten Betroffene, dass sie Markenprodukte oder Bio-Lebensmittel nicht mehr kaufen können. Die Gespräche

verdeutlichen eine ausgeprägte Preiskompetenz und die hohe Bedeutung von Rabattaktionen: »Am Freitagabend oder am Samstag gibt es in der Gemüseabteilung halben Preis. Wir warten dann auf den Mitarbeiter, der klebt die neuen Preise auf alles. Das ist sehr gut und eine große Hilfe.« (I4 zit.n. Lampl et al. 2024: 47).

Abbildung 1: Entscheidungsgründe in der Gesamtbevölkerung und bei Betroffenen



Quelle und Darstellung: Lampl et al. 2024: 33

Lesebeispiel: Wenn die Gesamtbevölkerung (n = 1.981) mit Betroffenen (n = 508) verglichen wird, zeigt sich, dass sich 72 Prozent (n = 1.449) der Gesamtbevölkerung aufgrund des Appetits für Lebensmittel entscheiden (Item 1) und dies bei 67,4 Prozent (n = 351) jener, die von Ernährungsarmut betroffen sind, der Fall ist. Der Un-

terschied zwischen der Gesamtbevölkerung und den Betroffenen beträgt daher 4,6 Prozentpunkte. Mehrfachnennung möglich.

Neben diesen Strategien spielen Netzwerke im direkten Umfeld eine wichtige Rolle. In den Fokusgruppen berichten Betroffene, dass sie Gemüse von Nachbar:innen geschenkt bekommen oder zum Essen eingeladen werden. Teilweise wird auch gemeinsam gekocht und gegessen (Lampl et al. 2024: 51). Gleichzeitig zeigen die Aussagen, dass eingeschränkte finanzielle Mittel die soziale Teilhabe erschweren: Mehrere Befragte geben an, kaum Einladungen aussprechen oder selbst Gäste empfangen zu können. Feste und Feiern stellen eine besondere Herausforderung dar:

> »Bei den ganzen Festen, wo gefeiert wird, ist es am schwierigsten. Weil, da möchte man ja was Besonderes auf dem Tisch haben und das kostet ja natürlich mehr, besonders wenn man noch Gäste hat.« (I7 zit. Lampl et al. 2024: 51).

In der Wahrnehmung der Teilnehmer:innen hat sich die Situation in den letzten Jahren sukzessive verschlechtert. Im Zusammenhang mit der Teuerung berichten Betroffene, dass Veränderungen beim Einkaufs- und Essverhalten schon vor der starken Inflation ein zum Teil (un-)sichtbares Thema waren.

> »Es kommen immer mehr ins VinzenzGwölb und die Leute fragen, ob es eine Lebensmittelhilfe gibt […]. Und insbesondere bei den älteren Menschen gibt es einen Anstieg. Also das ist schlechter geworden.« (E zit n. Lampl et al. 2024: 48)

> »Das kann ich bestätigen. In der Gruft[2] gibt's viele alte Damen […] die halt, so wie ich, Mindestpension haben und die nach Abzug der Fixkosten einfach nicht mehr durchkommen. Die gehen in die Gruft essen.« (H zit n. Lampl et al. 2024: 48).

Die Ergebnisse zeigen, dass finanzielle Einschränkungen den Handlungsspielraum beim Einkaufen und Essen stark begrenzen und vielfältige Coping-Strategien erfordern, etwa familiäre Priorisierungen, die Nutzung von Sozialmärkten oder informellen Netzwerken sowie intensives Preisvergleichen. Gleichzeitig wird deutlich, dass Ernährungsarmut die soziale Teilhabe erheblich einschränkt und insgesamt ein komplexes, strukturell bedingtes Problem ist, das tief in Alltagspraxis und soziale Beziehungen eingreift.

2 Die Gruft ist eine Caritas-Einrichtung für obdachlose Menschen in Wien, in der Personen eine warme Mahlzeit erhalten können.

3 Ernährungsarmut, Ernährungspraktiken und Geschlechterverhältnisse

Geschlechterverhältnisse prägen die Gesellschaft strukturell und sind auch bei Themen der Ernährung präsent – sei es bei der Produktion von Lebensmitteln, der Planung der Speisen, dem Einkaufen, bei der Zubereitung der Speisen, beim Ernährungsverhalten, oder auch, wenn es um Ernährungsstile und Einstellung zur Ernährung geht. *Foodwork* für die Familie ist eng mit der »Weiblichkeitsperformance, die in einen heteronormativen Geschlechterdiskurs eingebettet ist« (Eremin 2022: 274) verknüpft. Denn insbesondere die alltägliche Praxis von Foodwork liegt stark in der Verantwortung von Frauen (vgl. zum Begriff Foodwork u.a. Eremin 2022: 278; vgl. auch Cairns/Johnston 2015: 65–85). Während bestimmte Formen des Kochens, sei es Kochen als Hobby in Form von beispielsweise Grillen oder der Spitzenkoch öffentlich sichtbar sind, ist das tägliche Foodwork im Privathaushalt weniger sichtbar und weniger prestigeträchtig. Und das trotz der Relevanz, die das Kochen für die Reproduktion der Ware Arbeitskraft hat.

Die österreichische Zeitverwendungsstudie 2021/2022 zeigt, wie viele andere Studien zuvor, dass Frauen noch mehr Zeit für unbezahlte Sorgearbeit, zu der auch die Zubereitung von Mahlzeiten, Einkaufen oder das Putzen gehören, aufwenden als Männer. Für Care-Arbeit rund um Haushalt und Familie verwenden Menschen in Österreich im Durchschnitt zwei Stunden und 53 Minuten am Tag, bei Frauen und Mädchen sind es drei Stunden und 37 Minuten, bei Männern und Burschen zwei Stunden und 6 Minuten, was einer Differenz von 1 ½ Stunden pro Tag entspricht (Trap/Foissner 2023: 72).

Neben unterschiedlichem Zeitaufwand für Foodwork ist der ökonomische Zugang zu ausreichend und gesundheitsfördernder Ernährung durch ungleiche Geschlechterverhältnisse geprägt. Frauen verdienen im Durchschnitt weniger als Männer, sie erhalten weniger Pension und leben häufiger in Armuts- oder Ausgrenzungsgefährdung – das trifft besonders auf Alleinerzieherinnen oder alleinlebende Frauen über 65 Jahre zu, wie die EU-SILC[3] Zahlen zeigen (Statistik Austria 2025). Dies hat verschiedene Gründe (Sexismus, niedrige Löhne in sog. *Frauenbranchen*, Teilzeitarbeit aufgrund von Sorgearbeit etc.) und ist eng mit dem österreichischen konservativen Wohlfahrtsregime (Tálos/Obinger 2020) verknüpft, das soziale Sicherheit allem voran durch Erwerbsarbeit und die Absicherung durch die (traditionelle) Familie denkt. Durch den Wandel vom Male-Breadwinner-Modell hin zur *Zwei-Verdiener:innen* bzw. *Adult-Worker*-Familie (vgl. u.a. Auth/Klenner/

3 Die EU-SILC (Community **S**tatistics on **I**ncome and **L**iving **C**onditions) Erhebung sammelt seit 2003 repräsentative Daten über die sozialen Lebensbedingungen in der Europäischen Union, dazu gehören Zahlen zu Einkommen, Bildung, Gesundheit und Zufriedenheit von Personen bzw. Haushalten in Österreich. (Statistik Austria 2025)

Leitner 2015) sind Frauen besonders stark von Doppelbelastung betroffen, was auch Implikationen auf Ernährung und Essen hat.

Die Verantwortung für die Familienernährung liegt häufig bei Frauen, was im Kontext von Ernährungsarmut zusätzlich an Relevanz gewinnt, da Frauen überdurchschnittlich stark von Gefühlen der Scham, Stigmatisierung und sozialen Ausgeschlossenheit betroffen sind, wenn sie den gesellschaftlichen Erwartungen an eine *gute Ernährung* nicht gerecht werden können (Pineau et al. 2021: 115–116). In diesem Zusammenhang verweist Eremin auf das durch immer noch bestehende normative Vorstellungen geprägte Phänomen »eines verinnerlichten Empfindens […], als Mutter mehr Verantwortung für den Bereich der Beköstigungsarbeit und Ernährungsversorgung tragen zu müssen« (Eremin 2022: 278; vgl. auch Cairns/Johnston 2015: 64–84). Die Sorge, durch eingeschränkte Ernährung die Gesundheit der Kinder zu gefährden, verstärkt das subjektive Belastungserleben (Pineau et al. 2021). Besonders alleinerziehende Mütter fühlen verstärkt soziale Stigmatisierung, die sich durch Gefühle von Exklusion und mentalem Stress zeigen können (Parsons/Harman/Cappallini 2024: 947).

Im Rahmen der repräsentativen Ernährungsarmutsstudie (Lampl et al. 2024) in Österreich zeigen sich ebenfalls vergeschlechtlichte Verhaltensweisen im Kontext von Ernährung. So geben Frauen häufiger an, dass sie, wenn das Geld knapp ist, auf Mahlzeiten verzichten als Männer. Von jenen, die bei der Frage danach, wer Lebensmittel besorgt, sich selbst angeben (83 Prozent), sind deutlich mehr als die Hälfte Frauen (47 Prozent vs. 36 Prozent Männer). Bei jenen, die ihre:n Partner:in angeben, sind es hingegen mit 18 von gesamt 29 Prozent in erster Linie Frauen. Lebensmitteleinkäufe werden auch deutlich öfter an Mütter, Töchter und Schwestern (11 Prozent) übertragen als an Väter, Söhne oder Brüder (4,7 Prozent) (Lampl et al. 2024: 39). Dass eine entsprechende Sozialisierung/Verantwortungsübernahme im Kontext von Ernährung schon in der Kindheit beginnen kann, zeigt eine Studie zu Mädchenarmut, die im Auftrag der Volkshilfe Steiermark erstellt wurde. Armutsbetroffene Mädchen sind bereits stark in die Care-Arbeit zu Hause eingebunden, wozu neben der Betreuung (jüngerer) Geschwister auch – wie bereits für Erwachsene beschrieben – die Erledigung von Einkäufen oder anderen Haushaltsaufgaben wie Kochen gehören (Burkia-Stocker/Riegler 2022: 41). Hinsichtlich der Einkäufe kommt ihnen dann auch ev. die Rolle des Agierens innerhalb enger finanzieller Spielräume, die Übernahme der Verantwortung für einen Teil des knappen Haushaltsbudgets und die Versorgung der Familie mit Lebensmitteln in Zeiten hoher Lebensmittelpreise zu. Aus der qualitativen Kindergrundsicherungsstudie ist bekannt, dass besonders Mädchen auch Mahlzeiten für die ganze Familie oder für Geschwister zubereiten. Eine Jugendliche erzählt über die Ernährungssituation nach der Schule etwa: »Ja. Auch öfters chinesische Nudeln, könn' wir auch kochen.« (IV24_1: 679–681)

Tendenziell sind Frauen, vor allem als Alleinerzieherinnen, Pensionistinnen oder Alleinlebende stärker von Einkommensarmut betroffen als Männer (Statistik

Austria 2025). Dennoch zeigt die Studie zu Ernährungsarmut, dass Frauen eher von leichter, Männer hingegen von schwerer Ernährungsarmut berichten (Lampl et al. 2024: 27). Dies könnte mit der bereits beschriebenen Verteilung des Foodwork zwischen Männern und Frauen bzw. mit einer etwas höheren Ernährungskompetenz von Frauen (Gose/Storcksdieck/Hoffmann 2021: 11) in Verbindung stehen.

Zusammenfassend zeigt sich, wie stark ungleiche Geschlechterverhältnisse, Ernährungsarmut und Strategien im Umgang damit verknüpft sind. Dadurch wird sichtbar, wie Foodwork als Teil von Care-Arbeit in gesellschaftlich verankerten Geschlechterverhältnissen organisiert ist und im Sinne des *doing gender* zur Reproduktion bestehender Ungleichheiten beitragen kann.

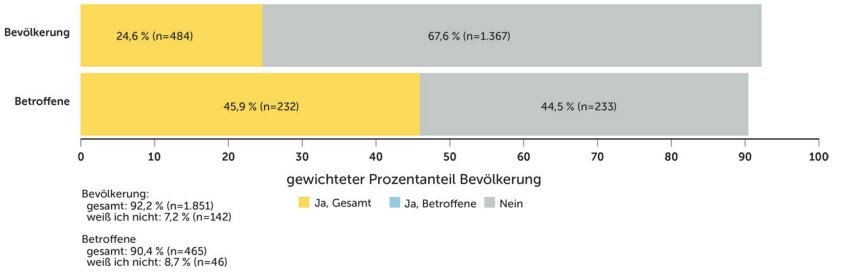
4 Ernährungsarmut und ihre Auswirkungen auf Ernährungspraktiken

Internationale und nationale Studien zeigen, dass ein geringes Einkommen die Vielfalt der konsumierten Lebensmittel einschränkt, was auch die Studie zu Ernährungsarmut in Österreich unterstreicht. Erhobene Daten verdeutlichen, dass Betroffene nicht nur die Menge, sondern auch die Vielfalt ihrer Lebensmittel reduzieren müssen – etwa beim Kauf unterschiedlicher Produkte innerhalb einer Lebensmittelgruppe. Dabei ist wichtig zu betonen, dass die Studie keine exakten Mengenangaben oder detailliertes Ernährungsverhalten quantitativ erfasst hat, jedoch Hinweise auf die Ernährungssituation in den befragten Haushalten liefert. Ein weiterer Befund hinsichtlich klassenspezifischer Dynamiken zeigt sich in der Studie ebenfalls: Deutlich mehr Betroffene (45,9 Prozent) kennen eine Person, die ebenfalls von einem Mangel an Lebensmitteln betroffen ist, verglichen mit 24,6 Prozent in der nicht betroffenen Bevölkerung (siehe Abbildung 2) (Lampl et al. 2024: 27). Diese Vernetzung von Erfahrungen verweist auf die soziale Verdichtung von Ernährungsarmut in bestimmten Milieus und unterstreicht die Bedeutung struktureller Faktoren für die Verteilung von Risiken.

Die Einschränkungen durch geringe finanzielle Mittel betreffen nicht nur die Möglichkeiten beim Lebensmitteleinkauf, sondern auch die soziale Teilhabe. Rund ein Fünftel der Personen, die beim Lebensmittelkauf auf ein begrenztes Budget angewiesen sind, berichtet von zusätzlichen sozialen Einschränkungen. Rund drei Viertel der Betroffenen von Ernährungsarmut in Österreich schätzen ihre gesellschaftliche Teilhabe als »geringer als andere in ihrer Altersgruppe« ein (Lampl et al. 2024: 45). Im Vergleich zu Daten des European Social Survey wird die Ungleichheit deutlich: Dort geben rund 35 Prozent der Befragten ihre soziale Teilhabe als geringer einschätzen (ESS ERIC 2023), was eine deutliche Differenz zu Betroffenen von Ernährungsarmut darstellt (ca. 75 Prozent). Diese Ergebnisse verdeutlichen, dass ökonomische Knappheit nicht nur den Zugang zu Lebensmitteln einschränkt,

sondern auch soziale Isolation verstärkt – ein struktureller Mechanismus, der Ungleichheiten im Alltag vertieft.

Abbildung 2: Ernährungsarmut im Bekanntenkreis (Gesamtbevölkerung und Betroffene)



Quelle und Darstellung: Lampl et al. 2024: 27

4.1 Strategien der Betroffenen im Umgang mit Ernährungsarmut

Im Rahmen von Fokusgruppen mit Betroffenen von Ernährungsarmut wurden Alltagspraktiken diskutiert, die herangezogen werden, um finanzielle Engpässe auszugleichen (Lampl et al. 2024):

- Verzicht auf Mahlzeiten
- Planung der Einkäufe (Auswahl der Produkte, Angebote, Zeitpunkt des Einkaufs)
- Erwerbsarbeit auch in der Pension, um sich eine bestimmte Ernährung trotz Mindestpension leisten zu können
- Priorisierung von Fixkosten wie Miete und Energie gegenüber *eher* variablen Kosten wie Medikamente oder Lebensmittel
- Unfreiwilliger Verzicht auf bestimmte Produkte
- Erlangung von Preiskompetenz und den Umgang mit Angeboten und Prozent-Marken
- Inanspruchnahme von Essensangeboten über diverse soziale Vereine/Sozialorganisationen
- Anpassung des Speiseplans zur Reduktion der Energiekosten (z.B. Vermeidung des Backrohrs)
- Eltern schränken sich selbst zugunsten ihrer Kinder ein, auch bei der Ernährung
- Einschränkung von mit Kosten verbundenen Freizeitaktivitäten bei Kindern, um Versorgung mit Lebensmittel sicherzustellen
- Aufbau von Kochkompetenz (z.B. Resteverwertung, Wissen um Haltbarkeit von Lebensmittel)

- Nutzung von bestimmten Apps, um reduzierte Lebensmittel oder gratis Produkte zu erhalten
- Aktivierung von Nachbarschaftsnetzwerken zum Teilen von Lebensmitteln, gemeinsamen Kochen und Essen
- Einkäufe mit anderen Personen (z.B. Familienmitgliedern) in größeren Mengen organisieren (z.B. auf Märkten), um günstigere Lebensmittel zu bekommen

Ähnliche Strategien werden auch im Rahmen von Forschungsprojekten der Volkshilfe Österreich genannt. Einkaufen wird dabei als belastende Situation wahrgenommen – etwa aus Angst, dass das Geld an der Kasse nicht ausreicht. Eine alleinerziehende Mutter von vier Kindern erzählt im Rahmen der Befragung durch Sozialarbeitende der Volkshilfe Österreich:

> »Wenn ich mit ihnen [den Kindern] in den Supermarkt gehe und sie sehen Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren, dann möchten sie die haben. Aber 250 Gramm kosten 4 Euro! Und wie soll ich 250 Gramm auf 4 Kinder aufteilen?« (EX IV 50, vgl. zum Datensatz. Lichtenberger/Ranftler 2023)

Im experimentellen Forschungsprojekt zur Kindergrundsicherung beschrieben Eltern[4], dass sie ihre Einkäufe genau planen oder Mahlzeiten zu bestimmten Festivitäten (z.B. das Weihnachtsessen, Geburtstagstorte) an kompensatorische Netzwerke auslagern oder zum Geschenk für die ganze Familie machen. Auch wenn sie den Wunsch haben, qualitativ hochwertige Lebensmittel oder biologisch produzierte Lebensmittel zu kaufen, ist dies aus finanziellen Gründen nicht möglich: »Aber wenn ich kaufe alle Biosache, dann wo ich zahle meine Strom, meine Handy« (IV16_1: 953–955).

Bei Kindern konnte im Rahmen des Kindergrundsicherungs-Forschungsprojekts gezeigt werden, dass Kinder bereits früh um den Mangel an Geld Bescheid wissen, der auch zu einem Mangel an Lebensmitteln, insbesondere am Ende des Monats, führen kann. Ein zwölfjähriger Bursche erzählte:

> »Es war aber auch schon öfter so, dass wir nicht mal mehr Toastbrot oder so was da hatten. […] so wie jetzt. Und da ist es halt so, dass ma wirklich den Rest zammen kratzen, fertig. […] mein Papa kann zum Beispiel mit Extrawurst voll das geile Essen machen.« (IV 15_1: 71)

Deutlich wird in diesem Fragment nicht nur der Mangel, sondern auch die Anerkennung des Kindes für die Bemühungen des Vaters. Häufig priorisierten die Kinder

4 vgl. hinsichtlich Forschungsprojekt Fenninger/Fenninger-Bucher/Ranftler 2018: 60–61 und zu einigen Forschungsergebnissen Albrich/Lichtenberger 2024: 26–29.

Nahrungsmittel oder Wohnkosten gegenüber anderen Bedürfnissen. Gefragt nach Wünschen, die nicht in Erfüllung gegangen sind, sagt eine Jugendliche:

> »Nicht, ich hab, mein, ich hab nicht, dacht mir jetzt, okay, wenn's jetzt nicht in Erfüllung geht, meine Mutter braucht das Geld, damit wir Essen ham und so.« (IV24_1: 434–437)

Insgesamt verdeutlichen die Befunde, dass Ernährungsarmut nicht allein als Einschränkung der Lebensmittelversorgung zu verstehen ist, sondern in umfassendere soziale Ungleichheitslagen eingebettet ist. Die beschriebenen Bewältigungsstrategien der Betroffenen machen sowohl die Handlungsspielräume als auch deren Grenzen unter Bedingungen ökonomischer Knappheit sichtbar, weil individuelle Anpassungsleistungen strukturelle Defizite kaum oder gar nicht kompensieren können.

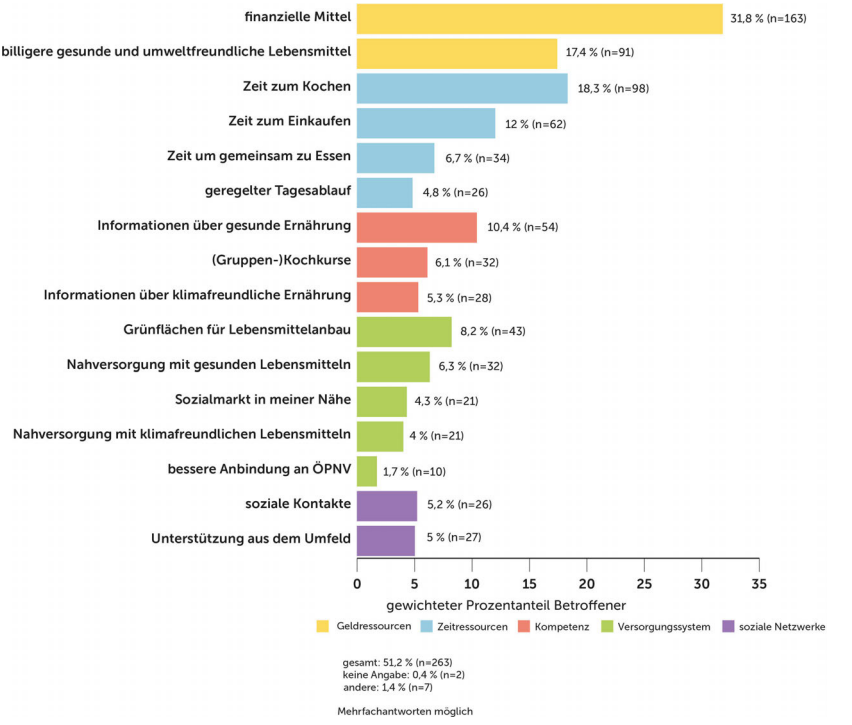
5 Ernährungsbezogene Bedarfe aus Sicht Betroffener

Neben den beschriebenen Zahlen zur Prävalenz und den Lebensrealitäten von Betroffenen von Ernährungsarmut ist es zentral, deren Sichtweise für Maßnahmen zur Reduktion dieser Herausforderung in den Blick zu nehmen. Dabei zeigt sich, dass zwar rund die Hälfte der Befragten (51 Prozent) im Rahmen der Ernährungsarmutsstudie angibt, die eigenen Ernährungsgewohnheiten ändern zu wollen, jedoch nur ein Viertel sagt, dazu starke oder sehr starke Möglichkeiten zu haben (Lampl et al. 2024: 53). Primäre Motivatoren bei der Umstellung von Ernährungsgewohnheiten (n = 322) sind die Aspekte Gesundheit (20,4 Prozent) und höhere Qualität (15,2 Prozent) (Lampl et al. 2024: 54). Biologisch produzierte Lebensmittel sowie Herkunft und Regionalität werden jeweils von rund elf Prozent (10,9 Prozent bzw. 10,8 Prozent) hierbei genannt.

Weiters wurden die Betroffenen gefragt, welche konkreten Unterstützungsmaßnahmen sie bräuchten, um Ernährungsgewohnheiten zu ändern. Genannt wurden in der Reihenfolge der Häufigkeit (1) mehr finanzielle Mittel, (2) mehr Zeit zum Kochen sowie (3) eine Änderung der Preisgestaltung von gesunden und umweltfreundlichen Lebensmitteln (siehe Abbildung 3). Außerdem gaben die Befragten an, mehr Zeit zum Einkaufen zu benötigen und mehr Informationen dazu, wie sie sich gesund ernähren können (Lampl et al. 2024: 53).

Deutlich wird in den Wünschen der Betroffenen, aber auch in der Diskussion mit Expert:innen aus verschiedenen Forschungsfeldern, dass die Strukturen für eine gesundheitsfördernde und nachhaltige Ernährung insbesondere für Personen mit niedrigem Einkommen fehlen und hier ein struktureller Handlungsbedarf durch die Politik besteht (Lampl et al. 2024: 54–56).

Abbildung 3: Änderungswünsche hinsichtlich der Ernährung bei Betroffenen



Quelle und Darstellung: Lampl et al. 2024: 53

Um besser zu verstehen, welche Unterstützungen Menschen, die von Ernährungsarmut betroffen sind, besonders präferieren und wie es ihnen im Kontext der Lebensmittel-Teuerungen geht, führte die Volkshilfe eine quantitative (teils telefonisch, teils online) Befragung unter Klient:innen des *Lebens.Mittel*[5]-Projekts durch (n = 233). Dabei handelt es sich nicht um eine repräsentative Befragung, die auch einigen anderen Limitationen unterliegt (vgl. Befragungsdaten der Umfrage LEBENS.MITTEL zit.n. Lampl et al. 2025: 16–26). Jedoch sind die Ergebnisse im Hinblick auf konkrete Belastungen, aber auch auf die Bedarfe der von Ernährungsarmut konkret Betroffenen interessant.

5 Durchgeführt wurde eine Online-Befragung zwischen November 2024 und April 2025 mit Teilnehmenden im genannten Projekt. Die Nutzer:innen erhielten mehrheitlich Gutscheine, nur ein kleiner Teil erhielt Lebensmittelpakete. Das Programm Lebens.Mittel. war Teil der Bekämpfung der negativen Folgen der Teuerung im Bereich Ernährung durch die österreichische Bundesregierung, finanziert vom Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz (BMSGPK) (Lampl et al. 2025: 16–26).

Gefragt danach, welche Unterstützungsform zur Bekämpfung von Ernährungsarmut persönlich bevorzugt wird, gaben 120 Personen (51,5 Prozent) *Gutscheine* an. Weitere 45 Personen (19,3 Prozent) bevorzugen Geldleistungen. Sachleistungen wie Essensausgaben (8,2 Prozent), Sozialmärkte (5,6 Prozent) und Lebensmittelpakete (6,9 Prozent) wurden deutlich seltener genannt. 128 Personen (54,9 Prozent) erläuterten, warum sie eine bestimmte Form bevorzugen. Eine Person, die Geldleistungen präferieren würde, argumentiert:

> »Weil ich uns die Unterstützung so am besten einteilen kann, wo sie gebraucht wird und auch ein Lebensmittelgeschäft wählen kann mit größerem Sortiment« (Befragungsdaten der Umfrage LEBENS.MITTEL zit.n. Lampl et al. 2025: 24).

Die Nutzer:innen zeigen eine hohe Zufriedenheit mit Lebensmittelgutscheinen, insbesondere wegen ihrer Flexibilität und Planbarkeit, so schreibt eine Person: »Am Monatsende, wenn das Geld aus ist, kann man trotzdem was zu essen kaufen« (ebd.). Lebensmittelgutscheine ermöglichen den wohnortnahen Einkauf, die Orientierung auf die konkreten Bedürfnisse der Familie und den Kauf von frischen Produkten (Milchprodukte, Obst und Gemüse). Lebensmittelpakete sind für die Nutzer:innen vor allem eine Hilfe bei akuter Ernährungsarmut und unterstützen mit länger haltbaren Produkten. Deutlich wird jedoch, dass Angebote der Sozialwirtschaft strukturelle Reformen für eine gute Ernährung für alle niemals ersetzen können. Etwa weil sie nur punktuell unterstützen oder nicht den vollen Bedarf einer ausgewogenen Ernährung decken können (vgl. auch Lampl et al. 2025).

6 Diskussion und Fazit

Die Analyse des Ernährungsverhaltens als soziales Totalphänomen verdeutlicht, dass Ernährung weit über individuelle Präferenzen hinausgeht: Sie ist strukturell in politische, ökonomische, ideologische und kulturelle Rahmenbedingungen eingebettet. Für Österreich zeigt sich, dass Ernährungsarmut trotz eines, vergleichsweise starken, Sozialstaats eine relevante Problematik darstellt und durch die Entwicklung der vergangenen Jahre – insbesondere Preissteigerungen – weiter verschärft wurde (Statistik Austria 2025): Rund 12 Prozent der in Österreich lebenden Menschen sind von moderater bis schwerer Ernährungsarmut betroffen (Lampl et al. 2024: 24). Das führt neben Einschränkungen im Lebensmitteleinkauf zu Implikationen auf alltägliche Ernährungspraktiken und in weiterer Folge zu sozialer Exklusion.

Ernährungsarmut als wachsendes Problem in Hocheinkommensländern wird negiert, stigmatisiert und delegiert (Pfeiffer 2014). Delegierung bedeutet die Auslagerung der Verantwortung an karitative Organisationen und die Privatwirtschaft,

deren Angebote staatliche Strategien ersetzen. Dadurch wird die Versorgung fragmentiert und Betroffene werden abhängig von Wohltätigkeit. Negierung beruht auf dem Wohlstandsnarrativ, das Hunger in reichen Gesellschaften als nicht mehr existent darstellt. Stigmatisierung beschreibt die moralische Bewertung Betroffener. Mehrgewicht wird im öffentlichen Diskurs häufig als Ausdruck von vermeintlicher Selbstkontrolle dargestellt. Empirische Daten zeigen jedoch, dass hohes Körpergewicht durch ein Zusammenspiel von vielfältigen Einflussfaktoren geprägt ist (RKI 2020). Schorb (2009) beschreibt, wie bürgerliche Ideale wie Schlankheit und Selbstkontrolle zur Abwertung der *Unterschicht* beitragen. Dies führt dazu, dass strukturelle Ursachen aus dem Blick geraten. Diese Mechanismen erschweren eine nachhaltige Bekämpfung von Ernährungsarmut, da sie Verantwortung verschieben und soziale Ungleichheiten reproduzieren.

Dem Aspekt Gender kommt im Kontext von Ernährungsarmut eine besondere Rolle zu. Frauen sind überdurchschnittlich stark von Gefühlen der Scham, Ausgegrenztheit und Stigmatisierung betroffen, wenn sie den gesellschaftlichen Erwartungen an eine *gute Ernährung* für Kinder nicht gerecht werden können (Pineau et al. 2021: 115–116). Die Priorisierung der Kinderernährung verschärft dabei die bereits bestehenden vielfachen Belastungen (Younis/Eberhardt 2025). Vergeschlechtlichte Praktiken ergeben sich in der österreichischen Studie zur Ernährungsarmut u.a. dadurch, dass Frauen häufiger angeben, auf Mahlzeiten zu verzichten als Männer (Lampl et al. 2024: 43). Armutsbetroffene Mädchen sind stark in die Care-Arbeit zu Hause eingebunden, wozu auch Einkaufen und Kochen gehören (Burkia-Stocker/Riegler 2022: 41).

Derzeit ist es in Österreich in vielen Lebensbereichen, von Arbeit über Mobilität bis hin zu Ernährung und Freizeitgestaltung, schwer, klimafreundlich zu leben; bestehende Strukturen begünstigen klimaschädliches Verhalten (Penker/Brunner/Plank 2023). Demgegenüber stehen internationale Belege, dass Rahmenbedingungen entscheidend für eine gesundheitsfördernde und klimafreundliche Ernährung für alle sind (Agurs-Collin et al. 2024). Insbesondere vulnerable Gruppen, die eher von Ernährungsarmut betroffen sind, profitieren von strukturellen Maßnahmen des Ernährungssystems (Lampl et al. 2024), da diese zusätzliche Stigmatisierung vermeiden und Ernährung ganzheitlich im Sinne eines Beitrages zu mehr Lebensqualität betrachten (WBAE 2023). Betroffene äußerten in der Ernährungsarmut-Studie dabei insbesondere den Bedarf an vermehrt finanziellen Mitteln oder leistbaren gesunden und klimafreundlichen Lebensmitteln sowie mehr Zeit für den Lebensmitteleinkauf und das Kochen (Lampl et al. 2024). Im Zusammenhang mit gleichberechtigten Möglichkeiten gilt es zu hinterfragen, ob Sozialmärkte oder Tafeln ausreichend akzeptable Formen der Nahrungsbeschaffung darstellen (WBAE 2023). Vielmehr sollten Maßnahmen verfolgt werden, die strukturell den Zugang zu klimafreundlicher und gesunder Ernährung ermöglichen, was durch intersektorale Zusammenarbeit von unterschiedlichen Ressorts (Lampl et al. 2024:

55–56) sowie durch staatliche und finanzpolitische Anreize gefördert werden sollte (Penker/Brunner/Plank 2023).

Ein umfassender analytischer Blick, der die in diesem Beitrag berücksichtigten Diskriminierungsdimensionen wie Armut und Geschlecht einschließt und um Aspekte wie Migration, Wohnungslosigkeit und Alter erweitert, ist Voraussetzung für die Entwicklung zielgruppenspezifischer Maßnahmen. Nur so lassen sich soziale und gesundheitliche Ungleichheiten langfristig wirksam überwinden.

Literatur

Agurs-Collins, Tanya/Alvidrez, Jennifer/ElShourbagy Ferreira, Sanae/Evans, Mary/Gibbs, Kimberlea/Kowtha, Bramaramba/Pratt, Charlotte/Reedy, Jill/Shams-White, Marissa/Brown, Alison G.M. (2024): »Perspective: Nutrition Health Disparities Framework. A Model to Advance Health Equity«, in: Advances in Nutrition 15(4), Art. 100194. https://doi.org/10.1016/j.advnut.2024.100194

Albrich, David/Lichtenberger, Hanna (2025): Kindergrundsicherung. So schaffen wir Kinderarmut ab, Wien: Volkshilfe Österreich. URL: https://www.volkshilfe.at/wp-content/uploads/2025/11/Brosch_Kindergrundsicherung.pdf (vom 16.01.2026).

Arbeiterkammer Wien (o.J.): »Warum sind Lebensmittel in Österreich so viel teurer?«, Wien: Arbeiterkammer Wien. URL: https://wien.arbeiterkammer.at/interessenvertretung/wettbewerb/Warum-sind-Lebensmittel-in-Oesterreich-so-viel-teurer-.html (vom 16.01.2026).

Auth, Diana/Klenner, Christina/Leitner, Sigrid (2015): »Neue Sorgekonflikte. Die Zumutungen des Adult Worker Model«, in: Susanne Völker/Michèle Amacker (Hg.), Prekarisierungen. Arbeit, Sorge und Politik, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 42–58.

Burkia-Stocker, Miriam/Riegler, Anna (2022): Mädchenarmut. Die unsichtbaren Mädchen? Forschungsbericht, Graz: FH Joanneum. URL: https://cdn.fh-joanneum.at/media/2022/06/Forschungsbericht_Maedchenarmut_2022.pdf (vom 16.01. 2026).

Cairns, Kate/Johnston, Josée (2015): Food and Femininity, London/New York, NY: Bloomsbury Academic.

Eremin, Oxana (2022): »Foodwork. Schlaglichter auf das Themenfeld von Kochen, Essen und Geschlecht«, in: Soziale Passagen. Journal für Empirie und Theorie Sozialer Arbeit 14(2), S. 271–287. https://doi.org/10.1007/s12592-022-00434-4

European Social Survey European Research Infrastructure (ESS ERIC) (2023): ESS1 – Integrated File, Edition 6.7 [Datensatz], Bergen: Sikt – Norwegian Agency for Shared Services in Education and Research. https://doi.org/10.21338/ess1e06_7

Feichtinger, Elfriede (1996): Armut und Ernährung. Literaturanalyse unter besonderer Berücksichtigung der Konsequenzen für Ernährungs- und Gesundheitsstatus und der Ernährungsweise in der Armut (= WZB Discussion Paper P 96–202), Berlin: Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.

Glaser, Thomas/Blüher, Marlene (2021): Kennzahlen zu Lebensbedingungen 2020. Indikatoren für soziale Inklusion in Österreich, Wien: Bundesministerium für Soziales, Gesundheit, Pflege und Konsumentenschutz. URL: https://www.statistik.at/fileadmin/pages/338/Kennzahlen_zu_Lebensbedingungen_2020.pdf (vom 16.01.2026).

Gose, Maria/Storcksdieck genannt Bonsmann, Stefan/Hoffmann, Ingrid (2021): Ernährungskompetenz in Deutschland – vertiefende Auswertungen. Ergebnisbericht, Karlsruhe: Max Rubner-Institut. https://doi.org/10.25826/20210305-174808

Greene, Jennifer C./Caracelli, Valerie J./Graham, Wendy F. (1989): »Toward a Conceptual Framework for Mixed-Method Evaluation Designs«, in: Educational Evaluation and Policy Analysis 11(3), S. 255–274. https://doi.org/10.3102/01623737011003255

Heitzmann, Karin/Staudinger, Jeremias (2023): Inflation in Österreich. Evidenz zu den Folgen für besonders Betroffene, zur Wirksamkeit von Entlastungsmaßnahmen und zu Lücken im Unterstützungsangebot (= INEQ Research Notes 2023/5), Wien: WU Vienna University of Economics and Business. https://doi.org/10.57938/7ac9fe4d-c384-46af-8573-5d1b675e2c7e

Lampl, Christina/Lichtenberger, Hanna/Aigner, Ernest/Chahrour, Marie/Schmidt, Andrea E./Staudinger, Jeremias (2025): »›Sparen kann man überall, da aber leider nicht.‹ Food Poverty in Austria – Between Food Charity, Social Work and Social Policy«. Vortragsunterlagen zur Konferenz Food Charity, Welfare State Transformations, and Affective Economies: Critical Engagements, 21.-23.05.2025, WU Wien. URL: https://www.volkshilfe.at/wp-content/uploads/2026/01/FoodCharity_Volkshilfe_Goeg.pdf (vom 16.01.2026).

Lampl, Christina/Schmidt, Andrea/Aigner, Ernest (2024): Ernährungsarmut in Österreich als Barriere für eine gesunde und klimafreundliche Ernährung. Status quo und Handlungsoptionen, Wien: Gesundheit Österreich. URL: https://jasmin.goeg.at/id/eprint/3695/1/Ern%C3%A4hrungsarmut%20in%20%C3%96sterreich_bf.pdf (vom 16.01.2026).

Lehmkühler, Stephanie H. (2002): Die Gießener Ernährungsstudie über das Ernährungsverhalten von Armutshaushalten (GESA). Qualitative Fallstudien. Inauguraldissertation, Justus-Liebig-Universität Gießen.

Lichtenberger, Hanna/Ranftler, Judith (2023): Soziale Teilhabe armutsbetroffener Kinder und Jugendlicher. Eine quantitative Auswertung der Ersterhebung im Projekt »Existenzsicherung 2022/2023«, Wien: Volkshilfe Österreich. URL: https://www.kinderarmut-abschaffen.at/fileadmin/user_upload/Media_Libra

ry_Kinderarmut/Publikationen/2023_Soziale_Teilhabe_Armutsbetroffener_Kinder.pdf (vom 16.01.2026).

Loopstra, Rachel/Reeves, Aaron/McKee, Martin/Stuckler, David (2016): »Food Insecurity and Social Protection in Europe. Quasi-Natural Experiment of Europe's Great Recessions 2004–2012«, in: Preventive Medicine 89, S. 44–50. https://doi.org/10.1016/j.ypmed.2016.05.010

Parsons, Elizabeth/Harman, Vicki/Cappellini, Benedetta (2024): »Foodwork and Foodcare in Hard Times. Mothering, Value, and Values«, in: Gender, Work & Organization 31(3), S. 937–953. https://doi.org/10.1111/gwao.12630

Parsons, Kelly/Hawkes, Corinna (2018): Connecting Food Systems for Co-Benefits. How Can Food Systems Combine Diet-Related Health with Environmental and Economic Policy Goals? (= Policy Brief 31), Kopenhagen: World Health Organization Regional Office for Europe. URL: https://www.citystgeorges.ac.uk/__data/assets/pdf_file/0008/446930/Connecting-food-systems-for-co-benefits-Hawkes-and-Parsons-Nov-2018.pdf (vom 16.01.2026).

Penker, Marianne/Brunner, Karl-Michael/Plank, Christina (2023): »Ernährung«, in: Christoph Görg/Verena Madner/Andreas Muhar/Andreas Novy/Alfred Posch/Karl W. Steininger/Ernest Aigner (Hg.), APCC Special Report. Strukturen für ein klimafreundliches Leben, Berlin/Heidelberg: Springer Spektrum, S. 245–269. https://doi.org/10.1007/978-3-662-66497-1_9

Pfeiffer, Sabine (2014): Die verdrängte Realität. Ernährungsarmut in Deutschland. Hunger in der Überflussgesellschaft, Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-04665-1

Pineau, Chloe/Williams, Patricia L./Brady, Jennifer/Waddington, Madeleine/Frank, Lesley (2021): »Exploring Experiences of Food Insecurity, Stigma, Social Exclusion, and Shame among Women in High-Income Countries. A Narrative Review«, in: Canadian Food Studies/La Revue canadienne des études sur l'alimentation 8(3), S. 107–124. https://doi.org/10.15353/cfs-rcea.v8i3.473

Robert Koch-Institut (RKI) (2020): AdiMon-Themenblatt: Bildungsstand der Eltern, Berlin: Robert Koch-Institut. URL: https://www.rki.de/DE/Themen/Nichtuebertragbare-Krankheiten/Studien-und-Surveillance/Studien/Adipositas-Monitoring/Kontext/PDF_Themenblatt_Bildung.pdf?__blob=publicationFile&v=1 (vom 16.01.2026).

Schorb, Friedrich (2009): Dick, doof und arm? Die große Lüge vom Übergewicht und wer von ihr profitiert, München: Droemer.

Statistik Austria (2025a): »Verbraucherpreisindex (VPI/HVPI)«. URL: https://www.statistik.at/statistiken/volkswirtschaft-und-oeffentliche-finanzen/preise-und-preisindizes/verbraucherpreisindex-vpi/hvpi (vom 16.01.2026).

Statistik Austria (2025b): Tabellenband EU-SILC 2024 und Bundesländertabellen mit Dreijahresdurchschnitt EU-SILC 2022 bis 2024, Wien: Statistik Austria.

Tálos, Emmerich/Obinger, Herbert (2020): Sozialstaat Österreich (1945–2020). Entwicklung – Maßnahmen – internationale Verortung, Innsbruck/Wien: Studienverlag.

Trap, Jana/Foissner, Franziska (2023): Zeitverwendung 2021/22. Ergebnisse der Zeitverwendungserhebung, Wien: Statistik Austria. URL: https://www.statistik.at/fileadmin/user_upload/ZVE_2021-22_barrierefrei.pdf (vom 16.01.2026).

Verband der österreichischen Tafeln (2021): Die Tafeln. Tätigkeitsbericht 2021, Wien: Verband der österreichischen Tafeln.

Walter, Carina (2011): Ernährungs- und Gesundheitsverhalten von Nürnberger Grundschulkindern vor dem Hintergrund ihrer sozioökonomischen Situation. Inauguraldissertation, Justus-Liebig-Universität Gießen.

World Health Organization (WHO) (2020): Spotlight on Adolescent Health and Well-Being. Findings from the 2017/2018 Health Behaviour in School-Aged Children (HBSC) Survey in Europe and Canada, Bd. 1: Key Findings, Kopenhagen: WHO Regional Office for Europe.

Wissenschaftlicher Beirat für Agrarpolitik, Ernährung und gesundheitlichen Verbraucherschutz beim BMEL (WBAE) (2023): Ernährungsarmut unter Pandemiebedingungen. Stellungnahme, Berlin: WBAE.

Younis, Safiah/Eberhardt, Judith (2025): »Heat or Eat. Exploring the Impact of the Cost-of-Living Crisis on Single Parents' Mental Wellbeing in the United Kingdom«, in: Journal of Poverty 29(3), S. 176–200. https://doi.org/10.1080/10875549.2024.2379764

Quellenverzeichnis

E: Teilnehmer:in einer Fokusgruppe am 30. August 2023 im Rahmen der Studie zu Ernährungsarmut in Österreich, Gesundheit Österreich GmbH.

EX IV 50: Interview mit einer alleinerziehenden Mutter mit vier Kindern, interviewt am 07.07.2022 im Projekt Existenzsicherung 2022/23.

IV15_1 Interview mit einem 12-jährigen Burschen, Ersterhebung, interviewt am 18. März 2019 im Rahmen des Forschungsprojekts zur Kindergrundsicherung, Volkshilfe Österreich.

IV16_1 Interview mit einer alleinerziehenden Mutter, Ersterhebung, interviewt am 11. März 2019 im Rahmen des Forschungsprojekts zur Kindergrundsicherung, Volkshilfe Österreich.

IV24_1: Interview mit einem 13-jährigen Mädchen, Ersterhebung, interviewt am 21. Juni 2019 im Rahmen des Forschungsprojekts zur Kindergrundsicherung, Volkshilfe Österreich.

I4: Teilnehmer:in einer Fokusgruppe am 25. Juli 2023 im Rahmen der Studie zu Ernährungsarmut in Österreich, Gesundheit Österreich GmbH.

I7: Teilnehmer:in einer Fokusgruppe am 25. Juli 2023 im Rahmen der Studie zu Ernährungsarmut in Österreich, Gesundheit Österreich GmbH.

H: Teilnehmer:in einer Fokusgruppe am 30. August 2023 im Rahmen der Studie zu Ernährungsarmut in Österreich, Gesundheit Österreich GmbH.

Räumlich-globale und speziesistische Ungleichheiten

Ernährung, Raum und soziale Ungleichheit

Linda Hering

Ernährung ist stets räumlich organisiert: Produktion, Distribution, Vertrieb und Konsum verbinden Orte, Dinge und Akteur:innen in konflikthaften Arrangements. Vor allen historische Studien illustrieren, wie sich diese Verflechtungen in den vergangenen Jahrhunderten herausgebildet und verändert haben, ebenso wie die räumlichen Arrangements, die damit in Verbindung stehen. In *Hungry Cities* macht Carolyn Steel (2013) deutlich, wie verwoben das Leben von (Stadt)Menschen mit Fragen rund um die Ernährung(ssicherung) ist. Schon zu Beginn der Stadtentstehung werden Lebensmittel meist an anderen Orten – im Ländlichen – produziert, müssen in die Stadt gelangen, dort verteilt, weiterverarbeitet und entsorgt werden. Ernährung ist gelebte Stadt-Land-Beziehung. Früher durch geografische Bedingungen zunächst auf den Nahbereich beschränkt, wo landwirtschaftlich produzierte Waren direkt in die nächstgelegene Stadt gelangten. Heute ist das Warenwirtschaftssystem global organisiert und ermöglicht es einem Teil der Weltbevölkerung auf fast alle Lebensmittel ganzjährig zugreifen zu können, während für einen anderen Teil Ernährungsunsicherheit den Alltag bestimmt. Eine zentrale, häufig wenig sichtbare Voraussetzung dieser globalen Ernährungsverhältnisse ist der sozial ungleich verteilte Zugang zu Wasser; hierzu vgl. den Beitrag von Withanachchi und Köpke in diesem Band.

Die Welt wandelt sich, sozial und räumlich, und mit ihr die Art und Weise, wie Ernährungsproduktion, -transport, -konsum und -verwertung organisiert werden. Und durch räumliche Arrangements werden soziale Ungleichheiten in Agrar- und Ernährungssystemen reproduziert. Als zentrale Treiber dieses Wandels werden zum Teil zeitgleich ablaufende Prozesse benannt (Reardon/Timmer 2014): Erstens, die Weltbevölkerung wächst und forciert die Urbanisierung. Prognosen zufolge wird im Jahr 2050 über die Hälfte aller Menschen in urbanen Räumen leben und ländliche Gebiete weniger besiedelt sein. Zweitens, führt das Leben in Städten zu einer Veränderung in den Ernährungsgewohnheiten und Vorlieben. So werden schon jetzt deutlich mehr tierische Produkte wie Fleisch, Fisch, Milch und eine größere Vielfalt an Obst und Gemüse konsumiert. Es stehen häufiger verarbeitete Nahrungsmittel auf dem Speiseplan und man isst zunehmend außer Haus. Drittens, verändern sich Warenketten, indem neue Zwischenschritte wie Verarbeitung,

Logistik, Großhandel, Lagerhaltung usw. hinzukommen. Dies wirkt sich viertens, wiederum auf die damit in Verbindung stehenden Arbeitsmärkte aus. Fünftens, haben sich durch die Erfindung und den Einsatz von kapitalgetriebenen Technologien die Arbeits- und Produktionsweisen in den Anbaugebieten gewandelt.

Der Beitrag argumentiert, dass soziale Ungleichheit in Agrar- und Ernährungssystemen entlang räumlicher Strukturen von Produktion, Distribution und Konsum erzeugt und stabilisiert wird, und dabei selektiv (un)sichtbar gemacht wird[1]. Dazu erläutere ich zunächst kurz, wie man die Analyse des Zusammenhangs zwischen Ernährung und Raum unter Bezugnahme auf ein relationales Raumverständnis als relationale Raumformationen konzeptualisieren kann. Dieses Verständnis wird anschließend im Beitrag genutzt, um relevante Erkenntnisse und Konzepte in Bezug auf globale Warenketten, sozial-räumliche Einbettungsprozesse und Konsumräume einzuführen. Damit soll erklärt werden, durch welche Prozesse soziale Ungleichheit in Agrar- und Ernährungssystemen räumlich (re)produziert und (un)sichtbar wird.

1 Raumtheorie: Relationaler Raum und Ernährung

Der Beitrag konzipiert Räume als relationale Anordnungen platzierter und platzierender Akteur:innen, Objekte und Technologien (Löw 2001). Das heißt, das Soziale und die Räume konstituieren sich gegenseitig: Das Soziale wirkt auf Räume und deren (An)Ordnungen, genauso wie Räume daran mitwirken, wie das Soziale sich ordnet. Dieses Verständnis wird in der Konzeptionalisierung der Refiguration (Knoblauch/Löw 2025) weitergedacht, indem die Relationen und Verbindungen von unterschiedlichen Räumen untersucht werden. Diese sind oft konflikthaft und spannungsreich, basieren auf unterschiedlichen Ungleichheitskonstellationen (Klasse, Gender, Race, sozioökonomischer Status usw.) und werden in ihrer Prozesshaftigkeit betrachtet. Ernährung und Essen sind Teil des Sozialen und somit von räumlichen Anordnungen, die damit einhergehen. Wie wir uns ernähren (können), steht mit den Räumen in Verbindung, in denen sich das Soziale abspielt. Das heißt, im Zusammenhang mit dem Wandel unserer Ernährungssysteme und -praktiken wandeln sich die Räume und vice versa.

Die folgenden Abschnitte gliedern sich entlang von drei Analyseebenen: Wir beginnen mit einer Makro-Perspektive auf Ernährung, Raum und soziale Ungleich-

1 Im Text verwende ich die Begriffe Ernährungssystem sowie Waren- bzw. Wertschöpfungsketten synonym. Das Kettenverständnis nutze ich, wenn es um die Strukturen der Warenzirkulation und Inwertsetzungsprozesse geht. Der Begriff Ernährungssystem bezieht sich auf die Beziehungsstrukturen innerhalb des Systems und seine Wechselwirkungen mit anderen Funktionssystemen.

heit, indem wir den in den Agri-Food-Studies prominenten Food-Regimes-Ansatz vorstellen. Dieser illustriert sich reproduzierende Machtasymmetrien und die damit einhergehende Ungleichheit auf globalem Maßstab. Anschließend blicken wir auf Einbettungsprozesse und die damit entstehenden sozial-räumlichen Arrangements und geben Beispiele zur politischen (Ein)Wirkung bzw. deren Ausbleiben. Nach dieser eher auf der Meso-Ebene verorteten Betrachtung werden wir drittens Konsumräume in den Blick nehmen. Zentral wird hier der Zusammenhang von (Nicht)Wissen und Bewertungsprozessen. Ein Schwerpunkt aller Betrachtungen zielt auf die wiederkehrende Dynamik der konflikthaften Beziehungen von Ernährung, sozialer Ungleichheit und Raum sowie den (Un)Sichtbarkeiten, die damit in Verbindung stehen. Letztere wirken darauf, wie soziale Ungleichheit im globalen Agrar- und Ernährungssystem (re)produziert wird.

2 Globale Dynamiken und Perspektiven (Agri-Food-Studies und Food Regimes)

Lange waren Lebensmittelproduktion und -konsum lokal begrenzt – besonders bei verderblichen Gütern (Cabannes/Marocchino 2018). Mit der Industrialisierung entkoppelten sich Produktion und Konsum, und der atlantische Dreieckshandel markierte die erste globale Ungleichheitsstruktur: Kolonialmächte wie Großbritannien organisierten den Handel mit Kaffee, Tee und Zucker über See- und Landrouten und schufen so ein asymmetrisches Weltwirtschaftssystem, das auf Ausbeutung und Sklaverei basierte (Werner/Bair 2019, Hering/Espeter 2025).

Das heutige Agrar- und Ernährungssystem reproduziert diese kolonialen Machtverhältnisse: Ungleiche Verteilung von Wissen, Land und Ressourcen stabilisiert Abhängigkeiten zwischen Zentrum und Peripherie (Friedmann 2000). Diese Strukturen manifestieren sich in einer globalen Arbeitsteilung, die soziale Ungleichheit zwischen Regionen und Akteuren verfestigt (Werner/Bair 2019; Robinson/Carson 2015). Studien zeigen zudem, wie der imperiale Lebensstil (Brand/Wissen 2017) sowohl ökologische als auch soziale Kosten externalisiert – vor allem in den Peripherien des Globalen Südens.

Durch Globalisierung stammen Lebensmittel im Globalen Norden heute aus aller Welt. Der Massenkonsum senkt zwar Preise, doch die räumliche Entkopplung von Produktion und Konsum vertieft Ungleichheiten: Während Verbraucher:innen im Zentrum profitieren, tragen Produzent:innen in der Peripherie die Lasten (Freidberg 2009; Legun 2017). Harvey (1989) konstatiert eine »Raum-Zeit-Kompression«: Durch technologische Innovationen und ökonomische Entwicklungen beschleunigt sich die globale Zirkulation von Waren, Kapital und Informationen, wodurch räumliche Distanzen scheinbar schrumpfen, während sich zugleich räumliche Ungleichheiten und globale Machtgefälle reproduzieren. Heute verstärken Digitalisierung,

supranationale Institutionen und multinationale Konzerne diese Dynamiken weiter (Richards et al. 2013; Prause et al. 2021).

2.1 Food Regimes: Räumliche Macht und Ungleichheit

Die Agri-Food-Studies analysieren diese Prozesse interdisziplinär (Ermann et al. 2018). Ihr zentraler Ansatz – die Food-Regime-Theorie (Friedmann 2000) – erklärt, wie sich Akkumulations- und Regulationsprinzipien in zeitlichen Phasen manifestieren und räumliche Ungleichheiten reproduzieren. Die Einteilung in Zentrum, Semiperipherie und Peripherie (Hopkins/Wallerstein 1984) illustriert, wie Machtverhältnisse entlang globaler Warenketten organisiert sind. Grob lassen sich mindestens drei Food Regimes unterscheiden (Ermann et al. 2018; Prause et al. 2021):

- Erstes *koloniales* Food Regime (ab 1870, UK-zentriert): Industriezentren in Europa wurden mit Grundnahrungsmitteln aus Siedlerkolonien versorgt. Freihandel und technologische Innovationen festigten die Abhängigkeit der Peripherie – bis der Erste Weltkrieg und die Weltwirtschaftskrise das System kollabieren ließen.
- Zweites *imperiales* Food Regime (1940er–1970er, US-dominiert): Überschussexporte aus den USA in Entwicklungsländer reproduzierten neokoloniale Abhängigkeiten durch Subventionen und agroindustrielle Modelle (Friedmann 2000).
- Drittes *corporate-environmental* Food Regime (WTO-zentriert): Multinationale Konzerne und supranationale Institutionen organisieren heute über Hygiene- und Qualitätsstandards und den Einsatz von Technologien Waren- und Raumstrukturen und regulieren, *was*, *wo* und *wie* produziert wird (Richards et al. 2013). Versprechen einer *Green Revolution* und neoliberale Politik mithilfe von Strukturanpassungsprogrammen u.a. durch die Weltbank, forcieren die Übernahme dieser Logiken in der Peripherie (Bair et al. 2021).

2.2 Digitalisierung: Vertiefung sozialer Ungleichheit

Aktuelle Studien zeigen, wie digitale Technologien bestehende Machtasymmetrien verschärfen (Prause et al. 2021): Unternehmen nutzen Daten, um Kontrolle über die Arbeiter:innen und die Wertschöpfung auszuüben. Tech-Konzerne drängen mit digitalen Tools in den Agri-Food-Sektor und reproduzieren so oligopole Strukturen. Prause, Hackfort und Lindgren (2021) konstatieren in diesem Zusammenhang einen »digitalen Kapitalismus«, in dem multinationale Agrar- und Ernährungsunternehmen die Geschäftsmodelle der Tech-Branche übernehmen. Digitalisierung kann zwar Transparenz fördern, verstärkt jedoch ferner prekäre Arbeitsbedingun-

gen (Gig-Economy; Pettig 2023) und verändert Stadtbilder durch Lieferinfrastrukturen mit Dark Stores.

Die beschriebenen Dynamiken finden in ganz unterschiedlichen sozial-räumlichen Arrangements multipolare Ausdrucksformen (Knoblauch/Löw 2025), die das globale Agrar- und Ernährungssystem prägen. Sie basieren auf lokalspezifischen Konflikten in und um Räume, die sich entlang von Ungleichheitskonstellationen reproduzieren und diese wiederum beeinflussen. Um auf diese lokalen Dynamiken näher einzugehen, widmen wir uns im Folgenden den räumlichen Einbettungsprozessen.

3 Sozial-räumliche Einbettung von Ernährung

Räume sind nie neutral, sondern durch den Einfluss verschiedener Akteure und ihrer zum Teil konfligierenden Intentionen strukturiert und geprägt, was Einfluss auf die Ausgestaltung von Agrar- und Ernährungssystemen und damit soziale Ungleichheit hat. Das Konzept der Einbettung (engl. *embedding*) bietet einen theoretischen Anker, um zu erklären, wie ökonomische Aktivitäten in historische, institutionelle und soziale Kontexte eingebettet sind und wie dies wiederum auf die Ausgestaltung von gesellschaftlichen Systemen wirkt (Polanyi 1944/2001, Sonnino 2007). Neuere Studien schenken zudem der Bedeutung von räumlichen Einbettungsprozessen Aufmerksamkeit (Hering 2025, Sonnino 2007). Empirisch vollzieht sich Einbettung prozesshaft durch die Verwebung verschiedener Kontexte – wie geographische Lage, historische Ereignisse, kulturelle oder religiöse Einflüsse, politische Umstände und spezifische Akteurskonstellationen –, die zu lokalspezifischen sozial-räumlichen Arrangements führen, die nicht selten Pfadabhängigkeiten ausbilden (Hering 2025). Institutionell werden diese Prozesse etwa durch Gesetze, Regulierungen oder Standards geprägt, die bestimmen, welche Lebensmittel angebaut, wie sie vertrieben oder wie Im- und Export organisiert werden.

Für die Fragestellung des Beitrags – wie durch räumliche Arrangements soziale Ungleichheit in Agrar- und Ernährungssystemen erzeugt und stabilisiert wird – sind beispielsweise Mechanismen wie Spekulation oder politische Planung relevant, die Inklusions- und Exklusionsprozesse forcieren oder verhindern können. So kommt es in diesen Arrangements zu Wechselwirkungen in Bezug auf Ungleichheitskategorien wie Gender, Klasse, sozioökonomischer Status, religiöse Ansichten oder Position im Weltwirtschaftssystem, die strukturell und individuell Wirkung entfalten und sich auf Teilhabechancen auswirken.

Anhand von Beispielen soll nun insbesondere die Verbindung zwischen Ernährung, sozialer Ungleichheit und Raum in Bezug auf politische Einbettungsprozesse aufgezeigt werden.

3.1 Ernährungspolitiken, Raumplanung und Ungleichheit

Ernährung ist politisch – und dies hängt sowohl mit individuellen als auch mit strukturellen Bedingungen zusammen, die mit Konflikten in und um Räume in Verbindung stehen. Im Agrar- und Ernährungssektor sind Fragen zum Landzugang oder zur Planung von (urbanen) Infrastrukturen zentrale Untersuchungsgegenstände.

3.1.1 Politische Planung und Steuerung

Durch Planungs- und Steuerungsprozesse besteht die Möglichkeit, sozial-räumliche Einbettungsprozesse anzupassen und zu lenken. Oftmals orientieren sich diese Bemühungen an Nationalstaats-, Bundesländer- oder Stadtgrenzen. In wissenschaftlichen Debatten wird bereits seit einigen Jahren darauf hingewiesen, dass ernährungssystemrelevante Fragen nur unzureichend in stadtpolitische und -planerische Aufgabengebiete Einzug finden (Cabannes/Marocchino 2018, LOGIC 2024). Ernährungspolitische Fragen überschneiden sich allerdings mit vielfältigen anderen Handlungsarenen – etwa Gesundheits-, Sozial-, Wirtschafts- oder Stadtentwicklungspolitik – und erfordern ein systematisches Verständnis ihrer institutionellen und räumlichen Verflechtungen (Schanz/Sipple 2024).

Weltweit unterscheiden sich Nationen, Regionen und Städte darin, wie ernährungssicher und krisenresilient ihre Ernährungssysteme aufgestellt sind und inwiefern ernährungsbedingte Erkrankungen wie Übergewicht oder Adipositas, Herz-Kreislauf-Erkrankungen oder Mangelerscheinungen auftreten. Studien illustrieren diese Ungleichheiten (Cabannes/Marocchino 2018), die durch ungleiche Entwicklung(schancen) im globalen Weltsystem dafür sorgen, dass einige Akteur:innen und Orte z. B. durch Outsourcing von Risiko profitieren, während andere verlieren (Werner/Bair 2017). Wie sozial-politisch und ökonomisch stark oder schwach Nationen, Regionen oder Städte aufgestellt sind, beeinflusst die Ernährungssicherheit, -souveränität und Systemresilienz massiv. Insbesondere eine schwache finanzielle Lage und korrupte bzw. instabile politische Strukturen verschärfen diese negativen Auswirkungen. In Singapur, einer der wohlhabendsten Stadtstaaten der Welt, wurde und wird Ernährung(ssicherung) als politische Aufgabe verstanden. Die gesunde und kostengünstige Ernährung der Bevölkerung wird durch eine staatlich administrierte Infrastruktur sichergestellt und insbesondere über stadtplanerische sowie regulatorische Maßnahmen umgesetzt (Hering 2025).

In vielen Ländern des Globalen Südens bestimmt Ernährungsunsicherheit immer noch den Alltag eines Großteils der Bevölkerung. Eine Betätigung im Ernährungssektor bietet daher für viele Menschen nicht nur eine Möglichkeit, den eigenen Lebensunterhalt zu bestreiten, sondern trägt maßgeblich zur Ernährungssicherheit der Personen und ihrer Familien bei (Resnick/Swinnen 2024). Allerdings agieren die – meist weiblichen – Arbeiter:innen vielfach im informellen

Wirtschaftsbereich und sind daher nicht selten prekären Arbeitsbedingungen ausgesetzt, sowohl auf landwirtschaftlichen Flächen als auch als Straßenhändler:innen in urbanen Räumen. Werner und Bair (2019) argumentieren, dass sich diese strukturell ungleichen Entwicklungschancen in ortsspezifischen Dynamiken in Bezug auf ethnische Zugehörigkeit, Geschlecht, Race und Kaste ausdrücken und ausbeuterische Mechanismen hervorbringen, welche den Ausschluss dieser Arbeiter:innen in Umstrukturierungszeiten rechtfertigen – dies wirkt sich schlussendlich darauf aus, wie sich die Bevölkerung (selbstständig) ernähren kann. Zudem zeigt sich empirisch, dass prekäre Zustände z.T. im Stadtraum versteckt und in öffentlichen Statistiken nicht sichtbar (gemacht) werden. Ein Beispiel sind informelle Obst- und Gemüsehändler:innen in Ländern des sogenannten Globalen Südens, die in offiziellen Erhebungen oft nicht auftauchen und einem höheren Armutsrisiko ausgesetzt sind als Händler:innen, die andere Waren vertreiben (Cabannes/Marocchino 2018). Konflikte in und um Ernährungsräume werden zusätzlich durch weitere Prozesse reproduziert.

3.1.2 Spekulationen

Spekulationen haben sich seit der Finanzkrise 2008 immer weiter auf Produkte des landwirtschaftlichen Bereichs ausgeweitet (Lawrence et al. 2015). So nutzen reiche, aber landarme Nationen immer öfter ertragsversprechende Anbauflächen im Ausland, um den steigenden Appetit (nicht nur Hunger!), der wachsenden Mittelklasse zu stillen. Nicht nur Vertreibung, sondern auch ökologisch verheerende Folgen stehen damit in Verbindung. Sipple (2014) stellt am Beispiel der marokkanischen Einbindung in den weltweiten Tomatenhandel heraus, dass nur wenige global agierende Exporteure profitieren, während der Großteil der Landbevölkerung aus der Landwirtschaft verdrängt und in neue Abhängigkeiten getrieben wird. Monokulturen führen zu Verlusten in der Diversität, Wasserverschmutzung und -mangel bis hin zu ausgedorrten Böden, die der lokalen Bevölkerung ihre Lebensgrundlagen entziehen. Durch diese neoliberale Marktlogik werden landwirtschaftliche Produktionsräume von den Bedürfnissen der lokalen Bevölkerung entkoppelt, indem Kapitalflüssen Vorrang gegeben wird und globale Machtasymmetrien zwischen Zentrum und (Semi-)Peripherie verfestigt werden.

3.2 Globale Krisen und Transformation

Gerade vor dem Hintergrund multipler Krisen – von pandemischen über geopolitische oder klimatische Schocks – geraten alle beteiligten Akteur:innen von Agrar- und Ernährungssystemen zunehmend unter Druck, nicht krisenstabile Systeme zu transformieren (Hering/Espeter 2025). Die sozialräumlichen Machtungleichheiten des globalen Weltwirtschaftssystems wirken sich auf Transformationsprozesse sowohl im Kleinen (individuell, haushaltsbezogen) als auch im Großen (städtisch,

national) aus. Interpretationen, Definitionen und Erwartungen unterscheiden sich daher zum Teil deutlich voneinander, je nachdem, welche Akteur:innenperspektive eingenommen wird. Gerade in besonders unsicheren Zeiten geraten Ziele eines idealtypisch nachhaltigen Ernährungssystems, das ökonomisch gerecht, ökologisch tragfähig und sozial fair gestaltet ist (Blay-Palmer 2012), unter Druck, zum Teil widersprüchlichen Erwartungen gerecht zu werden.

Eine zentrale Herausforderung ist vielerorts die Fragmentierung politischer Wirkungsgrade: Unterschiedliche räumliche Ebenen sind für die Setzung und Umsetzung von Maßnahmen zuständig, wodurch Koordinationsprobleme und Zuständigkeitslücken entstehen (Sonnino 2023). Vor allem Initiativen, die über einen lokalen Wirkungskreis hinausweisen und nicht ausschließlich top-down, sondern auch bottom-up organisiert sind, werden in der Forschung als besonders relevant für nachhaltige Transformationen bewertet (vgl. Gegenräume). Sie verhindern, dass Transformation zu einem bloß normativen *Containerbegriff* verkommt, und stärken stattdessen konkrete institutionelle und sozial-räumliche Praktiken. In diesem Zusammenhang fordert Sonnino (2023), die Rolle der Meso-Ebene stärker zu berücksichtigen. Diese trägt wesentlich dazu bei, bi-direktionale Flüsse von Daten, Wissen, Ressourcen und Kompetenzen zwischen globalen und lokalen Ebenen zu erzeugen und zu steuern – und damit Transformationsprozesse institutionell zu verankern. Ebenso prägt die Perspektive auf Ernährung, wie Zuständigkeiten, Verantwortungsübernahme und politische Einflussnahme ausgestaltet werden. Wird Ernährung – wie bislang in Deutschland üblich – primär als raumplanerische Aufgabe verstanden, oder lassen sich politische Gestaltungsspielräume erweitern, wenn Ernährungsfragen als Teil der Daseinsvorsorge begriffen werden (Schanz/Sipple 2024)?

3.2.1 City-Region-Ansatz

Um Ernährungssysteme nachhaltiger oder krisenresistenter zu gestalten, sind vor allem Ansätze vielversprechend, die die sozialen und räumlichen Beziehungs- und Organisationsstrukturen einbeziehen. Ein Beispiel ist der *City-Region-Ansatz*, der die früher oftmals implizite Dichotomie zwischen dem Land als Extraktionsort für Ressourcen und der Stadt als Ort, der immer mehr wächst und eine steigende Anzahl an Konsument:innen versorgen muss, aufbrechen soll. Diese Perspektive zeigt lokalspezifische Abhängigkeiten, Schwachstellen und Handlungsmöglichkeiten in Bezug auf das Ernährungssystem einer Stadt-Region auf (Wiskerke 2005). Wichtig ist es, spezifische Abhängigkeiten zu analysieren, Beschaffungskanäle zu diversifizieren und urbane Stoffströme wieder stärker zu verknüpfen. Multifunktionale urbane und peri-urbane Landwirtschaft, etwa in Form von Dachgärten oder Anbau in Überschwemmungsflächen, kann zugleich Ernährungssicherheit garantieren, Klimaanpassung unterstützen und Biodiversität fördern. Voraussetzung ist, Er-

nährung systematisch in Stadtplanung und -politik zu verankern und, dass die Vernetzung beider Ernährungsökonomien im Fokus steht (Sonnino 2023).

Wenn die Transformation des Agrar- und Ernährungssystems systemisch gedacht und auf räumlich definierte Einheiten wie Städte angewandt wird, können vergleichbar strukturierte urbane Räume hinsichtlich ihrer Transformationspotentiale voneinander lernen, wie sie sich krisenfest aufstellen, ohne dabei soziale Gerechtigkeit, ökologische Verträglichkeit und ökonomische Fairness aus dem Blick zu lassen (Sonnino 2023).

3.2.2 Local trap

Das Vorhandensein oder der Ausbau regionaler Produktion wird sowohl in politischen, zivilgesellschaftlichen als auch wissenschaftlichen Diskursen genutzt, um die Nachhaltigkeit und Resilienz von Ernährungssystemen zu diskutieren und gegebenenfalls zu verbessern. Oft sind normative Zuschreibungen mit den räumlichen Bezugspunkten, wie regional, national oder global, verbunden. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Regionalbegriff leisten unter anderem Born und Purcell (2006), indem sie dem *local trap* auf die Spur gehen. Neben positiven ökologischen, ökonomischen und sozialen Vorteilen einer lokalen und regionalen Ernährungsweise weisen die Autoren auf potentielle negative Effekte hin. Regionalität oder Lokalität kann nicht pauschal mit biologischer Erzeugung, mehr Arbeitsplätzen für die lokale Bevölkerung oder weniger CO_2- und Energieverbrauch gleichgesetzt werden – wenngleich die Kundschaft das oftmals tut (Fülling 2020). Sie argumentieren dafür, dass man sich in der Forschung zunächst frei von pauschalen Zuschreibungen an den Forschungsgegenstand annähern sollte.

3.3 Gegenräume: Alternative Ernährungsnetzwerke und Empowerment

Zu den Prozessen, die mit der Globalisierung des Ernährungssystems zusammenhängen und *Big Food* vorantreiben, also den Prozess, dass Großkonzerne übermäßig darauf einwirken, wie Lebensmittel produziert, verteilt und konsumiert werden – haben sich als Gegenbewegung Alternative Ernährungsinitiativen gebildet (Rosol/Strüver 2018, Sage et al. 2021; Stotten et al. 2025). Hier vereinen sich verschiedene Bemühungen, alternative Visionen und Praktiken zur Lebensmittelproduktion, -versorgung und -konsum zu erdenken und umzusetzen. Insbesondere die *erste Generation* dieses Aktionismus basiert auf Vorstellungen und Konzepten, die eine Re-Lokalisierung des Essens fordern. Die territoriale Wiedereinbettung der Lebensmittel soll Vertrauen, Qualität und Transparenz erzeugen. Diese alternativen Verständnisse von Ernährungsqualität haben weniger zu einer Transformation im großen Sinne beigetragen, sondern wurden eher im Zuge von Aneignungsprozessen von konventionellen Anbietern vereinnahmt. Dieser zum Teil als »corporate-environmental food regime« betitelte Prozess forciert die Spaltung von privilegierten

und benachteiligten Konsument:innen, wenn nachhaltig produzierte Lebensmittel durch die höheren Preise bzw. den Export ins Ausland für bestimmte Gruppen nicht zugänglich sind (Rosol/Strüver 2018). Zudem wird durch solche Mechanismen die Kritik der Funktionsweise des Systems abgemildert, selbst wenn verschiedene Aktionen bewirkt haben, dass sich das Bewusstsein für die Thematik in der Zivilgesellschaft erhöht hat.

In den letzten Jahren etabliert sich weltweit eine *zweite Generation* von Aktivist:innen, die bestehende Strukturen, Institutionen und Machtverhältnisse im Ernährungssystem explizit hinterfragt. Damit verbunden sind Forderungen, durch veränderte Ernährungspraktiken Konsument:innen wieder zu emanzipierten Bürger:innen (empowered citizens) werden zu lassen, die selbstbestimmt, gesund, nachhaltig und gleichberechtigt leben können (Carolan 2017). Ernährung wird dabei nicht nur als individuelle Konsumentscheidung verstanden, sondern als politisches und sozial-räumliches Handlungsfeld.

Insbesondere die Aneignung öffentlicher Räume über gemeinschaftliche Ernährungspraktiken kann neue Formen von Solidarität, Verantwortungsübernahme und Gemeinschaft hervorbringen. Dadurch entstehen Räume des Empowerments, die Ansatzpunkte für gesellschaftliche Transformationen bieten (Sage et al. 2021). Ernährungsräte, Ernährungsnetzwerke oder Urban-Gardening-Initiativen greifen häufig lokalspezifische Gegebenheiten auf, um öffentliche Räume neu zu gestalten und alternative Formen des Zusammenlebens praktisch zu erproben. Ernährung kann so zu einem politischen Mittel werden, mit dem sozial-räumliche Realitäten neu ausgehandelt werden (ebd.).

Gleichzeitig stoßen solche Initiativen häufig an Grenzen. Fehlende finanzielle und personelle Ressourcen beschränken oftmals ihre Handlungsmöglichkeiten. Kooperationen mit privaten Fördergebern können hier Unterstützung bieten (Sonnino 2023). Zudem eröffnen digitale Medien und soziale Netzwerke neue Möglichkeiten der Vernetzung und Sichtbarkeit lokaler Ernährungsbewegungen. Insbesondere Crowdsourcing- und Crowdworking-Ansätze können Innovationspotentiale freisetzen. Kritisch bleibt jedoch, dass Gestaltungsprozesse häufig nur einen begrenzten Kreis an Akteur:innen einbeziehen.

Weitergehende transformative Ansätze plädieren deshalb für grundlegende Veränderungen des Ernährungssystems. Vor allem postwachstumsorientierte Perspektiven fordern, Lebensmittel nicht primär als Handelswaren, sondern als Teil gesellschaftlicher Lebensgrundlagen zu begreifen (Rosol/Strüver 2018). Neben Bodenreformen und der gezielten Unterstützung von Bäuer:innen soll so eine stärkere Wiedereinbettung von Lebensmitteln in soziale und ökologische Zusammenhänge erreicht werden.

Die Beispiele belegen, dass sich das Verhältnis von Ernährung, Raum und sozialer Ungleichheit auf unterschiedlichen räumlichen Ebenen untersuchen lässt. Raum steht dabei z.T. sehr offensichtlich im Fokus, z.B. bei Stadt-Land-Vergleichen

oder bei Fragen hinsichtlich der Veränderung von Innenstädten durch den Zuzug oder Wegfall von Verpflegungsangeboten. Bei anderen Fragestellungen scheint Raum eher als Hintergrundvariable zu agieren, z.B. wenn Kochgewohnheiten und die Auswirkung auf den Körper untersucht werden. Gerade in Bezug auf soziale Ungleichheit sind Fragen zur Raumnutzung oder -aneignung besonders zentral, denn je nachdem, wie Ernährungsräume (infra)strukturell oder sozial aufgestellt sind, ob der Haushalt in einer ökonomisch strukturschwachen oder -starken Umgebung verortet ist, und wie sich die Außer-Haus-Verpflegung gestaltet, hat Einfluss darauf, wie wir uns ernähren (können) und soziale Teilhabe erfahren (Hering/Kohrs 2025).

Im Folgenden wenden wir uns den Konsumräumen zu, die über Aspekte wie Zugänglichkeit, Distinktion und Wissen einen Link zum alltäglichen Konsum schlagen und besonders deutlich machen, wie (Un)Sichtbarkeiten im Agrar- und Ernährungssektor genutzt werden.

4 Konsumräume: (Un)Sichtbarkeiten und Bewertung

4.1 Konsum und soziale Distinktion

Ernährung und das Ernährungsverhalten sind von verschiedenen Kategorien beeinflusst, wie Geschlecht, Alter, Bildung und berufliche Situation, was sich wiederum auf das Einkommen niederschlägt. Waren besitzen zudem neben dem Gebrauchswert einen symbolischen bzw. Zeichenwert, der mitkonsumiert wird. In einer Konsumgesellschaft wird Konsum maßgeblich zur Identitätsbildung und Abgrenzung genutzt (Ermann/Pütz 2020). Dies äußert sich ebenso im Lebensmittelkonsum. Wie wir uns ernähren (Barlösius 2016) kann dadurch auch als Marker für soziale Ungleichheit genutzt werden. Sozial schwächer gestellte Bevölkerungsteile sind nicht selten auf Lebensmittelspenden, wie sie in Deutschland über die Tafeln ermöglicht werden, angewiesen. Personen, denen ein sehr großer Finanzspielraum zur Verfügung steht, können hingegen in Feinkostgeschäften besonders kostspielige und rare Lebensmittel erwerben, durch die sie ihrem sozialen Status Ausdruck verleihen. Soziale Ungleichheit reproduziert sich also durch spezifische ernährungsbezogene Konsumorte beziehungsweise dem (Nicht-)Zugang zu ihnen.

4.2 Food-Deserts

Das Food-Deserts-Konzept verfolgt einen dem Food Security-Ansatz ähnlichen Ansatz und hat sich zunächst im anglo-amerikanischen Raum verbreitet. Das Konzept verfolgt einen klaren Ungleichheitsfokus, indem es sich mit den strukturellen und individuellen Faktoren zur Erklärung einer unzureichenden Lebensmittelver-

sorgung in sogenannten Versorgungslücken für gesunde Lebensmittel, insbesondere für benachteiligte Bevölkerungsgruppen, beschäftigt (Augustin/Jürgens 2020). Das heißt, in den 1990er in die britische Debatte eingeführt, etablierte es sich seit den 2000er immer mehr in der US-amerikanischen Ernährungs- und Konsumforschung, die auf die in den jeweiligen Ländern etablierten Armutsdebatten fußt (Augustin 2014). Zur gesundheitswissenschaftlichen Operationalisierung sozial ungleicher Ernährungsumgebungen vgl. Yildiz/Weyers in diesem Band.

Allgemein basiert das Konzept auf der These, dass ein Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Position und dem Zugang zu gesunden Lebensmitteln besteht. Die soziale Position beeinflusst einerseits direkt den Zugang zu Lebensmitteln durch finanzielle Ressourcen. Andererseits zudem indirekt, da die Sozialstruktur an einem Ort Einfluss auf Raumstruktur und damit das Lebensmittelangebot nimmt. Beides wirkt sich abschließend auf das Ernährungsverhalten aus und beeinflusst Gesundheitschancen (Augustin 2014).

Abweichend von z.B. der US-amerikanischen Debatte dreht sich die deutschsprachige Debatte weniger um das Phänomen des vollständigen Versorgungsverlusts in Bezug auf Lebensmittel. Studien innerhalb Deutschlands heben vor allem die sinkende »räumliche Erreichbarkeit von Einkaufsmöglichkeiten und die Verdrängung kleinerer Läden infolge der Ausdehnung von Supermärkten und Discountern« hervor (Augustin/Jürgens 2020: 102). Beispiele finden sich hierzulande vor allem im ländlichen Raum, in ökonomisch abgeschlageneren Regionen wie Schleswig-Holstein.

Mit dem Food-Deserts-Konzept sind mehrere Ungleichheitsaspekte verbunden. Soziale Ausgrenzung, die mit den infrastrukturellen Charakteristiken des potentiellen (Konsum-)raums in Verbindung gebracht wird, fundiert die Konzeptionalisierung. Diese können über analytische geographische Informationssysteme (GIS) eruiert werden, indem sie objektive Charakteristiken untersuchen (Augustin/Jürgens 2020). Neben dieser auf eine Angebotsseite fokussierenden Perspektive werden ebenso subjektive Versorgungslücken identifiziert, indem Wahrnehmungs- und Zufriedenheitsmuster erhoben und im biographischen Verlauf verglichen werden. Ernährungsungleichheit wird dann auch in deutschen Städten zu einer sichtbaren Herausforderung, wie von Hanna Augustin erläutert, wenn Bewohner:innen von benachteiligten Stadtgebieten mit Ernährungsunsicherheit zu kämpfen haben (Augustin 2014, 2020), selbst wenn es sich nicht originär um Food Deserts handelt.

Studien, die einen solchen Ansatz verfolgen, stellen Zusammenhänge von Erreichbarkeit von Angebotsstrukturen, dem Vorhabensein und der Nutzung von Mobilitätsangeboten und Kategorien wie Armut und ethnischer Zugehörigkeit an (Augustin/Jürgens 2020). Das heißt, unterschiedliche Orte bzw. Räume weisen eine unterschiedliche Versorgungsinfrastruktur auf, die sich mehr oder weniger offensichtlich auf das Ernährungsverhalten der Bewohnerschaft auswirkt – im Sinne von sogenannten Ortseffekten (Augustin 2014).

Darüber hinaus spielt der Konsumort eine entscheidende Rolle. So zeigen verschiedene Studien (Hering 2022, Legun 2017) auf, wie in Einkaufsorten durch spezifische Rahmung unter anderen Atmosphären, Preis- oder Angebotsgestaltung die Aufmerksamkeit der Kundschaft gelenkt und Affekte erzeugt werden, wodurch der Handel Einfluss auf Bewertungsprozesse vornehmen kann. Dadurch werden Informationen zum Teil verschleiert.

4.3 Kommodifizierung, Wissen und Raum

Das Konzept der Kommodifizierung stellt die Verbindung zu räumlich bezogenen Konsumentscheidungen heraus. Frische Lebensmittel werden in Qualifizierungs- und Kommodifizierungsprozessen durch unterschiedliche Akteure und Techniken zu Waren gemacht (Ermann 2018, Hering 2022). Ein ökonomischer Wert resultiert z.B. aus der Transformation pflanzlicher Erzeugnisse in standardisierte Handelswaren mit besonderen Qualitäten (z.B. gute Transport- und Lagerfähigkeit; Hering 2022). Dies bedarf einerseits stofflicher Anpassungen, etwa durch eine Sortenauswahl, die Gewächshausproduktion oder die Kontrolle der Reifung durch Kühlung während des Transports. Weiterhin verändern sich landwirtschaftliche Produktions- und Arbeitsorte durch den Einsatz neuer Technologien. Andererseits werden der Ware symbolische Zuschreibungen angeheftet, wenn ästhetische, moralische oder ökologische Aspekte hervorgehoben werden. Der Wert von Lebensmitteln konstituiert sich somit relational, kontextabhängig und nicht selten unter Bezug auf räumliche Aspekte der Waren- bzw. Wertschöpfungskette, z.B. den Produktionsort.

Da die Komplexität globaler Warenketten sehr hoch ist, treffen die meisten Konsument:innen Einkaufsentscheidungen auf Basis von fehlendem, diffusem oder ambivalentem Wissen. Wer, wann und wie dazu in der Lage ist, seinen Lebensmittelkonsum zu reflektieren, unterscheidet sich zum Teil stark voneinander. Anders als in Rational-Choice-Ansätzen gehen z.B. Praxistheorien grundsätzlich davon aus, dass der Konsum nicht bewusst durch das Abwägen aller möglichen Informationen reflektiert wird. Vielmehr werden Konsumentscheidungen durch implizites Wissen, das sozial und kulturell geprägt ist, beeinflusst. Ähnlich argumentieren konstruktivistische Ansätze, die herausstellen, dass Konsumentscheidungen nicht durch ein objektiv wahres Informationsangebot beeinflusst sind, sondern vielmehr implizite Wissensbestände herangezogen werden, die sozial eingebettet sind (Fülling 2020). Dies bedeutet, dass demographische und sozioökonomische Charakteristiken wie Alter, Geschlecht, Bildungsgrad usw., die oft mit spezifischen Lebensstilen korrelieren, als Erklärung dafür dienen können, dass Konsum meist aus einem Mix aus implizitem, habitualisiertem und handlungsrelevant gemachtem Wissen entsteht (ebd.).

Raumwissen umfasst ein spezifisches Teilwissen darüber, wie Räume subjektiv erlebt und erfahren werden, wie man sie sich vorstellt und welche Emotionen und

Affekte man mit ihnen verbindet – auf Ernährung übertragen dienen z.B. räumliche Maker wie *made in* als Orientierung zur Bewertung der Qualität der Angebote (Fülling 2020), sollten aber allgemein kritisch reflektiert werden (vgl. Local trap).

Neben der Zugänglichkeit zu Einkaufsorten (vgl. Food Deserts) spielt ein weiterer Aspekt des Lebensmitteleinzelhandels in Bezug auf Informationen und Wissen eine zentrale Rolle, denn im Handel von Lebensmitteln zeigen sich typische Muster der (Un)Sichtbarmachung: Orte der Produktion werden sehr sichtbar, wenn sie mit positiven Narrativen über z.B. soziale Projekte aufgeladen werden können. Transportwege werden hingegen in der Regel unsichtbar gemacht, da sie meist mit einer Vielzahl von Technologien (Kühlcontainern) und Orten (Häfen oder Lagerräumen) verbunden sind, die vor allem bei frischen Obst- und Gemüsewaren eher wenige positive Assoziationen hervorrufen (Hering/Fülling 2021).

4.4 Bewertung und (Un)Sichtbarkeiten

Wie oben beschrieben, dominieren multinationale Handelsunternehmen des Globalen Nordens weltweit den Agrar- und Ernährungssektor und nehmen durch Regulierung, Standards oder die Preisgestaltung maßgeblich Einfluss auf die Organisation und Strukturen von globalen Waren- und Wertschöpfungsketten ebenso wie die Gestaltung von lokalen Märkten (Richards et al. 2018). Gerade durch das Zusammenspiel von Externalisierung von Arbeitsabläufen und Internationalisierung von Handelsaktivitäten in Länder des Globalen Südens, werden vor allem kleine Produzent:innen und Händler:innen unter Druck gesetzt, sich entweder einzugliedern oder aber ihre Tätigkeiten gänzlich aufzugeben (Bair/Werner 2019).

Durch Einkaufsorte wird eine Vermittlung zwischen global organisierten Ernährungssystemen und lokal situierten Konsumpraktiken ermöglicht (Hering/Fülling 2021; Hering 2022). Während im Globalen Norden vor allem Selbstbedienungsläden, z.B. in Form von Supermärkten oder Discountern, relevant sind, werden vielerorts im Globalen Süden insbesondere frische Lebensmittel überwiegend auf Märkten und bei kleineren Straßenhändler:innen eingekauft, die informell organisiert sind (Resnick/Swinnen 2024). Dies beeinflusst, welche Charakteristiken von Lebensmitteln als Qualitätsgarant herangezogen werden: Sind es im Supermarkt vor allem Labels, Marken und Herkunftsangaben, spielt die Person der Händler:innen und das mit ihr verbundene Vertrauen am informellen Marktstand eine übergeordnete Rolle.

4.5 Raumbezogene Qualifizierung von Lebensmitteln

Zertifizierungsorganisationen und Labels fungieren, wie z.B. der Preis, als materielle Beurteilungsinstrumente (Hering 2022). Gerade Nachhaltigkeit, Regionalität oder Sozialstandards adressieren soziale Erwartungen und werden in Einkaufsor-

ten im Gegensatz zu anderen Aspekten hervorgehoben. Über Narrative wie *von hier* oder *Regionalprodukte* oder andere raumbezogene Assoziationen zu den Herkunfts- oder Produktionsorten werden *Geographien der Qualifizierung* bedient (Ermann/Pütz 2020): Bei der Verknüpfung von Produkten mit Regionen werden sowohl die Waren als auch die Region neu konstruiert und mit neuen Werten ausgestattet. Dies kann wiederum Einfluss auf die Warenkette nehmen, wenn beispielsweise durch die Europäische Union geschützte geographische Herkunftszeichen es ausschließen, dass Nürnberger Würste außerhalb der Stadtgrenze Nürnbergs produziert werden dürfen. Gerade durch digitale Informationsangebote wird eine räumliche Wiedereinbettung der Waren möglich und vereinfacht in der Vermarktung dem anonymisierten »food from nowhere« ein vermeintlich räumlich nahe situiertes »food from (somew)here« gegenüberzustellen (Ermann et al. 2018; Stotten et al. 2025). Ähnlich sieht sich die aus Italien stammende Slow-Food-Bewegung als Gegenangebot zu sich global ausbreitenden Fast-Food-Trends (Ermann/Pütz 2020).

Andere raumbezogene Aspekte der Warenkette sind hingegen kaum sichtbar. Die Lagerung und Logistik sind essentiell und ermöglichen durch Sortiermaschinen, Kühltechnologien und Containerisierung die Standardisierung von Frische (Freidberg 2009), bleiben für die Konsument:innen aber in der Regel verborgen (Hering/Fülling 2021). Zudem nehmen globale Standards und Handelsnormen (Richards et al. 2013) Einfluss auf Produktions- und Arbeitsbedingungen auf der ganzen Welt. Das heißt, Ansprüche und Vorstellungen, die zum Teil mit den Produktionspraktiken in den Anbauländern konfligieren, werden vor allem von transnationalen Unternehmen in Standards eingeschrieben und bestimmen dann an räumlich weit entfernten Orten darüber, wie Produktionsprozesse ablaufen, und haben dabei nicht selten negative Auswirkungen auf die Menschen und die Umwelt (Arnold/Loconto 2021).

Abschließend können wir festhalten, dass Konsument:innen einerseits nicht alles wissen können, um Konsumentscheidungen auf Grundlage von allen relevanten Informationen zu treffen. Andererseits kann es der Fall sein, dass sie aus bestimmten Gründen spezifische Dinge nicht wissen wollen, um sich z.B. den Appetit oder Geschmack nicht zu verderben (*Dissoziation*; Fülling 2022). Während Anbaukontexte über Nachhaltigkeits- und Herkunftsnarrative symbolisch aufgewertet und differenzierend vermarktet werden, bleibt die Logistik als machtvolle Infrastruktur im Hintergrund. Ökologische Belastungen der Seeschifffahrt oder prekäre Arbeitsbedingungen finden selten Eingang in Konsumdiskurse. Räumlich verteilte soziale Ungleichheit, entlang von Kategorien wie Race, Gender oder sozioökonomischer Status usw., wird durch die Angebote in ernährungsbezogenen Konsumorten sowohl reproduziert als auch verschleiert.

5 Fazit

Abschließend bleibt zu sagen, dass der Zusammenhang von Ernährung, Raum und sozialer Ungleichheit viele spannende Anknüpfungspunkte für theoretische wie empirische Fragestellungen bietet. Der Beitrag hat eine Übersicht zusammengetragen, die aufzeigt, wie soziale Ungleichheit in Agrar- und Ernährungssystemen entlang räumlicher Strukturen von Produktion, Distribution und Konsum erzeugt und stabilisiert wird und dabei selektiv (un)sichtbar gemacht wird. Die Verbindung von Makro-Perspektiven auf globale Warenketten, Meso-Perspektiven auf sozialräumliche Einbettungsprozesse und Mikro-Perspektiven auf Konsumräume verdeutlicht, dass soziale Ungleichheit im Ernährungssystem weder ausschließlich strukturell noch individuell erklärt werden kann, sondern relational-räumlich re-produziert wird. Dabei wurden drei zentrale Aspekte herausarbeitet:

- Das globale Agrar- und Ernährungssystem ist von räumlichen Ungleichheiten geprägt, die durch die Organisation von Waren- und Wertschöpfungsketten Machtasymmetrien reproduzieren und sich auf Entwicklung(schancen) auswirken. Dies hat Auswirkungen darauf, wie Lebensmittel produziert, verarbeitet und verteilt werden. Vor allem multinational agierende Großkonzerne, aber auch Nationalstaaten kontrollieren und regulieren die Organisation und Struktur von Ernährungssystemen und die damit in Verbindung stehenden Räume. Die fortschreitende Digitalisierung bringt neue Chancen und Herausforderungen.
- Ernährung findet prozesshaft durch die Verwebung unterschiedlicher Kontexte eine lokalspezifische Einbettung. Es entstehen sozioräumliche Arrangements, in denen das Soziale, Ernährung und Räume relational zueinander in Beziehung stehen. Während politische Akteur:innen im Angesicht neuer Krisen mehr und mehr unter Druck stehen, um Ernährung als politische Aufgabe anzunehmen, lassen Aktivist:innen durch verschiedene Aktionen Ernährung bereits vielfältig politisch wirken.
- Unsere Konsumräume sind durch spezifische räumliche (Un)Sichtbarkeiten geprägt: Räumliche Inszenierungen, die soziotechnische Gestaltungsprozesse ausblenden, prägen nicht nur die Wertzuschreibung von Lebensmitteln, sondern auch die Art und Weise, wie globale Ungleichheitsverhältnisse im Ernährungssystem sichtbar gemacht, naturalisiert oder ausgeblendet werden.

In der Zusammenschau der Ausführungen wird der Mehrwert einer räumlichen Perspektive auf Ernährung und soziale Ungleichheit deutlich. Viele anschließende Forschungsfragen ergeben sich, beispielsweise wie räumliche Einbettungsprozesse globale Trends in Ernährungspraktiken verändern (können) oder wie soziale Teilhabe beispielsweise auch durch den Einbezug von Ernährungsfragen in ver-

schiedenen Ländern und Nationen besser gewährleistet und gestaltet werden können, und wessen Interessen dabei wie verfolgt werden oder nicht.

Literatur

Arnold, Nadine/Loconto, Allison (2021): »Serving magically perfect fruit globally. Local nesting in translating multiple standards«, in: Organization Studies 42(2), S. 327–349. https://doi.org/10.1177/0170840620935858

Augustin, Hanna/Jürgens, Ulrich (2020): »Konsum und soziale Ungleichheit.« in: Cordula Neiberger/Barbara Hahn (Hg.), Geographische Handelsforschung, Berlin/Heidelberg: Springer Spektrum, S. 97–106.

Augustin, Hanna (2014). »Stadt, Ernährung und soziale Ungleichheit: Zur Übertragbarkeit des Food Desert-Konzeptes auf den deutschen Kontext«. artec paper No 197. Bremen: Universität Bremen.

Bair, Jennifer/Mahutga, Mathew/Werner, Marion/Campling, Liam (2021): »Capitalist crisis in the ›age of global value chains‹«, in: Environment and Planning A: Economy and Space 53(6), S. 1253–1272. https://doi.org/10.1177/0308518X211006718

Barlösius, Eva (2016): Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, 3., durchgesehene Aufl., Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Born, Branden/Purcell, Mark (2006): »Avoiding the local trap. Scale and food systems in planning research«, in: Journal of Planning Education and Research 26(2), S. 195–207. https://doi.org/10.1177/0739456X06291389

Brand, Ulrich/Wissen, Markus (2017): Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus, München: oekom. https://doi.org/10.14512/9783960061908

Carolan, Michael S. (2017): No One Eats Alone. Food as a Social Enterprise, Washington, DC: Island Press. https://doi.org/10.5822/978-1-61091-806-0

Ermann, Ulrich (2015): »›Wissen, wo's herkommt‹ – Geographien des guten Essens, der Transparenz und der Moral der Herkunft von Lebensmitteln«, in: Anke Strüver (Hg.), Geographien der Ernährung. Zwischen Nachhaltigkeit, Unsicherheit und Verantwortung (= Hamburger Symposium Geographie, Bd. 7), Hamburg: Institut für Geographie der Universität Hamburg, S. 77–94.

Ermann, Ulrich/Langthaler, Ernst/Penker, Marianne/Schermer, Markus (2018): Agro-Food Studies. Eine Einführung, Wien/Köln/Weimar: Böhlau/UTB. https://doi.org/10.36198/9783838548302

Ermann, Ulrich/Pütz, Robert (2020): »Geographien des Konsums. Ein Überblick«, in: Cordula Neiberger/Barbara Hahn (Hg.), Geographische Handelsforschung,

Berlin/Heidelberg: Springer Spektrum, S. 63–73. https://doi.org/10.1007/978-3-662-59080-5_6

Freidberg, Susanne (2009): Fresh. A Perishable History, Cambridge, MA: Belknap Press of Harvard University Press. https://doi.org/10.4159/9780674053854

Friedmann, Harriet/McMichael, Philip (1989): »Agriculture and the state system. The rise and decline of national agricultures, 1870 to the present«, in: Sociologia Ruralis 29(2), S. 93–117. https://doi.org/10.1111/j.1467-9523.1989.tb00360.x

Fülling, Julia (2020): »Lebensmittelkonsum Im Spannungsfeld von Nichtwissen Und Verantwortung«, in: Berichte. Geographie Und Landeskunde 93 (1–2), S. 79–95.

Harvey, David (1989): The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change, Oxford: Basil Blackwell.

Hering, Linda/Fülling, Julia (2021): »Die karibische Banane im deutschen Supermarkt. Über die (Un-)Sichtbarkeit des Produktionsnetzwerks und die Materialität der Ware«, in: Martina Löw/Volkan Sayman/Jona Schwerer/Hannah Wolf (Hg.), Am Ende der Globalisierung. Über die Refiguration von Räumen, Bielefeld: transcript, S. 337–362. https://doi.org/10.14361/9783839454022-014

Hering, Linda (2022): Die Materialität der Märkte. Qualität, Bewertung und Organisation im deutschen Obst- und Gemüsehandel, Bielefeld: transcript. https://doi.org/10.14361/9783839461532

Hering, Linda/Espeter, Lara M. (2025): »Globalised agriculture and external shocks. Theoretical and methodological implications on the research of commodity chains«, in: Lara M. Espeter/Linda Hering (Hg.), Commodity Chains under Pressure. Resilience through Coping, Adaptation, and Transformation, Cheltenham/Northampton, MA: Edward Elgar, S. 2–34.

Hering, Linda (2025): »The Spatial Politics of Food: Hawker Centres and Singapore's National Identity«, in: Historical Social Research / Historische Sozialforschung, 50(4), S. 378–409. https://www.jstor.org/stable/27426715

Hopkins, Terence K./Wallerstein, Immanuel (1986): »Commodity chains in the world-economy prior to 1800«, in: Review 10(1), S. 157–170.

Knoblauch, Hubert/Löw, Martina (2025): »The refiguration of the global. Globalization and the spatial logics of digitalization«, in: Critical Sociology 51(4-5), S. 703–720. https://doi.org/10.1177/08969205241262304

Lawrence, Geoffrey/Sippel, Sarah Ruth/Burch, David (2015): »The financialisation of food and farming«, in: Guy M. Robinson/Doris A. Carson (Hg.), Handbook on the Globalisation of Agriculture, Cheltenham/Northampton, MA: Edward Elgar, S. 309–327. https://doi.org/10.4337/9780857939838.00023

Legun, Katharine A. (2017): »Desires, sorted. Massive modern packing lines in an era of affective food markets«, in: Journal of Rural Studies 52, S. 110–117. https://doi.org/10.1016/j.jrurstud.2017.02.016

Löw, Martina (2001): Raumsoziologie, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Löw, Martina/Steets, Silke (2014): »The spatial turn and the built environment«, in: Alexandros-Andreas Kyrtsis/Sokratis Koniordos (Hg.), Routledge Handbook of European Sociology, London/New York, NY: Routledge, S. 211–224.

Pettig, Fabian (2023): »Digitale Transformation des Dienstleistungssektors. Sozioökonomische Implikationen am Beispiel von Lieferdienst-Plattformen reflektieren«, in: Inga Gryl/Michael Lehner/Thomas Fleischhauer/Karl Walter Hoffmann (Hg.), Geographiedidaktik. Fachwissenschaftliche Grundlagen, fachdidaktische Bezüge, unterrichtspraktische Beispiele, Bd. 2, Berlin/Heidelberg: Springer Spektrum, S. 351–363. https://doi.org/10.1007/978-3-662-65720-1_25

Polanyi, Karl (1944/2001): The Great Transformation. The Political and Economic Origins of Our Time, 2. Beacon Paperback Edition, Boston, MA: Beacon Press.

Prause, Louisa/Hackfort, Sarah/Lindgren, Margit (2021): »Digitalization and the Third Food Regime«, in: Agriculture and Human Values 38, S. 641–655.

Reardon, Thomas/Timmer, C. Peter (2014): »Five inter-linked transformations in the Asian agrifood economy. Food security implications«, in: Global Food Security 3(2), S. 108–117. https://doi.org/10.1016/j.gfs.2014.02.001

Resnick, Danielle/Swinnen, Johan (2024): »Introduction. Political economy of food system transformation«, in: Danielle Resnick/Johan Swinnen (Hg.), The Political Economy of Food System Transformation. Pathways to Progress in a Polarized World, Oxford: Oxford University Press, S. 1–31. https://doi.org/10.1093/oso/9780198882121.003.0001

Richards, Carol/Bjørkhaug, Hilde/Lawrence, Geoffrey/Hickman, Emmy (2013): »Retailer-driven agricultural restructuring – Australia, the UK and Norway in comparison«, in: Agriculture and Human Values 30(2), S. 235–245. https://doi.org/10.1007/s10460-012-9408-4

Robinson, Guy M./Carson, Doris A. (2015): »The globalisation of agriculture. Introducing the handbook«, in: Guy M. Robinson/Doris A. Carson (Hg.), Handbook on the Globalisation of Agriculture, Cheltenham/Northampton, MA: Edward Elgar, S. 1–28. https://doi.org/10.4337/9780857939838.00006

Sage, Colin/Kropp, Cordula/Antoni-Komar, Irene (2021): »Grassroots initiatives in food system transformation. The role of food movements in the second ›Great Transformation‹«, in: Cordula Kropp/Irene Antoni-Komar/Colin Sage (Hg.), Food System Transformations. Social Movements, Local Economies, Collaborative Networks, Abingdon/New York, NY: Routledge, S. 1–19. https://doi.org/10.4324/9781003131304-1

Schanz, Heiner/Sipple, David (2024): »Ernährung als Aufgabe der kommunalen Daseinsvorsorge?«, in: David Sipple/Arnim Wiek/Heiner Schanz (Hg.), Nachhaltige Gestaltung von lokalen Ernährungssystemen durch Kommunalpolitik und -verwaltung, Wiesbaden: Springer VS, S. 1–20. https://doi.org/10.1007/978-3-658-42720-7_1

Sippel, Sarah Ruth (2014): Export(t)räume. Bruchzonen marokkanischer Landwirtschaft, Bielefeld: transcript.

Sonnino, Roberta (2007): »Embeddedness in action. Saffron and the making of the local in southern Tuscany«, in: Agriculture and Human Values 24(1), S. 61–74. https://doi.org/10.1007/s10460-006-9036-y

Sonnino, Roberta (2023): »Food system transformation. Urban perspectives«, in: Cities 134, Art. 104164. https://doi.org/10.1016/j.cities.2022.104164

Steel, Carolyn (2013): Hungry City. How Food Shapes Our Lives, London: Vintage.

Stotten, Rike/Brunner, Anna-Maria/Faltmann, Nora Katharina/Froning, Paul/Pixová, Michaela/Plank, Christina (2025): »Values of ›alternative food initiatives‹ as expressions of ›embeddedness‹. A comparative analysis in different national contexts«, in: The International Journal of Sociology of Agriculture and Food 31(2), S. 167–204. https://doi.org/10.48416/ijsaf.v31i2.677

Werner, Marion/Bair, Jennifer (2019): »Global value chains and uneven development. A disarticulations perspective«, in: Stefano Ponte/Gary Gereffi/Gale Raj-Reichert (Hg.), Handbook on Global Value Chains, Cheltenham/Northampton, MA: Edward Elgar, S. 183–198. https://doi.org/10.4337/9781788113779.00017

Wiskerke, Johannes S.C. (2015): »Urban food systems«, in: Henk de Zeeuw/Pay Drechsel (Hg.), Cities and Agriculture. Developing Resilient Urban Food Systems, London/New York, NY: Routledge, S. 1–25. https://doi.org/10.4324/9781315716312-7

Wasser als Grundnahrungsmittel

Soziale Ungleichheiten und Impulse für eine neue entwicklungspolitische Perspektive im Globalen Süden

Sisira S. Withanachchi und Sören Köpke

1 Einleitung

Ob Nahrung produziert, verteilt und konsumiert werden kann, hängt in allen Gesellschaften grundlegend vom Zugang zu Wasser ab. Wasser entscheidet darüber, welche Formen der Landwirtschaft möglich sind, wie Lebensmittel verarbeitet werden und ob die Ernährung gesundheitlich sicher ist (Ringler et al. 2022). Entwicklungspolitische Diskurse tendieren dazu, Wasser entweder auf die Trinkwasserversorgung zu verengen oder als technisch beherrschbare Ressource zu konzeptualisieren, während seine Rolle in Ernährungssystemen und in Bezug auf soziale Ungleichheit nur marginal behandelt wird (Kirby et al., 2003; Withanachchi et al., 2018). Zugleich ist Wasser ein umkämpftes Gut. Globale Wasserknappheit, Klimawandel und wachsende Nutzungskonkurrenzen verschärfen bestehende Ungleichheiten, insbesondere im Globalen Süden. Entwicklungspolitische Interventionen reagieren darauf häufig mit technokratischen und sektoralen Lösungsansätzen, die Wasser entweder als ökonomisches Gut oder als isoliertes Umweltproblem behandeln (Emile et al. 2022). Dieser Beitrag setzt dem eine kritische Perspektive entgegen, die Wasser als Gemeingut und Menschenrecht versteht und Wasserkrisen als Ausdruck historisch gewachsener Machtasymmetrien analysiert.

2 Wasser als Grundnahrungsmittel und Menschenrecht

Sauberes Wasser ist nicht nur eine physische Ressource, sondern auch ein grundlegendes Element zweier völkerrechtlich verankerter Menschenrechte, des Rechts auf Wasser sowie des Rechts auf angemessene Nahrung (Withanachchi et al. 2018; Manning 2008). Während internationale Normen lange primär den Zugang zu Trinkwasser betonten, zeigt die wissenschaftliche Literatur, dass Wasserqualität ebenso entscheidend ist. Wasser begleitet alle Stufen des Ernährungssystems,

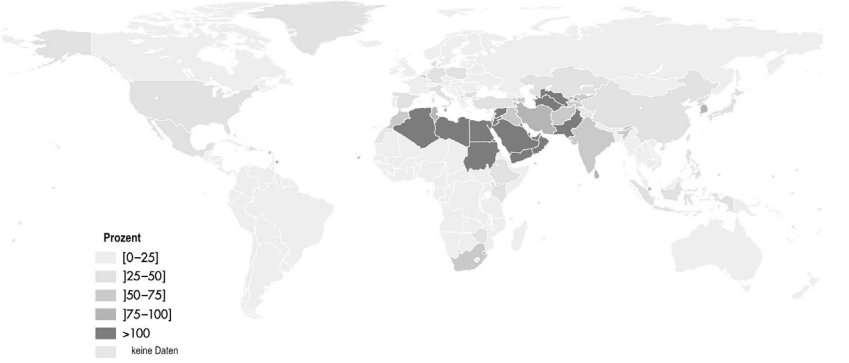
von der landwirtschaftlichen Produktion über die Verarbeitung und den Transport bis hin zur Zubereitung von Lebensmitteln, und wirkt damit unmittelbar auf Gesundheit, Ernährungssicherheit und soziale Teilhabe (Kirby et al. 2003). Im Globalen Süden entstehen Ungleichheiten nicht nur durch Wassermangel, sondern auch durch die ungleiche Belastung und Verteilung verschmutzten Wassers in landwirtschaftlichen Systemen, Haushalten und Ökosystemen (Beard/Mitlin 2021). Wasserqualität ist damit nicht nur ein technisches Thema, sondern auch ein zentrales Gerechtigkeitsproblem. Der Zugang zu sauberem Wasser ist also immens wichtig für soziale und ökologische Gerechtigkeit. Fehlende Überwachung der Wasserqualität, Fragmentierung institutioneller Zuständigkeiten und mangelnde politische Durchsetzungskraft führen dazu, dass gerade marginalisierte Gruppen überproportional von ökologischen Risiken betroffen sind. Wasserqualitätsdaten werden häufig unzureichend kontrolliert und transparent gemacht, und lokale Akteursgruppen werden nur begrenzt in Entscheidungsprozesse eingebunden (Withanachchi et al. 2018). Damit entsteht eine doppelte Ungleichheit. Gruppen mit begrenztem Zugang zu Ressourcen erhalten nicht nur weniger Wasser, sondern werden zusätzlich stärker gefährdet, weil das verfügbare Wasser von schlechter Qualität ist. Nach aktuellen Schätzungen von WHO und UNICEF haben weltweit rund 2,1 Milliarden Menschen keine sicher bewirtschafteten Trinkwasserdienste zur Verfügung. Dabei sind mikrobiologische und chemische Belastungen besonders in Ländern im niedrigen und unteren mittleren Einkommensbereich[1] verbreitet, und dort sind vor allem arme und ländliche Haushalte im Globalen Süden betroffen (WHO/UNICEF, 2025).

3 Soziale Ungleichheiten beim Wasserzugang

Etliche Länder und Regionen sind von akutem Wasserstress betroffen. Der Grad von Wasserstress wird definiert als das Verhältnis der gesamten Süßwasserentnahme aller Sektoren (Haushalte, Industrie und Landwirtschaft) zu den verfügbaren erneuerbaren Süßwasserressourcen, unter Berücksichtigung der ökologischen Anforderungen. Abbildung 1 zeigt, dass die Regionen Mittlerer Osten und Nordafrika sowie Westasien am stärksten betroffen sind, gefolgt von Südasien und Südafrika. Die Karte stellt den Wasserstress unterhalb der nationalen Ebene allerdings nicht adäquat dar. Wenn man die jeweiligen Wassereinzugsgebiete betrachtet, sind auch Teile Nord- und Mittelamerikas sowie die Westküste Südamerikas stark unter Druck (FAO 2024).

1 Nach Weltbank-Klassifizierung.

Abbildung 1: Wasserstress nach Ländern, 2021.



Quelle: FAO Aquastat 2024, (CC-BY 4.0) [1]

Angesichts der bereits vorhandenen Wasserknappheit, die sich Projektionen zufolge in Zukunft aufgrund von Klimawandel und Übernutzung noch wesentlich verschärfen wird, steht die Ressource Wasser zunehmend im Mittelpunkt ökonomischer Überlegungen. Seit den 1990ern sind marktwirtschaftliche Ansätze des Wassermanagements stark verbreitet, nicht zuletzt aufgrund der 1992 formulierten sogenannten Dublin-Prinzipien. In der marktorientierten Betrachtungsweise kann die Ressource Wasser unter Knappheitsbedingungen nur effizient gemanagt werden, wenn sie einem Preismechanismus unterliegt, der die tatsächlichen Kosten der Bereitstellung abbildet. Wasser wird damit zum Wirtschaftsgut, das warenförmig angeboten und vermarktet wird. Demgegenüber steht der oben bereits formulierte Anspruch, Zugang zu sauberem Wasser als universelles Menschenrecht zu begreifen.

Wasserressourcen in Form von Flusssystemen, Gletschern, Grundwasserträgern oder auch größeren Binnenseen treten überwiegend als Allmendegut, als *commons* auf. Aus Sicht der Ökonomik unterliegt die Nutzung dieser Ressourcen erstens der Konkurrenz, und zweitens kann niemand von der Nutzung ausgeschlossen werden. Unter diesen Bedingungen kann es zur erheblichen Übernutzung der Ressourcen kommen. Die Theorie der Allmende (*common pool resource theory*), die von der amerikanischen Politologin Elinor Ostrom formuliert wurde, spricht für eine geregelte und abgestimmte Begrenzung der Nutzung von Ressourcen in einem komplexen und lokal angepassten Regelsystem, das alle wichtigen Nutzergruppen mit einbezieht (Ostrom 1990).

Besonders die Teilhabe von Nutzergruppen steht im Mittelpunkt des *Integrierten Wasserressourcenmanagement* (IWRM). Dieser Ansatz möchte wirtschaftliche Effizienz, ökologische Nachhaltigkeit und soziale Gerechtigkeit unter lokalen Bedingungen harmonisieren. IWRM ist heute das hegemoniale Managementparadigma

(Beveridge/Monsees 2012). Wie an anderer Stelle herausgearbeitet, trifft aber gerade die Beteiligung der lokalen Öffentlichkeit bei Managemententscheidungen an ihre Grenzen (Shunglu et al. 2022). Dem Ideal des sozialen Ausgleichs und des gerechten Zugangs zu lebenswichtigen Wasserressourcen wird also keineswegs überall entsprochen.

Der kritische theoretische Ansatz der Wassergerechtigkeit *(water justice)* nimmt Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten bei Zugängen zu Wasserressourcen in den Blick (Boelens et al. 2018). Er betrachtet Wasserkrisen als Ergebnis von Machtungleichgewichten. In dieser Perspektive sind es die sozialen Strukturen, die gesellschaftlichen Machtverhältnisse, die Wasserknappheit erst zu einem sozialen Problem werden lassen. Entwicklungszusammenarbeit im Wasserbereich etwa setzt sehr häufig auf technologische Lösungen und neigt dazu, die lokalen Besonderheiten und Nutzungsbedingungen zu ignorieren. Es sind die lokalen Bevölkerungen, die sich der Managementphilosophie der Experten anpassen sollen, nicht andersherum. Die Ungerechtigkeit besteht nicht nur in der ungleichen Verteilung oder im ungleichen Zugang zu Wasser, sondern auch in der mangelnden Kenntnisnahme der Wahrnehmungen, Interessen und des traditionellen Wissens der Bevölkerung vor Ort in Bezug auf die lokalen Wasserressourcen. Der Anspruch der Umsetzung von IWRM-Prinzipien gerät zum Lippenbekenntnis, wenn Machtungleichgewichte und fehlende soziale Gerechtigkeit nicht thematisiert werden. Das gilt besonders dort, wo mächtige Akteure in den Wasserzyklus eingreifen.

Wasserstress ist also keine reine Umweltbedingung, sondern wird durch gesellschaftliche Faktoren mitverursacht. Wenn mächtige private Interessen große Mengen des lokal knappen Gemeingut Wasser entnehmen, oft auf Kosten von Ökosystemen, Ernährungssicherheit und konkurrierenden Nutzungsinteressen, dann spricht man von *water grabbing*, also unrechtmäßiger Wasseraneignung. Dieses geschieht im Zuge von Landnahmen, also großflächigen Investitionen in Land; bei Infrastruktur-, Siedlungs- und Energieprojekten; im Bergbau; durch Verschmutzung der Ressourcen im industriellen Maßstab; und schließlich in der Landwirtschaft (D'Odorico et al. 2024). Aus diesen Aneignungsprozessen ergeben sich zahlreiche Konfliktlagen und sich verschärfende soziale Krisen, die wir unten beschreiben und mit Fallbeispielen illustrieren möchten.

4 Entwicklungspolitische Perspektive im Globalen Süden

Entwicklungspolitische Ansätze im Globalen Süden sind seit ihren Anfängen eng mit Fragen sozialer Ungleichheit verbunden. Dennoch werden historische Machtverhältnisse, koloniale Kontinuitäten und strukturelle Ungleichheiten in vielen entwicklungspolitischen Konzepten nur unzureichend reflektiert. Ungleichheit manifestiert sich dabei nicht nur zwischen dem Globalen Norden und dem Globalen Sü-

den, sondern auch innergesellschaftlich, etwa entlang von Geschlecht, Klasse, Ethnizität oder dem Zugang zu natürlichen Ressourcen (Bendix/Ziai 2015; Kornprobst et al. 2020).

Postkoloniale und Post-Development-Ansätze kritisieren, dass Entwicklungspolitik soziale Ungleichheit häufig als technisches Problem behandelt und damit entpolitisiert (Noxolo 2016; Kornprobst et al. 2020). Anstatt Ungleichheit als Ergebnis historisch gewachsener globaler Macht- und Ausbeutungsverhältnisse zu begreifen, werden Interventionen als neutral, unpolitisch und universell gültig dargestellt (Bendix/Ziai 2015). Entwicklungspolitik fungiert in diesem Sinne, in der Begrifflichkeit James Fergusons (1990), als »Anti-Politik-Maschine«, die strukturellen Ursachen sozialer Ungleichheit ausblendet (Bendix/Ziai 2015).

Diese Kritik ist im Wasserbereich besonders relevant. In vielen entwicklungspolitischen Programmen wird Wasser entsprechend des oben beschriebenen wirtschaftswissenschaftlichen Mainstreams primär als ökonomische Ressource verstanden, deren effiziente Nutzung durch Marktmechanismen organisiert werden soll. Eine solche Kommodifizierung von Wasser führt jedoch häufig dazu, dass bestehende soziale Ungleichheiten verschärft werden, da der Zugang zu Wasser zunehmend an Zahlungsfähigkeit gekoppelt ist (Bendix/Ziai 2015). Besonders marginalisierte Gruppen – etwa arme oder frauengeführte Haushalte – sind davon überproportional betroffen.

Vor diesem Hintergrund gewinnt die Perspektive auf Wasser als Gemeingut an Bedeutung. Wasser als Gemeingut zu begreifen bedeutet, es nicht primär als Ware, sondern als kollektive Lebensgrundlage und soziales Recht zu verstehen. Entwicklungspolitische Ansätze, die diese Perspektive ignorieren, laufen Gefahr, Ungleichheiten nicht nur zu reproduzieren, sondern auch aktiv zu verstärken (IDOS 2023).

In Reaktion auf frühere Kritik wurden in der Entwicklungszusammenarbeit verstärkt partizipative Ansätze in das Wassermanagement eingeführt. Ziel ist es, lokale Akteur:innen in Entscheidungsprozesse einzubeziehen und dadurch Ownership und Nachhaltigkeit zu fördern. Empirische Studien zeigen jedoch, dass Partizipation häufig formal bleibt und bestehende Machtasymmetrien nicht aufbricht. Partizipative Prozesse werden vielfach von lokalen Eliten dominiert, während marginalisierte Gruppen nur begrenzten Einfluss haben (Shunglu et al. 2022). Damit bestätigen sich zentrale Befunde der entwicklungspolitischen Kritik: Auch scheinbar progressive Konzepte wie Partizipation oder *capacity building* garantieren keine emanzipatorischen Effekte, solange sie nicht mit einer expliziten Auseinandersetzung mit Macht, Ungleichheit und globalen Abhängigkeitsverhältnissen verbunden sind (Bendix/Ziai 2015).

Abbildung 2: Wasser, Entwicklungspolitik und Ernährungssicherheit: Strukturelle Wirkungszusammenhänge.



Quelle: Eigene Illustration.

Abbildung 2 präsentiert, dass Wasserkrisen nicht isoliert als Fragen physischer Knappheit oder technischer Versorgung zu verstehen sind, sondern als Ergebnis struktureller Wirkungszusammenhänge zwischen entwicklungspolitischen Paradigmen, politischen Machtverhältnissen und Formen der Ressourcennutzung. Diese strukturellen Rahmenbedingungen prägen Wasserverfügbarkeit, -qualität und -zugang und wirken damit direkt auf Ernährungssysteme, landwirtschaftliche Produktionsweisen sowie gesundheitliche Risiken. Die in der Abbildung dargestellten Ebenen machen sichtbar, dass soziale Ungleichheiten in der Ernährung nicht allein durch ökologische Faktoren entstehen, sondern wesentlich durch politische und institutionelle Entscheidungen vermittelt werden. Soziale Kämpfe um Wasser wirken oft als Lupe, die die Ursachen von sozialer Ungerechtigkeit in Bezug auf Wasser erst sichtbar macht. Gleichzeitig sind die Zusammenhänge, die zu großen Ungleichheiten im Zugang zu Wasser führen, ortsgebunden und historisch gewachsen. Im Folgenden stellen wir vier Länder-Fallstudien vor, bei denen wir die jeweiligen zentralen Probleme des Wasserzugangs, der Wasserqualität und der Wasserversorgung skizzieren, nämlich die Länder Namibia, Kambodscha, Indien und Mexiko. Die Fallbeispiele basieren auf einer Kombination aus eigener Feldforschung, teilnehmender Beobachtung, qualitativen Gesprächen mit lokalen Akteur:innen sowie der systematischen Auswertung einschlägiger Sekundärliteratur und politischer Berichte.

5 Regionale Kontexte und empirische Vertiefung

5.1 Namibia

Die gegenwärtigen Herausforderungen der Ernährungssicherheit in Namibia sind eng mit kolonial geprägten Land- und Wasserverhältnissen verbunden. Die deutsche Kolonialherrschaft (1884–1915) sowie die anschließende südafrikanische Verwaltung institutionalisierten systematische Enteignungen, die insbesondere die Ovaherero und Nama ihrer produktiven Land- und Wasserressourcen beraubten. Diese historischen Dispositionen prägen die postkoloniale Gesellschaft bis heute und spiegeln sich in einer stark ungleichen Landverteilung wider (Melber 2019).

Trotz politischer Unabhängigkeit blieb der strukturelle Wandel begrenzt. Ein erheblicher Anteil der landwirtschaftlichen Nutzfläche befindet sich weiterhin im Besitz einer kleinen, überwiegend europäisch-stämmigen Bevölkerungsgruppe, während die Mehrheit der Bevölkerung auf kommunale Gebiete mit marginaler landwirtschaftlicher Produktivität angewiesen ist (Melber 2019). Im überwiegend ariden Kontext Namibias ist der Zugang zu Agrarland untrennbar mit dem Zugang zu Wasser verbunden, wodurch sich kolonial etablierte Eigentumsverhältnisse direkt auf landwirtschaftliche Produktionsmöglichkeiten und Ernährungssicherheit auswirken. Die fortbestehende Landrechtsunsicherheit zeigt sich auch in den aktuellen Zensusdaten. Im Jahr 2023 gaben 29,5 % der namibischen Haushalte an, über keine Rechte am Land zu verfügen, auf dem sich ihre Wohnstätte befindet. In städtischen Gebieten lag dieser Anteil bei 36,9 % und damit deutlich höher als in ländlichen Gebieten bei 20,5 % (Namibia Statistics Agency 2024). Das Ausmaß dieser bis heute fortwirkenden Ungleichheit zeigt sich auch in amtlichen Landstatistiken. Von den rund 39,7 Millionen Hektar Freehold-Agrarland lagen im Jahr 2018 rund 27,9 Millionen Hektar bzw. 70 % im Besitz der als »previously advantaged« klassifizierten Farmer, während auf die »previously disadvantaged community« lediglich 6,4 Millionen Hektar bzw. 16 % entfielen (Namibia Statistics Agency 2018).

Die Benachteiligung indigener Gemeinschaften manifestiert sich nicht nur in eingeschränkten Landrechten, sondern auch in strukturellen Nachteilen beim Zugang zur Wasserinfrastruktur und bei der Teilhabe an Entscheidungsprozessen der Wassergovernance. Ethnographische Studien zeigen, dass traditionelle Formen gemeinschaftlicher Wassernutzung zwar weiterhin existieren, jedoch zunehmend durch Privatisierung, administrative Regulierung und sozioökonomische Machtasymmetrien marginalisiert werden (Schnegg/Linke 2015; Schnegg 2016). Diese Entwicklungen verschärfen die Vulnerabilität kleinbäuerlicher Haushalte gegenüber klimatischen Extremereignissen und ökologischen Stressoren.

Entwicklungspolitische Interventionen reagieren bislang nur unzureichend auf diese tief verankerten strukturellen Ursachen. Programme zur Ressourcen- und Wertschöpfungsintegration behandeln zwar Fragen der Armutsreduktion,

bleiben jedoch häufig auf technokratische Instrumente beschränkt und verfehlen eine substanzielle Umverteilung von Land- und Wasserrechten (Nakanyete et al. 2024). Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass Ernährungssicherheit in Namibia nicht isoliert betrachtet werden kann. Vielmehr bedarf es einer kritischen Auseinandersetzung mit kolonialen Kontinuitäten, institutioneller Ungleichheit und der politischen Ökonomie von Land und Wasser, um die komplexe Problemlage zu erfassen.

5.2 Kambodscha

In Kambodscha ist die Qualität von Wasserressourcen ein strukturelles Entwicklungsproblem, das eng mit Armut, institutionellen Defiziten und politischen Steuerungsfragen verknüpft ist. Große Teile der Bevölkerung sind weiterhin auf Oberflächengewässer oder flache Grundwasserquellen angewiesen, deren Belastung durch mikrobiologische und chemische Kontaminationen gut dokumentiert ist (Irvine et al., 2006). Studien zeigen, dass diese Belastungen nicht zufällig auftreten, sondern das Ergebnis unzureichender Abwasserbehandlung, landwirtschaftlicher Intensivierung und schwacher Regulierung industrieller Einträge sind (SAO et al. 2025; Chea et al. 2025).

Für Ernährungssysteme hat dies weitreichende Folgen. Kontaminiertes Wasser wird in der Bewässerung, Tierhaltung sowie in der Verarbeitung und Zubereitung von Lebensmitteln genutzt und wirkt damit entlang der gesamten Nahrungskette. Empirische Befunde aus Kambodscha belegen, dass Schadstoffe und Krankheitserreger über Bewässerungswasser in Böden und Pflanzen gelangen und damit sowohl die Sicherheit von Lebensmitteln als auch die Gesundheit landwirtschaftlicher Haushalte beeinträchtigen (SAO et al. 2025; Chea et al. 2025). Wasserqualität ist damit kein isoliertes Umweltproblem, sondern eine zentrale Determinante sozialer Verwundbarkeit.

Die Entwicklungszusammenarbeit hat wasserbezogene Problemlagen in Kambodscha seit Jahrzehnten bearbeitet, insbesondere durch Investitionen in Trinkwasserversorgung, Sanitärinfrastruktur und landwirtschaftliche Produktivität. Gleichwohl zeigen nationale Analysen, dass der Schwerpunkt vieler Programme auf dem formalen Zugang zu Wasser- und Sanitärdiensten liegt, während Fragen der alltäglichen Wasserqualität, der Abwasser- und Exkret-Entsorgung sowie der institutionellen Durchsetzung von Umweltstandards nachrangig behandelt werden (UNDP 2013). Empirische Studien belegen jedoch, dass gerade unzureichendes Abwasser- und Exkret-Management zentrale Eintragsquellen mikrobiologischer Belastungen darstellen, die landwirtschaftliche Produktionssysteme, Lebensmittelhygiene und öffentliche Gesundheit unmittelbar beeinträchtigen (Lam et al. 2015).

Diese Schieflage ist nicht allein technisch, sondern institutionell bedingt. Entwicklungspolitische Interventionen folgen häufig sektoralen Logiken, in denen

Trinkwasserversorgung, Landwirtschaft, Gesundheit und Umwelt getrennt geplant und umgesetzt werden. Die Folge ist eine Fragmentierung entwicklungspolitischer Ansätze, bei der unterschiedliche Geber parallele Strategien verfolgen, von Infrastrukturprojekten über Kapazitätsaufbau bis hin zu Governance-Initiativen – ohne verbindliche Koordination oder gemeinsame Qualitätsstandards (INTRAC 2024). Gerade Wasserqualität erfordert jedoch sektorübergreifendes Handeln, da Belastungen aus Siedlungswasserwirtschaft, Landwirtschaft und Industrie kumulativ wirken.

Hinzu kommen ausgeprägte Pfadabhängigkeiten und institutionelle Fallen in der Wassergovernance. Lokale Institutionen verfügen häufig über begrenzte Ressourcen und Handlungsspielräume, während zentrale Steuerungsmechanismen schwach ausgeprägt sind. Empirische Untersuchungen zeigen, dass sich diese Konstellationen selbst verstärken: Anfangs unzureichende Infrastruktur und geringe Kooperationsanreize führen zu niedrigen Investitionen, fortgesetzter Verschmutzung und langfristig zu stabilen Governance-Defiziten (Nhim/Richter 2022). Korruption und informelle Machtbeziehungen verschärfen diese Dynamiken zusätzlich, indem Umweltauflagen selektiv durchgesetzt oder umgangen werden (CMI 2018).

Diese institutionellen Strukturen wirken sich unmittelbar auf Ernährungssysteme aus. Kleinbäuerliche Haushalte sind in besonderem Maße auf lokal verfügbare Wasserressourcen angewiesen und damit überproportional von mikrobiologischen und chemischen Belastungen betroffen (Yang 2005). Wasserqualitätsprobleme beeinflussen Bewässerung, Lebensmittelverarbeitung und Haushaltshygiene zugleich und erhöhen das Risiko wasserbedingter Erkrankungen, die wiederum Ernährungssicherheit und Arbeitsfähigkeit beeinträchtigen (Lam et al. 2015). Die kambodschanische Erfahrung verdeutlicht, dass Defizite der Wasserqualität weniger Ausdruck fehlender Entwicklungsaktivitäten als vielmehr Ergebnis institutioneller Fragmentierung und politischer Steuerungsdefizite sind. Eine entwicklungspolitische Neuausrichtung erfordert daher, Wasserqualität systematisch als Querschnittsthema von Umweltpolitik, Landwirtschaft, Gesundheit und sozialer Gerechtigkeit zu integrieren (Barter 2024).

Die kambodschanische Erfahrung verdeutlicht damit grundlegende Herausforderungen der Entwicklungszusammenarbeit im Wasser- und Ernährungsbereich. Ohne integrierte Regulierung, transparente Daten zu Wasserqualität und echte politische Verantwortlichkeit bleibt die Verbesserung von Ernährungssystemen fragil. Eine entwicklungspolitische Neuausrichtung erfordert daher, die Wasserqualität explizit als Querschnittsthema der Umweltpolitik, der Landwirtschaft und der sozialen Gerechtigkeit zu behandeln.

5.3 Rajasthan, Indien

Wasser ist in Indien der Gegenstand von etlichen sozialen Konflikten, sei es zwischen einzelnen Bundesstaaten oder unterschiedlichen Nutzergruppen. Technologische Großprojekte wie etwa Großstaudämme sind lokal oft sehr umstritten und rufen Proteste auf den Plan (Köpke 2018). Selbst in Bundesstaaten mit durchschnittlich ausreichendem Niederschlag können Dürren zu Wasserstress führen, die extremen Hitzewellen der letzten Jahre (2022, 2023 und 2024) tragen dazu bei.

Wasser für die landwirtschaftliche Produktion spielt regional eine Schlüsselrolle: Im ariden Nordwesten des Landes, im Bundesstaat Rajasthan, sind Bewässerungsinfrastrukturen angesichts der wiederkehrenden Dürren absolut notwendig; zwei Drittel des größten indischen Bundesstaats sind mit der Wüste Thar bedeckt, Oberflächenwasser ist nur in geringem Maße verfügbar. Im Zuge der *Grünen Revolution* wurde der Bewässerungsfeldbau in großen Teilen Rajasthans zur vorherrschenden Produktionsweise, da sich so der Ertrag und dementsprechend die Produktivität wesentlich erhöhen lässt. Allerdings führt die mangelnde Regulierung der Grundwasserentnahme durch kleinbäuerliche Haushalte hier zu einer Art *Tragödie der Allmende*. Diese ist allerdings nicht allein Ausdruck einer unkontrollierten Übernutzung, sondern mitverursacht durch die über viele Jahre staatlich subventionierte Nutzung von elektrischen Pumpen (Köpke 2018). Auch die Wahl von wasserintensiven Feldfrüchten, etwa Weizen, spielt eine Rolle. Heute hat die Grundwasserentnahme in der Mehrheit der Grundwasserleiter die Schwelle der Nachhaltigkeit überschritten. Die Übernutzung hat neben ökologischen Aspekten (Erosion und Wüstenbildung, Verlust der Biodiversität) auch schlimme Folgen für Gesundheit und ländliche Einkommen: Durch sinkende Grundwasserspiegel kommt es zu Missernten. Trinkwasser ist außerdem durch Fluor oder Uran kontaminiert, dadurch werden Erkrankungen hervorgerufen. Haushaltsmitglieder – oft Frauen und Mädchen – müssen immer längere Wege zurücklegen, um Wasser zu holen.

In dieser kritischen Situation ist die Initiative *Tarun Bharat Sangh* ein Hoffnungsschimmer. Sie restauriert im ganzen Bundesstaat unter Einbeziehung der lokalen Bevölkerung traditionelle Wasser-Infrastrukturen, so etwa Stufenbrunnen, Wasserreservoirs oder Sanddämme (Shunglu et al. 2022). Allerdings sind solche voluntaristischen Initiativen, bei aller Bewunderung für die positive Wirkung vor Ort, angesichts der strukturellen, sozial-ökologischen Probleme der Wasserversorgung nur der berühmte Tropfen auf dem heißen Stein.

5.4 Mexiko

In Mexiko wurden aufgrund neoliberaler Politik die Konzessionen für Wasserentnahme über Jahrzehnte um ein Vielfaches ausgeweitet. Das Ergebnis ist ein weitgehend privatisierter Wassersektor. Gleichzeitig sind die kommunalen Wasserversor-

gungsnetze in so schlechtem Zustand, dass ein weitverbreitetes Misstrauen gegenüber der Qualität des Trinkwassers besteht; und das, obwohl der Versorgungsgrad, also die Reichweite der Wasserversorgungsinfrastruktur, eigentlich sehr hoch ist. Prägend für dieses Misstrauen waren zudem eine Wasserkrise infolge des Erdbebens in Mexico City 1985 sowie eine Cholera-Epidemie in den 1990er Jahren. Doch auch da, wo die Qualität von Leitungswasser mittlerweile annehmbar ist, vermeidet es die Bevölkerung, dieses Wasser als primäre Trinkwasserquelle zu nutzen (Pacheco-Vega, 2019). Es herrscht also Unterversorgung mit öffentlich zugänglichem sauberem Trinkwasser, obgleich das Menschenrecht auf Wasser seit 2012 in einem Verfassungszusatz der mexikanischen Verfassung festgehalten ist.

Im Ergebnis greifen fast alle Mexikaner:innen alltäglich auf Wasser in Flaschen zurück. Mexiko führt weltweit die Liste der Länder mit dem höchsten Pro-Kopf-Verbrauch an industriell abgefülltem Wasser an. Wobei das Wasser nicht nur in klassischen Trinkflaschen verkauft wird, sondern oft in 20-Liter-Behältern, sogenannten *garrafons*, und sogar in Plastiksäcken oder wiederverwendeten Flaschen abgefüllt wird. Vor allem multinationale Konzerne wie Danone, PepsiCo und Coca-Cola sind in Mexiko aktiv und verdienen gut an dem Geschäft mit abgefülltem Wasser; ihre Marketingstrategien haben viel zu oben beschriebenen Misstrauen gegenüber der öffentlichen Wasserinfrastruktur beigetragen (Greene 2018). Interessanterweise gibt es aber auch Tausende von kleinen Wasserläden, die ebenfalls in das Geschäft mit abgefülltem Trinkwasser eingestiegen sind – eine »Konkurrenz von unten«, wie Joshua Greene (2018) schreibt. Diese Kleinhändler decken bis zu 50 Prozent des Marktes für abgefülltes Wasser und sind wegen ihrer niedrigeren Preise besonders bei den unteren Einkommensschichten beliebt. Nichtsdestotrotz ist die Versorgung mit Flaschenwasser gerade für die Ärmsten sehr teuer und eine wesentliche Belastung für niedrige Haushaltseinkommen. Darüber hinaus greifen viele statt zu Flaschenwasser zu den überall verfügbaren Softdrinks – auch diese oft von Konzernen wie Coca-Cola. Der hohe Konsum von zuckerhaltigen Softdrinks wird mit epidemischen Fallzahlen von Diabetes 2 in Verbindung gebracht (Lopez und Jacobs, 2018). Coca-Cola-Fabriken sind genau wie die Abfüllanlagen anderer multinationaler Konzerne zunehmend Ziel von Protesten – die Bevölkerung macht die Industrie für zahlreiche lokale Wasserkrisen verantwortlich. Die Softdrink- und Flaschenwasser-Unternehmen stehen an verschiedenen Orten unter dringendem Verdacht, an *water grabbing* zu verdienen. Wasser bleibt in Mexiko ein hochpolitisches materielles Gut.

6 Fazit und Ausblick

Der Beitrag hat gezeigt, dass Wasser als Lebensmittel und als Grundlage der Nahrungsmittelproduktion mit zahlreichen und tiefgreifenden Ungerechtigkeiten

verknüpft ist und damit soziale Ungleichheit vertieft wird. Zugang zu Wasser in ausreichender Menge und Qualität ist an vielen Orten nicht gegeben oder mit hohen Kosten verbunden. Dies ist nicht nur die Folge von physischer Wasserknappheit oder dem fortschreitenden Klimawandel, sondern auch das Ergebnis ökonomischer und entwicklungspolitischer Weichenstellungen. Insbesondere als Megatrends zu verzeichnen sind das verkürzte technokratische Verständnis von Wasserkrisen, die umkämpfte neoliberale Umstrukturierung des Wassersektors und das vernachlässigte Problem der Wasserverschmutzung.

Lösungen für diese verwandten sozial-ökologischen Krisen sind oft nicht einfach einzufordern, weil diese Krisen tiefgreifende systemische Ursachen haben. Zum Ersten wäre es aus Sicht der Wassergerechtigkeit notwendig, den Blick zu weiten und verschiedene Erscheinungsformen von Ungerechtigkeit zu betrachten. Diese drücken sich etwa in Alltagspraktiken, dem ökonomischen Handeln von Haushalten sowie in unzureichender Beteiligung bei Managemententscheidungen über Wasserressourcen aus. Echte Mitbestimmung und Teilhabe beim Zugang zu Wasser können nur erfolgen, wenn die vielfältigen Formen der Ungleichheit beim Zugang zu Wasser anerkannt und problematisiert werden. Zweitens ist eine dauerhafte Abkehr vom warenorientierten neoliberalen Paradigma vonnöten. Multinationale Konzerne haben vielerorts durch Aneignung des Gemeinguts Wassers viel Geld verdient, aber die Versorgung ist meist objektiv nicht verbessert worden. Hier ist ein wesentlicher Widerspruch zum Menschenrecht auf Wasser zu finden. Die Teilhabe an sauberem Trinkwasser darf nicht von Einkommen abhängig sein. Drittens sollte die Versorgung der Bevölkerung mit ausreichend Wasser von hoher Qualität wieder als Kernaufgabe der öffentlichen Hand verstanden werden. Dieses erfordert vermutlich hohe Investitionen. Angesichts der staatlichen Unterfinanzierung von Entwicklungsländern werden hiermit auch Forderungen wie ein Schuldenerlass für Staaten des Globalen Südens[2] relevant, insbesondere im Kontext von notwendigen Klimaanpassungen, die teilweise eng mit dem Kampf gegen Wasserkrisen verbunden sind. Viertens haben technische Innovationen, etwa im Rahmen der Digitalisierung der Infrastruktur, der Nutzung von Grauwasser zum Anbau von Pflanzen oder beim *rainwater harvesting*, einen wichtigen Platz bei der Reform des öffentlichen Wassersektors. Allerdings wird es kein Allheilmittel geben, und neue Technologien müssen mit sozialen Maßnahmen flankiert werden, um die Ungleichheit im Wasserzugang zu verringern. Fünftens und letztens sollte eine regional angepasste institutionelle Umstellung erfolgen, die das schrittweise Abrücken von nicht-nachhaltigen Scheinlösungen für die Wasserkrise möglich macht. Die exzessive Verwendung von abgefülltem Trinkwasser gehört hier ebenso dazu wie die systematische Übernutzung von Grundwasserreserven. Der Zugang zu qualitativ hochwertigem, gesundem und bezahlbarem Wasser ist ein essenzieller

2 Vgl. https://drgr.org/

Bestandteil der Ernährungssicherheit. Im Sinne einer gerechten und nachhaltigen Entwicklung muss dieser immer wieder neu eingefordert werden.

Literatur

Barter, Dustin (2025): »Eviscerated to Revolutionary: Rethinking International Aid and Civil Society in Cambodia and Myanmar«, in: Journal of Contemporary Asia, 55(4), 578–597. https://doi.org/10.1080/00472336.2024.2387232

Beard, Victoria A./Mitlin, Diana (2021): »Water Access in Global South Cities. The Challenges of Intermittency and Affordability«, in: World Development 147, Art. 105625. https://doi.org/10.1016/j.worlddev.2021.105625

Bendix, Daniel/Ziai, Aram (2015): »Emanzipation durch Entwicklungspolitik? Einige Überlegungen zu Fragen globaler Ungleichheit«, in: Momentum Quarterly – Zeitschrift für sozialen Fortschritt 4(3), S. 161–173.

Beveridge, Ross/Monsees, Jan (2012): »Bridging Parallel Discourses of Integrated Water Resources Management (IWRM). Institutional and Political Challenges in Developing and Developed Countries«, in: Water International 37(7), S. 727–743. https://doi.org/10.1080/02508060.2012.742713

Boelens, Rutgerd/Perreault, Tom/Vos, Jeroen (Hg.) (2018): Water Justice, Cambridge: Cambridge University Press. https://doi.org/10.1017/9781316831847

Chea, Ratha/Tal, Sokly/Chrea, Socheat/Tudesque, Loïc (2025): »Diatom-Based Tools for Water Quality Assessment in Cambodian River Systems. An Exploratory Approach«, in: Environmental Science and Pollution Research 32, S. 27181–27194. https://doi.org/10.1007/s11356-025-37240-3

D'Odorico, Paolo/Dell'Angelo, Jampel/Rulli, Maria Cristina (2024): »Appropriation Pathways of Water Grabbing«, in: World Development 181, Art. 106650. https://doi.org/10.1016/j.worlddev.2024.106650

Emile, Renu/Clammer, John R./Jayaswal, Palak/Sharma, Paribhasha (2022): »Addressing Water Scarcity in Developing Country Contexts. A Socio-Cultural Approach«, in: Humanities and Social Sciences Communications 9, Art. 144. https://doi.org/10.1057/s41599-022-01140-5

Food and Agriculture Organization of the United Nations (FAO) (2024): World Food and Agriculture – Statistical Yearbook 2024, Rom: FAO. https://doi.org/10.4060/cd2971en

Ferguson, James (1990): The Anti-Politics Machine. Development, Depoliticization, and Bureaucratic Power in Lesotho, Cambridge: Cambridge University Press.

Greene, Joshua (2018): »Bottled Water in Mexico. The Rise of a New Access to Water Paradigm«, in: WIREs Water 5(4), Art. e1286. https://doi.org/10.1002/wat2.1286

Hughes, Caroline/Un, Kheang (2025): »Development, Power and Governance in Cambodia«, in: Development in Practice, https://doi.org/10.1080/09614524.2025.2558765.

INTRAC (2024): Differing Approaches to Development Assistance in Cambodia (= OPS 13), Oxford: International NGO Training and Research Centre.

Irvine, Kenneth N./Murphy, Timothy P./Sampson, Michael/Dany, V./Vermette, Stephen J./Tang, T. (2006): »An Overview of Water Quality Issues in Cambodia«, in: Journal of Water Management Modeling 14, Art. R225-02. https://doi.org/10.14796/JWMM.R225-02

Kirby, Roy M./Bartram, Jamie/Carr, Richard (2003): »Water in Food Production and Processing. Quantity and Quality Concerns«, in: Food Control 14(5), S. 283–299. https://doi.org/10.1016/S0956-7135(02)00090-7

Köpke, Sören (2018): The Political Ecology of Drylands. Drought, Development and Environmental Conflict (= Internationale Politik/International Politics, Bd. 32), Münster: LIT.

Kornprobst, T./Matheis, T.V./Vitello, F./Fritzsche, J./Starke, C./Zemeitat, T./Klüber, D./Fußer, M./Schlegel, A. (2020): Postkolonialismus & Post-Development, Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.

Lam, Steven/Nguyen-Viet, Hung/Tran Thi Tuyet-Hanh/Nguyen-Mai, Huong/Harper, Sherilee (2015): »Evidence for Public Health Risks of Wastewater and Excreta Management Practices in Southeast Asia. A Scoping Review«, in: International Journal of Environmental Research and Public Health 12(10), S. 12863–12885. https://doi.org/10.3390/ijerph121012863

Lopez, Oscar/Jacobs, Andrew (2018): »In Town with Little Water, Coca-Cola Is Everywhere. So Is Diabetes«, in: The New York Times vom 14.07.2018. URL: https://www.nytimes.com/2018/07/14/world/americas/mexico-coca-cola-diabetes.html (vom 15.01.2026).

Manning, Louise (2008): »The Impact of Water Quality and Availability on Food Production«, in: British Food Journal 110(8), S. 762–780. https://doi.org/10.1108/00070700810893304

Melber, Henning (2019): »Colonialism, Land, Ethnicity, and Class. Namibia after the Second National Land Conference«, in: Africa Spectrum 54(1), S. 73–86. https://doi.org/10.1177/0002039719848506

Nakanyete, Ndapewa Fenny/Matengu, Kenneth Kamwi/Revilla Diez, Javier (2024): »Rich Resources from Poor Communities. An Analysis of Namibia's Access and Benefit-Sharing Legislation«, in: Environmental Development 49, Art. 100943. https://doi.org/10.1016/j.envdev.2023.100943

Namibia Statistics Agency (NSA) (2024): Namibia 2023 Population and Housing Census Main Report, Windhoek: Namibia Statistics Agency.

Namibia Statistics Agency (NSA) (2018): Namibia Land Statistics 2018 Booklet: Namibia Statistics Agency.

Nhim, Thy/Richter, Andries (2022): »Path Dependencies and Institutional Traps in Water Governance – Evidence from Cambodia«, in: Ecological Economics 196, Art. 107391. https://doi.org/10.1016/j.ecolecon.2022.107391

Noxolo, Patricia (2016): »Postcolonial Approaches to Development«, in: Jean Grugel/Daniel Hammett (Hg.), The Palgrave Handbook of International Development, London: Palgrave Macmillan, S. 41–53.

Ostrom, Elinor (1990): Governing the Commons. The Evolution of Institutions for Collective Action, Cambridge: Cambridge University Press.

Pacheco-Vega, Raul (2019): »(Re)theorizing the Politics of Bottled Water. Water Insecurity in the Context of Weak Regulatory Regimes«, in: Water 11(4), Art. 658. https://doi.org/10.3390/w11040658

Ringler, Claudia/Agbonlahor, Mure/Barron, Jennie/Baye, Kaleab/Meenakshi, J.V./Mekonnen, Dawit K./Uhlenbrook, Stefan (2022): »The Role of Water in Transforming Food Systems«, in: Global Food Security 33, Art. 100639. https://doi.org/10.1016/j.gfs.2022.100639

Sao, Vibol/Chey, Thavy/Thanasupsin, Sudtida Pliankarom/Chheang, Lita (2025): »Pollution Evaluation and Risk Assessment of Heavy Metal (Loid)s in Spring Water from the Coastal Areas of Cambodia«, in: Insight: Cambodia Journal of Basic and Applied Research 7(2). https://doi.org/10.61945/cjbar.2025.7.2.02

Schnegg, Michael (2016): »Lost in Translation. State Policies and Micro-Politics of Water Governance in Namibia«, in: Human Ecology 44(2), S. 245–255. https://doi.org/10.1007/s10745-016-9820-2

Schnegg, Michael/Linke, Theresa (2015): »Living Institutions. Sharing and Sanctioning Water among Pastoralists in Namibia«, in: World Development 68, S. 205–214. https://doi.org/10.1016/j.worlddev.2014.11.024

Shunglu, Riya/Köpke, Sören/Kanoi, Lina/Nissanka, T.S./Withanachchi, C.R./Gamage, D.U./Dissanayake, H.R./Kibaroglu, Aysegül/Ünver, Olcay/Withanachchi, Sisira S. (2022): »Barriers in Participative Water Governance. A Critical Analysis of Community Development Approaches«, in: Water 14(5), Art. 762. https://doi.org/10.3390/w14050762

Sopera, Danzig (2022): Corruption and Water Governance in the Mekong River Basin (= U4 Issue 2022:12), Bergen: U4 Anti-Corruption Resource Centre/Chr. Michelsen Institute. URL: https://www.u4.no/publications/corruption-and-water-governance-in-the-mekong-river-basin

United Nations Development Programme (UNDP) (2013): Cambodia National Human Development Report, New York, NY: UNDP.

United Nations General Assembly (2010): The Human Right to Water and Sanitation. Resolution Adopted by the General Assembly on 28 July 2010, A/RES/64/292, New York, NY: United Nations. URL: https://docs.un.org/A/RES/64/292

UNESCO World Water Assessment Programme (WWAP) (2025): The United Nations World Water Development Report 2025. Mountains and Glaciers: Water Towers, Paris: UNESCO.

Withanachchi, Sisira S./Ghambashidze, Giorgi/Kunchulia, Ilia/Urushadze, Teo/Ploeger, Angelika (2018): »A Paradigm Shift in Water Quality Governance in a Transitional Context. A Critical Study about the Empowerment of Local Governance in Georgia«, in: Water 10(2), Art. 98. https://doi.org/10.3390/w10020098

World Health Organization (WHO)/United Nations Children's Fund (UNICEF) (2025): Progress on Household Drinking Water, Sanitation and Hygiene 2000–2024. Special Focus on Inequalities, Genf/New York, NY: WHO/UNICEF Joint Monitoring Programme for Water Supply, Sanitation and Hygiene.

Yang, Yunjeong (2026): »Asking for an impossible task? Potentials and limitations of locally led development cooperation in Cambodia«, in: Development in Practice, 36(6), 1015–1025. https://doi.org/10.1080/09614524.2025.2558765

Soziale Ungleichheit zwischen Lebewesen

Speziesismus in der Mensch-Tier-Beziehung als Basis omnivorer Gesellschaften

Corinna Neuthard

1 Einleitung

Das menschliche (Zusammen-)Leben ist von zahlreichen Beziehungen geprägt, dazu gehören vielfach *Intraspezies*-Beziehungen – also zwischen Menschen und anderen Menschen – aber auch *Interspezies*-Beziehungen – also zwischen Menschen und anderen Tieren. Diese Interspezies-Beziehungen oder auch Mensch-Tier-Beziehungen können sehr unterschiedlich ausgeprägt sein.

Die Beziehung zu einem Heimtier kann freundschaftlich sein und das Tier erfährt viel Zuwendung und Sorge durch den jeweiligen Menschen. Ihm wird ein hoher intrinsischer Wert zugeschrieben (DeMello 2012: 146ff.). Im Zoo werden Tiere von Menschen fasziniert angeschaut, gefüttert und gepflegt, aber auch gleichzeitig eingesperrt und vorgeführt (DeMello 2012: 99ff.). Ihr Wert ist an ihren Nutzen geknüpft, als Attraktion für zahlende Gäste zu dienen. Die Beziehung zu ihnen ist entsprechend ambivalent. Diese Form der Wertbemessung nach dem Nutzen der Tiere für den menschlichen Gebrauch ist auch sprachlich an der Einteilung von Tieren in Gruppen wie Schlachttiere oder Haustiere, die namentlich dem Nutzen entsprechen, erkennbar (Kompatscher et al. 2017: 35ff.).

Aus ernährungsbezogener Perspektive sind jene Tiere von besonderem Interesse, die für die menschliche Ernährung genutzt werden – sei es, dass ihre Körper Nahrungsmittel für Menschen liefern, wie Milch, Eier, Honig oder ihre Körper selbst als Fleisch und Wurst verzehrt werden. Auch zu diesen sogenannten *landwirtschaftlichen Nutztieren* oder *Schlachttieren* besteht eine Mensch-Tier-Beziehung (Kompatscher et al. 2017: 35ff.). Genau genommen besteht diese Beziehung bis zu dem Moment, in dem ein Tier oder ein tierisches Produkt verzehrt wird (DeMello 2012: 126ff.).

Die Ernährung in Deutschland scheint undenkbar ohne Tiere. Laut Viehbestandserhebung leben 10,4 Millionen Rinder (Stand 2024), 21,2 Millionen Schweine (Stand 2024), 1,5 Millionen Schafe (Stand 2024) und 167,3 Millionen Vögel (Stand

2023) in Deutschland (BMEL o.J.). Das macht zusammen etwa 200 Millionen *Nutztiere*. Fische sind in dieser Statistik nicht enthalten. Insgesamt wurden im Jahr 2022 etwa 50 Millionen Säugetiere und 700 Millionen Vögel für die Fleischproduktion getötet, also etwa 2 Millionen Tiere pro Tag (Destatis 2023). Diese Zahlen verweisen auf die strukturelle Dimension der Ungleichheit zwischen den vergleichsweise wenigen konsumierenden Menschen und den sehr vielen konsumierten Tieren.

Die meisten Menschen möchten, dass diese Nutztiere ein gutes Leben haben und gut getötet werden, sie sind ihnen gegenüber also nicht gleichgültig oder feindselig. Gleichzeitig sind die Lebensbedingungen dieser Tiere in der Kritik, nicht gut zu sein. Vielen Menschen ist dies, zumindest unterbewusst, bekannt und mindestens beim Konsum von Produkten wie Fleisch, für die Tiere getötet werden mussten, präsent (Loughnan et al. 2014: 1ff.). Dieses paradoxe Verhalten – *meat paradox* genannt – wird durch kognitive Dissonanz und das Verdrängen des Tieres und seiner Lebensbedingungen bzw. seines Todes beim Verzehr von tierischen Lebensmitteln im Alltag der omnivoren Ernährungsweise ermöglicht.

Erleichtert wird das paradoxe Verhalten durch weitere Mechanismen, wie der Invisibilisierung der Tiertötung, der besonderen Stellung und Symbolik von tierischen Lebensmitteln, insbesondere des Fleisches, der funktionalistischen Normalität im Umgang mit lebenden und toten Tieren, aber auch gesetzlicher Rahmenbedingungen. Ausgangspunkt für alle diese Mechanismen ist die unterschiedliche Wertigkeit, die zum einen verschiedenen Tierarten, zum anderen Menschen und Tieren zugeschrieben wird. Grundlage dessen ist die anthropologische Differenz zwischen Mensch und Tier und der *Speziesismus* – also die Diskriminierung von Lebewesen aufgrund ihrer Spezieszugehörigkeit (Singer 2021: 81).

Der Umgang mit Tieren und auch die Verhandlung der verschiedenen Konsummodalitäten von tierischen Lebensmitteln und Produkten ist dabei von der Frage begleitet: Dürfen wir das eigentlich? Dürfen Tiere für den menschlichen Verzehr genutzt bzw. getötet werden? Eine Frage, die jede Person selbst danach entscheiden muss, was für sie moralisch vertretbar ist (Neuthard 2022: 131ff.).

Im Folgenden wird gezeigt, wie sehr die gegenwärtige Ernährungspraxis auf dieser grundlegenden Ungleichheit im Verhältnis von Menschen und Tieren beruht und welche Bedeutung dies für Ungleichheitsfragen in der Ernährung hat. Damit ergänzt der Beitrag die in diesem Sammelband behandelten Ungleichheitsdimensionen zwischen Menschen um eine weitere Perspektive: die strukturelle Asymmetrie zwischen menschlichen und tierlichen Lebewesen als zentrale, aber häufig übersehene Grundlage unserer Ernährungsweise.

2 Anthropologische Differenz und Speziesismus als Grundlage von Ungleichheit zwischen Lebewesen

Obwohl biologisch gesehen Menschen auch Tiere sind, ist am Sprachgebrauch schon zu erkennen, dass Menschen eine Grenze zwischen sich und anderen Tieren ziehen. Diese Abgrenzung geschieht in der Annahme, nur Menschen hätten Eigenschaften, die moralisch relevant seien. Dies ermöglicht Unterschiede bei Wertzuschreibung und moralischen Standards des Verhaltens gegenüber verschiedenen Lebewesen – die sogenannte *anthropologische Differenz* (Bode 2018: 18; Singer 2021: 77ff.)

Die anthropologische Differenz hat eine lange Tradition und eine multifaktorielle Entstehungsgeschichte. Dazu gehören die neolithische Revolution, in der Menschen begannen, Tiere zu nutzen, die antike griechische Philosophie, die allein Menschen Vernunft zuspricht, oder das Christentum, das in der Bibel Menschen als Abbild Gottes beschreibt (Kompatscher et al. 2017: 124ff.). Die aufklärerischen Tierfreund:innen begannen im 18. Jahrhundert die Grenzziehung und grundsätzliche Nutzung von Tieren stärker zu hinterfragen. Sie bezogen dabei Stellung gegenüber Positionen des Naturrechts, wie es beispielsweise Immanuel Kant vertrat. Er zog eine klare Grenze zwischen Mensch und Tier und hielt Tiere für vernunftlos, weshalb sie sich den Menschen als den vernunftbegabten Lebewesen unterordnen müssten (Grimm/Wild 2016: 37f.). Zu den Kriterien der Differenzierung und Hierarchisierung von Mensch und Tier gehörten Selbsterkenntnis, Emotionen, Sprache, Werkzeuggebrauch, theory of mind, Empathie, Intelligenz und Kultur auf Seiten der Menschen (Kompatscher er al. 2017: 43).

Die Arbeiten von Carl von Linné und Charles Darwin legten eine Abstammung von Menschen und Affen bzw. deren entsprechende Verwandtschaft nahe, wodurch die Argumente für eine Grenzziehung zwischen Mensch und Tier initial naturwissenschaftlich in Frage gestellt wurden (Kompatscher et al. 2017: 41ff.). Heute sind diese Kriterien, auf die sich die anthropologische Differenz historisch lange stützte, für viele Tierarten widerlegt (Borgards 2016: 1ff.; Kompatscher et al. 2017: 41ff.).

Auch im Sprachgebrauch – wie oben angedeutet – schlägt sich die Grenzziehung nieder. So werden beispielsweise unterschiedliche Bezeichnungen für die gleichen Vorgänge bei Menschen und Tieren verwendet. Dazu gehören etwa *essen* und *fressen* als Worte für die Nahrungsaufnahme, *sterben* und *getötet werden* sowie *verenden* oder *geschlachtet werden* für die Bezeichnung des Lebensendes oder *Leichen* und *Kadaver* oder *Fleisch* für tote Körper (Kompatscher et al. 2017: 124ff.; von Gall: 18ff.). Indem Tier und Mensch mittels Sprache voneinander distanziert werden, erleichtert dies das Aufrechterhalten der menschlichen Distanzierung vom Tier (Kompatscher et al. 2017: 124ff.; von Gall: 18ff.).

Ausdrucksweisen mit Tierbezug, wie fressen statt essen usw. verharmlosen, beschönigen und versachlichen oftmals die Tiernutzung und verdrängen diese so-

mit (un)bewusst (Kompatscher et al. 2017: 124ff.; von Gall: 18ff.). Diese sprachlichen Differenzierungen zwischen menschlichen und tierlichen Kontexten führen aber auch zu einem *Othering* der Tiere in einer anthropozentrischen Weltanschauung. Das Othering dient dem ›anders-gemacht-werden‹ und der Distanzierung und Abwertung des ›Anderen‹ und ›Fremden‹ (Züricher Hochschule der Künste, o. J).

Zudem werden Tiere sprachlich nach ihrem Nutzen für Menschen unterschieden und entsprechend kategorisiert (Kompatscher et al. 2017: 48f.). Die Einteilung der Tiere in diese Funktionskategorien ist abhängig von den jeweiligen menschlichen Kulturen und weniger durch die Eigenschaften der jeweiligen Tiere bestimmt (Schröder 2019: 194ff.). Dadurch entsteht eine gewisse Willkür. So können beispielsweise Tiere in mehreren Kategorien fallen, wie Hasen oder Kaninchen als Heim- und Schlachttiere, oder es werden Tiere in unterschiedlichen Kulturen verschieden klassifiziert, wie Schweine, die im Christentum, aber nicht im Islam Schlachttiere sind (DeMello 2012: 44ff.). Diese sprachlich-funktionalen Zuordnungen – etwa als Lebendmasse, Schlachttiere, Legehennen, Haustiere oder schlachtreife Tiere – tragen dazu bei, die jeweiligen Lebewesen zu verdinglichen und ihre Rolle für den menschlichen Nutzen festzuschreiben.

Wenn Tiere von Menschen unterschieden und hierarchisiert werden und zudem Tierarten untereinander differenziert und hierarchisiert werden, liegt *Speziesismus* vor (Kompatscher et al. 2017: 124ff.). Speziesismus »bezieht sich auf ein Vorurteil oder eine Voreingenommenheit gegenüber Wesen aufgrund ihrer Spezies« (Singer 2021: 81). Auch die Diskriminierung von Tieren in Abgrenzung zu Menschen fällt darunter, wenn routinemäßig menschliche Interessen über die Empfindungs- und Leidensfähigkeit von Tieren gestellt werden (Singer 1975: 9f.; Singer 2021: 77ff.). Gleichwohl werden die Leiden- und Empfindungsfähigkeit von Tieren oftmals zu den moralisch relevanten Eigenschaften gezählt (Bode 2018: 22f.).

Konzeptionell wird im Rahmen der anthropologischen Differenz Tieren ein Wert nur in Abgrenzung zum Menschen zugeschrieben – entweder nach ihrem Nutzen für Menschen oder nach dem Maß ihrer Ähnlichkeit zum Menschen (Kompatscher et al. 2017: 41ff.; Grimm/Wild 2016: 34ff.). Lebewesen mit menschenähnlichen Eigenschaften erhalten einen höheren Stellenwert, weil diese Eigenschaften bei Menschen ebenfalls positiv bewertet werden. Dieser Wert ist jedoch relational, d.h. er besteht nur im Vergleich zum Menschen und ist daher nicht intrinsisch, also kein Wert, den ein Lebewesen um seiner selbst willen besitzt – unabhängig von seinem Nutzen für Menschen oder seiner Ähnlichkeit zu ihnen (Borgards 2016: 1f.; Kompatscher et al. 2017: 41ff.; Singer 1975: 175ff.). Entdeckte Ähnlichkeiten führen folglich in der Regel nicht dazu, die anthropologische Differenz grundsätzlich in Frage zu stellen (Neuthard 2023: M617).

Eine anthropozentrische Perspektive liegt vor, wenn allein das Menschsein als wertbegründend gilt und andere Lebewesen ausschließlich in Relation zum Menschen bewertet werden. Tieren wird dann selbst dort kein Wert an sich zugestanden,

wo klare Grenzziehungen aufgeweicht und Ähnlichkeiten zwischen Menschen und Tieren anerkannt werden – denn Grundlage der Bewertung bleiben wiederum nur diese Ähnlichkeiten (Singer 2021: 83ff.; Singer 1975: 175ff.; Regan 2004: 243ff.; Regan 2021: 88ff.). So erfahren etwa Insekten aufgrund ihrer geringeren biologischen und wahrgenommenen Ähnlichkeit zum Menschen in der Regel eine niedrigere Wertzuschreibung als beispielsweise Säugetiere (Regan 2004: 243ff.; Singer 1975: 175ff.).

Ein intrinsischer Wert tierlicher Lebewesen lässt sich jedoch nur jenseits von Vergleichslogiken von Unterschieden oder Ähnlichkeiten zum Menschen begründen. Solange anthropozentrische Maßstäbe die Grundlage der Bewertung bleiben, erweisen sich Veränderungen sowohl des menschlichen Verhaltens gegenüber Tieren als auch der gesellschaftlichen Stellung der Tiere als schwierig.

3 Tierethische Einordnung des Speziesismus

Die Frage des Wertes des Tieres steht maßgeblich im Zusammenhang mit moralischen Fragen des Umgangs mit Tieren und des Verzehrs von tierischen Nahrungsprodukten. Der mittlerweile elaborierte Diskurs zur Tierethik befasst sich genau mit diesen Fragen. Er wird kontrovers geführt. Einerseits gibt es Positionen, die die anthropologische Differenz aufrechterhalten, andererseits wird aber auch gegen eine grundsätzliche Grenze zwischen Mensch und Tier argumentiert. Die wichtigsten Personen, die das Feld der Tierethik geprägt haben, sind Peter Singer und Tom Regan.

Peter Singer hat den Begriff des Speziesismus geprägt. Er geht davon aus, dass selbst mit einer klaren Grenzziehung zwischen Menschen und anderen Tieren beide empfindungsfähige Lebewesen sind und es daher moralisch nicht vertretbar ist, das Leid der Tiere zu ignorieren. Dies routinemäßig dennoch zu tun und grundsätzlich menschliche Interessen über die von Tieren zu stellen, versteht er als Form der Diskriminierung – als Diskriminierung aufgrund einer Spezieszugehörigkeit (Singer 1975: 9f.; Singer 2021: 77ff.).

Speziesismus führt dazu, dass Menschen Tieren erhebliches Leid zufügen und sie auch töten, um ihre eigenen – häufig vergleichsweise geringgewichtigen – Interessen (wie einen Pelzmantel tragen zu wollen) zu befriedigen. Singer wägt also die Interessen und den Nutzen für die Beteiligten gegeneinander ab, beispielsweise das Interesse der Tiere, leben zu wollen, gegen das der Menschen, sich durch einen Pelzmantel warm zu halten (Kompatscher et al. 2017: 35; Singer 1975: 9f.; 2021: 81ff.).

Um bei der Verfolgung von Interessen bzw. Bedürfnissen nicht diskriminierend vorzugehen, schlägt Singer vor, moralische Entscheidungen am Prinzip der Maximierung des Gesamtnutzens auszurichten (Utilitarismus bzw. Nutzethik) und dabei zugleich die jeweiligen individuellen Präferenzen der Betroffenen zu berücksichtigen. Maßgeblich ist also nicht nur, dass Leid verringert und Freude vermehrt

wird, sondern in welchem Umfang. Dabei werden alle betroffenen Präferenzen mit gleichem Gewicht in die Nutzenkalkulation einbezogen – unabhängig von der Spezieszugehörigkeit (daher Präferenzutilitarismus) (Singer 1975: 9f.; Singer 2021: 77ff.).

Auf eine Ernährung mittels tierischer Produkte bezogen bedeutet dieser Ansatz, dass falls zum menschlichen Überleben ein Konsum tierischer Produkte erforderlich ist, dieses Interesse das Lebensinteresse der Tiere, nicht genutzt zu werden, aufwiegt (Singer 2021: 83ff.). Gleichwohl wäre ein Konsum tierischer Produkte nicht zu rechtfertigen, sofern die menschliche Versorgung bedarfsdeckend (qualitativ mit Blick auf Nährstoffbedarfe wie auch quantitativ mit Blick auf Nahrungsmenge) ohne tierische Produkte möglich ist. Das Supplementieren von Nahrungsergänzungsmitteln sei hierbei in Kauf zu nehmen (Singer 2021: 83ff.).

Dies ist jedoch nicht als normative Weisung zu verstehen, dass alle Menschen sich vegan ernähren müssen, vielmehr müsse die jeweilige individuelle Lebenssituation berücksichtigt werden, also etwa, ob beispielsweise tierische Produkte aus Gründen des Genusses oder der Notwendigkeit verzehrt werden. Jedoch müsse davon unabhängig eine tierleidfreie Produktion tierischer Lebensmittel beachtet werden (Singer 2021: 83ff.). Eine derartige Produktion sei jedoch im Kontext der aktuellen Haltungsbedingungen von Tieren und derzeitigen Verzehrmengen tierischer Produkte nicht möglich (Singer 2021: 83ff.). Singer thematisiert auch, ob unterschiedliche Tierarten ihrer Leidensfähigkeit nach differenziert werden sollten und wann diese Differenzierung an ihre Grenze stößt, weil ihre moralische Vertretbarkeit endet (Singer 1975: 175ff.).

Der Ansatz von Tom Regan entstand im Zuge seiner Überlegungen zu der Frage, auf Basis welcher Gemeinsamkeiten Menschen ›Menschenrechte‹, d.h. das Recht auf Leben, Freiheit und körperliche Unversehrtheit zugesprochen werden (Regan 2021: 88ff.). Er konnte beim Versuch, keine (menschliche) Gruppe auszuschließen, die Grenzziehung zu Tieren nicht beibehalten (Regan 2021: 88ff.). Indem beispielsweise Menschenrechte etwa mit der Fähigkeit zur Sprache oder einem bestimmten Maß an Selbstbewusstsein begründet werden, würden zwar einige nicht-menschliche Tiere, die über diese Fähigkeiten verfügen, eingeschlossen, gleichzeitig aber bestimmte Gruppen von Menschen – etwa kleine Kinder oder Menschen mit schweren kognitiven Beeinträchtigungen – ausgeschlossen (Regan 2021: 96ff.). Regan etablierte daher den neuen Begriff des *Subject-of-a-Life*. Die Besonderheit dieses Konzepts besteht darin, einen moralisch relevanten Status zu definieren, der weder an die reine Zugehörigkeit zur Spezies Mensch noch an einzelne, hoch angesetzte kognitive Fähigkeiten (wie Sprache) gebunden ist, sondern an eine bestimmte Form von subjektivem Erleben und biografischer Existenz.

> »[I]ndividuals are subjects-of-a-life if they have beliefs and desires; perception, memory, and a sense of the future, including their own future; an emotional life

> together with feelings of pleasure and pain; preference- and welfare-interests; the ability to initiate action in pursuit of their desires and goals; a psychophysical identity over time; and an individual welfare in the sense that their experiental [sic] life fares well or ill for them, logically independently of their utility for others and logically independently of their being the object of anyone else's interests.« (Regan 2004: 243)

Entscheidend ist dabei: Ein Subject-of-a-Life ist ein Individuum, für das das eigene Leben *von innen her* etwas bedeutet – dessen Wohlergehen oder Leiden einen Eigenwert hat, unabhängig davon, ob es für andere nützlich ist oder von anderen beachtet wird.

Als Subjects-of-a-Life haben diese Individuen nach Regan denselben intrinsischen Wert und daraus abgeleitet gleiche (Menschen-)Rechte auf Leben, Freiheit und körperliche Unversehrtheit, die er *Moral Rights* nennt (Regan 2004: 243ff.; 2021: 88ff.). Regan verschiebt damit den Fokus weg von der anthropologischen Differenz und hin zu geteilten Merkmalen wie Wahrnehmungsfähigkeit, Erinnerungsvermögen, Zukunftsbezug, Emotionen und Interessen. Er benennt folgende Aspekte der Gleichartigkeit:

Tabelle 1: Aspekte der Gleichartigkeit von Menschen und anderen Tieren nach Regan.

Kategorie	**Vergleich von Mensch und Tier**	**Beispiele**
Sprache	Einige Menschen und andere Tiere können sich verständigen	Hundehalter:innen können bis zu einem gewissen Grad mit den bei ihnen lebenden Tieren kommunizieren
Verhalten	In einigen Situationen verhalten sich Menschen und andere Tiere gleich	Es zeigt sich ein gleiches Verhalten beim Versuch aus einem Käfig, in dem sie eingesperrt sind, zu entkommen
Körper	Menschen und andere Tiere haben in einigen Aspekten gleiche Körper	Die Sinne oder teilweise Organe
physiologische Systeme	Menschen und andere Tiere haben teilweise gleich funktionierende Systeme in ihren Körpern	Das Nervensystem
Ursprünge	Evolutionär betrachtet haben Menschen und andere Tiere die gleiche Abstammung	

(Quelle: Eigene Darstellung nach Regan 2021: 90ff.).

Nicht immer sei es leicht zu beurteilen, welche Tiere ein Subject-of-a-Life sind, beispielsweise bei Säugetieren und Vögeln mit großteiligen Gemeinsamkeiten zum Menschen fällt das Hineinversetzen und Nachvollziehen leichter als bei anderen Tieren wie Fischen (Regan 2004: 243ff.). Regan nimmt Tiere grundsätzlich in sein Subjekt-Konzept auf und erteilt dem Ansatz der anthropologischen Differenz eine Absage.

Eine (industrielle) Nutzung und auch Tötung von Tieren widerspräche laut Regan dem Recht der Tiere auf Leben, Freiheit und körperliche Unversehrtheit und sei nicht moralisch zu rechtfertigen, wenn sie Moral Rights haben – unabhängig von den Haltungsbedingungen der Tiere (Regan 2004: 248ff.; Regan 2021: 102ff.). Die Rechte der Tiere und ihr intrinsischer Wert müssten vielmehr anerkannt werden. Da Tiere nicht selbst ihre Rechte einfordern könnten, hätten Menschen ihnen gegenüber eine Beistandspflicht, ebenso wie bei hilfsbedürftigen anderen Menschen (Regan 2004: 248ff.; Regan 2021: 102ff.). Mit der Position »Wir müssen die Käfige leeren, nicht vergrößern« (Regan 2021: 113) lässt sich Regans Position der tierethischen Strömung der *Abolition* zurechnen, die die menschliche Tiernutzung als etwas sieht, das gänzlich abzuschaffen ist (Grimm/Wild 2016: 45f.).

In Abgrenzung dazu hat die Strömung des *Welfare* zum Ziel, das Tierschutzniveau innerhalb bestehender Tierhaltungssysteme zu verbessern, Tiernutzung aber weiterhin zuzulassen, sofern die Tiere ein gutes Leben hätten (Grimm/Wild 2016: 45f.). Als weitere tierethische Position bzw. praktische Umsetzungsstrategie gibt es den *Reformismus* (Bode 2018: 31ff.), der ebenso die Abschaffung aller Tiernutzung als notwendig postuliert, aber auch eine Umgewöhnungszeit für Menschen anerkennt (Bode 2018: 31ff.), da eine sofortige Abschaffung nicht zu bewerkstelligen und deshalb ein schrittweiser Rückzug aus der Tierhaltung anzustreben sei (Bode 2018: 31ff.).

Abolition-Ansätze sind ein Versuch, die Ungleichheit zwischen Menschen und anderen Tieren ein Stück weit auszuräumen, während Welfare-Ansätze weiterhin eine Abstufung bestehen lassen. Abolition-Ansätze ziehen eine weiterreichende Umstrukturierung des menschlichen Konsums und Alltags nach sich. Mit welchem Maß an Ungleichheit jede Person bzw. die menschliche Gesellschaft leben möchte bzw. kann, ist eine vielfach verhandelte moralische Frage (Neuthard 2022: 162f.)

4 Speziesismus in der menschlichen Ernährung: Invisibilisierung und Normalisierung des Konsums von Tieren

Trotz der Alltäglichkeit der Ungleichheit zwischen Menschen und anderen Tieren sind moralische Verhandlungen des richtigen Umgangs mit anderen Tieren nicht immer im konkreten Alltag präsent. Dies gilt auch für den Umgang mit Tieren im Kontext menschlicher Ernährung. Die Nutzung und das Verzehren von Tieren stel-

len bis heute Konstanten menschlicher Ernährung dar. Trotzdem war und ist dies fortdauernd Gegenstand gesellschaftlicher Auseinandersetzungen auf übergeordneter Ebene. Diese haben in den letzten Jahren zwar zugenommen, gleichwohl gibt es Mechanismen im Hintergrund, die dafür sorgen, dass der anthropozentrische Umgang mit anderen Tieren weiterhin andauert.

Einer dieser Mechanismen ist die Invisibilisierung von Handlungen gegenüber Tieren, die auf der Ungleichheit zwischen Mensch und Tier basieren. Dies betrifft besonders alle Praktiken einer normalisierten Gewalt gegenüber Tieren, wie ihre Tötung in Form von Schlachtung zur Fleischgewinnung. Nicht nur diese findet im Verborgenen statt, auch die Haltung von ›Nutztieren‹ bleibt häufig unsichtbar. Dadurch können die Bedingungen der Haltung sowie der Schlachtung von Menschen leichter ausgeblendet werden (von Münchhausen/Fink-Keßler 2019: 67ff.).

Mit der Industrialisierung kam es zu einer Technisierung von Produktionsprozessen, was auch die Erzeugung von Lebensmitteln, darunter tierische Produkte, betrifft. Dies führte nicht nur zu einer grundsätzlichen Entfremdung des Menschen von der Lebensmittelproduktion, sondern ermöglichte zugleich, tierische Nahrung leichter unabhängig von den jeweiligen Tieren wahrzunehmen (Hirschfelder/Lahoda 2012: 160). Auch der Trend zu Fleischprodukten, die durch ihren hohen Verarbeitungsgrad immer weniger ihre tierische Herkunft erkennen lassen, verschärft die Entkoppelung von Produktion und Verbrauch weiter (Joy 2020: 133f.; Hirschfelder/Lahoda 2012: 160). Die zunehmende Abstraktion des Transformationsprozesses der Fleischwerdung von Tieren führt zu einer Verdinglichung der tierischen Produkte und damit auch der jeweiligen Tiere sowie zu einer Entindividualisierung der Tiere, da sie nur als Nahrungsmasse und nicht als Lebewesen wahrgenommen werden (Joy 2020: 134ff.; Schröder 2019: 192ff.). Diese emotionale Distanzierung gestattet eine Wahrnehmung von ›Nutztieren‹ außerhalb der als schützenswert betrachteten Tiere (Hirschfelder/Lahoda 2012: 162).

Dies führt zum – oben bereits angesprochenen – *meat paradox* oder *Fleisch-Paradoxon* (Loughnan et al. 2014: 1). Tiere werden von Menschen einerseits als grundsätzlich schützenswert positioniert. Dies zeigt sich z.B. in den tierethischen Welfare-Ansätzen, die dem Wunsch folgen, dass es den Tieren gut geht (Grimm/Wild 2016: 45f.; Loughnan et al. 2014: 1). Andererseits werden dennoch tierische Produkte verzehrt, die darauf basieren, dass es den Tieren möglicherweise nicht gut geht.

Dieses Paradoxon führt zu kognitiver Dissonanz, einem psychologischen Mechanismus, der entsteht, wenn Handlungen und Haltungen nicht miteinander vereinbar sind. Solange die Dissonanz nicht aufgelöst wird, sorgt sie für einen unkomfortablen inneren Zustand, der abgewehrt wird (Koller 2008: 41). Dies ist einer der Gründe, warum die Verhandlung der Konsummodalitäten von tierischen Produkten, insbesondere von Fleisch, ein so emotionales und polarisierendes Thema ist (Neuthard 2022: 156f.).

Die Abwehr des Fleisch-Paradoxons durch die Invisibilisierung des damit verbundenen Umgangs mit ›Nutztieren‹ bereitet zudem den Weg der Normalisierung dieses Umgangs. Dies trägt zum Fortbestehen von Konsumgewohnheiten in Bezug auf tierische Produkte bei (Joy 2020: 108ff.; Piazza 2015: 115ff.). Dieses Normalitätsempfindens schlägt sich auch sprachlich nieder. So gibt es spezifische Begrifflichkeiten für Ernährungsweisen, die benennen, welche tierischen Produkte verzehrt und nicht-verzehrt werden. Lange Zeit gab es aber keinen Begriff für die Ernährung, bei der tierischen Produkte verzehrt werden (Joy 2020: 18ff.). Weil diese normal war, musste sie nicht bezeichnet werden. Aber ohne Begriff lässt sich schwer erkennen, benennen oder gar hinterfragen, was zur Normalität gehört (Joy 2020: 18ff.).

Daher wurde Anfang der 2000er-Jahre von der Psychologin Melanie Joy der Begriff des *Karnismus* geprägt. Damit bezeichnet sie eine Ernährungsweise mit tierischen Produkten, die als normal empfunden wird und daher in der allgemeinen Wahrnehmung keiner Benennung bedarf. Sie geht jedoch noch weiter und sagt, für eine Ernährungsweise, in der tierische Produkte Normalität sind, brauche es ein gesellschaftliches System, das Tierhaltung und Tötung zur Fleischgewinnung sowie eine damit verbundene Ungleichheit zwischen Menschen und anderen Tieren unterstützt (Joy 2020: 18ff.). Beispielsweise lassen sich in Deutschland agrarpolitische Rahmenbedingungen wie Subventionen für die Tierhaltung oder die unterschiedliche Mehrwertsteuer auf tierische und alternative pflanzliche Lebensmittel als Ausdruck eines solchen Systems verstehen, das die Nutzung von Tieren und die damit verbundene Ungleichheit stabilisiert (WBAW 2025: 281ff.).

Neben der Normalität führt Joy mit *necessary* und *natural* zwei weitere *N's* an, die inzwischen mit *nice* auf vier *N's* erweitert wurden und die zur Aufrechterhaltung des Karnismus beitragen. Sie sorgen auch für den Erhalt des meat paradox und das Ausbleiben der Bewusstwerdung der Ungleichheit zwischen Menschen und anderen Tieren im Ernährungs- und Agrarsystem (Joy 2020: 109ff.; Piazza et al. 2015: 115ff.). Der Begriff des *necessary* im Kontext des Tierkonsums verweist auf die Vorstellungen der biologischen Notwendigkeit des Verzehrs tierischer Produkte für Menschen, der Begriff des *natural* auf die der scheinbaren Natürlichkeit dieser Ernährungsweise und der Begriff des *nice* auf den Umstand, dass Tierprodukte geschmacklich als angenehm (oder nett) empfunden werden (Joy 2020: 109ff.; Piazza et al. 2015: 115ff.; WBAE 2025: 47ff.).

Auch eine Dichotomisierung von Tieren in essbar und nicht-essbar macht es leichter, die Normalität des Konsums tierischer Produkte aufrechtzuerhalten (Joy 2020: 138ff.). Durch die klare Einteilung in diese beiden Kategorien muss die Essbarkeit von im jeweiligen Kulturkreis als essbar angesehenen Tieren nicht hinterfragt werden. Sie sichert nicht nur den Speziesismus ab, sondern auch die Normalität, Tiere für die menschliche Ernährung zu nutzen und nutzen zu können. In den Speziesismus eingelagert sind weitere Diskriminierungsebenen wie Rassismus und Sexismus (Borgards 2016: 5). Dies führt zur Überschneidung und Gleichzeitigkeit von

Ungleichheitsstrukturen – *Intersektionalität* oder *Unity of Oppression* genannt (Kompatscher et al. 2017: 190ff.).

Besonders eng erweist sich der Zusammenhang von Speziesismus und Sexismus. Dies bedeutet: Zwischen der Ungleichheit von Frauen und Männern und der Ungleichheit zwischen Menschen und Tieren gibt es ideelle und praktische Parallelen. Frauen wird seit jeher eine engere Naturverbundenheit und damit eine größere Nähe und Ähnlichkeit zu Tieren zugeschrieben, die mit ihrer Abwertung verbunden ist – eben aufgrund der Zuschreibung tierischer Eigenschaften (DeMello 2012: 261ff.). Zudem werden die Körper von Tieren genauso wie der von Frauen vielfach objektifiziert, etwa durch *Fragmentierung* – also die Aufteilung in sexualisierte oder als ›essbar‹ markierte Körperteile wie Beine, Brüste oder Schenkel, die isoliert dargestellt und vermarktet werden. Diese Fragmentierung hat eine vollends auf die Nutzung für den (männlichen) Konsum ausgerichtete Funktion (Adams 2015: 27ff.; DeMello 2012: 261ff.). So wurde der Begriff *Human-Animal-Violence-Link* geprägt (Kompatscher et al. 2017: 197), der auf den engen Zusammenhang zwischen Gewalt gegenüber menschlichen Frauen und anderen Tieren verweist (Adams 2015: 25f.).

Der Speziesismus macht Tiere in einer anthropozentrisch geprägten Welt zu einem *Absent Referent*, der keine – oder zumindest weniger – Rechte hat und sie zudem nicht vertreten kann (Adams 2015: 20ff.). Auch hierzu finden sich in einer männlich dominierten patriarchalen Gesellschaft Parallelen zu menschlichen Frauen, die sprachlich und politisch weniger präsent sind (Adams 2015: 20ff.).

Die gleichzeitige Unterdrückung von Frauen und Tieren reproduziert patriarchale Werte, zu denen auch Fleischkonsum gezählt werden kann (Adams 2015: 20ff.; Setzwein 2004: 136f.). Als Gegenkonzept entwickelte sich der *feministische Vegetarismus* (Adams 2015: 155ff.; Setzwein 2004: 136f.). Durch die Verweigerung des Fleischkonsums wurde die Ablehnung patriarchaler Machtverhältnisse artikuliert (Setzwein 2004: 136f.). Die Nahrungsauswahl kann damit insofern ein Moment der Konstruktion von Gender sein (Barlösius 2016: 117f.; Flick/Rose 2012: 52ff.) als spezifische Nahrungsmittel wie beispielsweise Fleisch genderspezifisch konnotiert sein können (Barlösius 2016: 130ff.; Flick/Rose 2012: 52ff.).

5 Ausblick für den Umgang mit Tieren in der Ernährung

Wie gezeigt ist die menschliche Ernährung nicht allein von sozialen Ungleichheiten im menschlichen Gefüge bestimmt, sondern auch von einer essentiellen Ungleichheit zwischen menschlichen Esser:innen und tierischen Nahrungserzeuger:innen – eine Ungleichheit, die immer stärker problematisiert wird, wenn es auch bislang zu wenig realen Veränderungen der Situation der Tiere geführt hat.

Es gibt engagierte Bemühungen zur Verbesserung ihrer Lebens- und Tötungsbedingungen. Das Tierschutzgesetz (TierSchG) regelt in Deutschland den Umgang

mit Wirbeltieren sowie entsprechend von ›Nutz- und Schlachttieren‹. Andere Tierarten, die auch verzehrt werden, wie Fische, sind nicht bedacht. »Zweck dieses Gesetzes ist es, aus der Verantwortung des Menschen für das Tier als Mitgeschöpf dessen Leben und Wohlbefinden zu schützen.« (TierSchG, 2006, § 1 Abs. 1: 1–2). Auch Regeln zur Tötung und Haltung von Tieren sind fixiert. »Niemand darf einem Tier ohne vernünftigen Grund Schmerzen, Leiden oder Schäden zufügen« (TierSchG, 2006, § 1 Abs. 1: 1–2). Haltungsbedingungen müssen »verhaltensgerecht« (TierSchG, 2006, § 2, Abs. 1: 1), »artgemäß« (TierSchG, 2006, § 2, Abs. 2: 1) und »angemessen« (TierSchG, 2006, § 2, Absatz 3, Satz 1) sein, jedoch fehlen diesen Forderungen genauere Kriterien. Es verbleibt somit ein großer Umsetzungsspielraum. Wirbeltiere dürfen getötet werden, jedoch nur unter Einhaltung einiger Bedingungen wie einer »wirksame[n] Schmerzausschaltung (Betäubung)« (TierSchG, 2006, § 4, Abs. 1: 1), der Versetzung »in eine[n] Zustand der Wahrnehmungs- und Empfindungslosigkeit« (TierSchG, 2006, § 4, Abs. 1: 1) bzw. »unter Vermeidung von Schmerzen« (TierSchG, 2006, § 4, Abs. 1: 1). Zudem dürfen nur Personen mit »dazu notwendigen Kenntnisse und Fähigkeiten« (TierSchG, 2006, § 4, Abs. 1: 3) die Tötung vornehmen.

Das Tierschutzgesetz setzt zwar einen rechtlichen Rahmen und definiert gewisse Rechte im Sinne eines Welfare-Konzepts, es geht jedoch nicht über allgemeine und letztlich damit relativ vage bleibende Aussagen hinaus. Was der jeweilige »vernünftige Grund« des Gesetzestextes konkret bedeuten kann, bleibt offen. Offen bleibt auch, was dies im Hinblick auf die Haltung und Tötung von Tieren zu menschlichen Nahrungszwecken bedeutet. So ist jedes essende Individuum beim Konsum tierischer Produkte auf sich selbst gestellt, eine persönliche ethische Entscheidung zu treffen, genauso wie die Forderung nach »angemessener« Tierhaltung vielfach im Ermessen der Beteiligten liegt. Zudem bezieht sich das Tierschutzgesetz nur auf Wirbeltiere. Wirbellose Tiere sind von Gesetzesseite grundsätzlich nicht geschützt.

Verschiedene Organisationen des Tierschutzes und Tierrechtes streben eine genauere Gesetzesdefinition und entsprechende Änderungen an. Beispielsweise fordern der Deutsche Tierschutzbund und die Deutsche Juristische Gesellschaft für Tierschutzrecht (DJGT), bedingt durch die Notwendigkeit einer Gesetzesauslegung und der bisweilen schwierigen Rechtsvertretung der Tiere vor Gericht, ein Verbandsklagerecht im Tierschutz (Deutscher Tierschutzbund o.J.; DJGT 2021).

Begrifflich gesehen ist auch das Tierwohl als Rechtsbegriff relativ abstrakt und auch nicht einheitlich definiert. Die Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (BLE) sieht Tierwohl gegeben, wenn »[d]ie Tiergesundheit, die Möglichkeit für die Tiere, ihren natürlichen Verhaltensweisen nachzugehen, und ihr Wohlbefinden« (BLE 2024) gesichert ist. Sie stellt aber auch fest, dass der Begriff sich »nur schwer definieren und fassen lässt« (BLE 2024).

Auch das Konzept der fünf Freiheiten (Freiheit von Hunger, Durst und Fehlernährung; Freiheit von Unbehagen; Freiheit von Angst und Leiden; Freiheit von Schmerz, Verletzung und Krankheit; Freiheit zum Ausleben normalen Verhaltens

(Gottwald 2025: 140)) ist zwar verbreitet als Orientierungsrahmen für Tierwohl, er definiert Tierwohl jedoch nur über die Abwesenheit negativer Kriterien. Damit bleibt es vage und auslegbar.

Somit zeigt sich Entwicklungs- und Handlungsbedarf hinsichtlich der konstitutiven Mensch-Tier-Ungleichheiten in der menschlichen Ernährung. Wünschenswert ist der vermehrte Einbezug der speziesismuskritischen Impulse in bestehende Ernährungsdiskurse (Neuthard 2023: M918f.). Erste Schritte in diese Richtung vollziehen sich bereits in der Fachwelt. Beispielweise etabliert das Gutachten »Politik für eine nachhaltigere Ernährung. Eine integrierte Ernährungspolitik entwickeln und faire Ernährungsumgebungen gestalten« des wissenschaftlichen Beirats für Agrarpolitik, Ernährung und gesundheitlichen Verbraucherschutz des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft Tierwohl als eines von vier zentralen Zielen zur nachhaltigen Ernährung (WBAE 2020: 26ff.).

Literatur

Adams, Carol J. (2015): The Sexual Politics of Meat. A Feminist-Vegetarian Critical Theory, 25th Anniversary Edition, New York, NY/London: Bloomsbury Academic.

Barlösius, Eva (2016): Soziologie des Essens. Eine sozial- und kulturwissenschaftliche Einführung in die Ernährungsforschung, 3. Aufl., Weinheim/Basel: Beltz Juventa.

Bode, Philipp (2018): Einführung in die Tierethik, Wien/Köln/Weimar: Böhlau. https://doi.org/10.36198/9783838549170

Borgards, Roland (Hg.) (2016): Tiere. Kulturwissenschaftliches Handbuch, Stuttgart: J.B. Metzler. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05372-5

Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (BLE) (o.J.): »Tierwohl – was heißt das konkret?«, in: Bundesinformationszentrum Landwirtschaft. URL: https://www.landwirtschaft.de/tier-und-pflanze/tier/nutztiere-allgemein/tierwohl-was-heisst-das-konkret (vom 28.08.2024).

Bundesministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Heimat (BMLEH) (o.J.): »Viehbestand«. URL: https://www.bmel-statistik.de/landwirtschaft/tierhaltung/viehbestand

DeMello, Margo (2012): Animals and Society. An Introduction to Human-Animal Studies, New York, NY: Columbia University Press.

Deutsche Juristische Gesellschaft für Tierschutzrecht e.V. (DJGT) (2021): »Forderung der DJGT: Bundesweite Verbandsklage für anerkannte Tierschutzverbände«. URL: https://djgt.de/2021/09/03/forderung-der-djgt-bundesweite-verbandsklage-fuer-anerkannte-tierschutzverbaende/

Deutscher Tierschutzbund e.V. (o.J.): »Tierschutzgesetz – wichtige Fragen und Antworten. So wird Tierquälerei juristisch bestraft«. URL: https://www.tierschutzbund.de/information/hintergrund/recht/tierschutzgesetz/

Flick, Sabine/Rose, Lotte (2012): »Bilder zur Vergeschlechtlichung des Essens. Ergebnisse einer Untersuchung zur Nahrungsmittelwerbung im Fernsehen«, in: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 4(2), S. 48–65.

Gottwald, Franz-Theo (2015): »Tiergerecht und fair? – Tierethik und Tierschutzpolitik heute«, in: Gunther Hirschfelder/Angelika Ploeger/Jana Rückert-John/Gesa Schönberger (Hg.), Was der Mensch essen darf. Ökonomischer Zwang, ökologisches Gewissen und globale Konflikte, Wiesbaden: Springer VS, S. 129–143.

Grimm, Herwig/Wild, Markus (2016): Tierethik zur Einführung, Hamburg: Junius.

Hirschfelder, Gunther/Lahoda, Karin (2012): »Wenn Menschen Tiere essen. Bemerkungen zu Geschichte, Struktur und Kultur der Mensch-Tier-Beziehungen und des Fleischkonsums«, in: Jutta Buchner-Fuhs/Lotte Rose (Hg.), Tierische Sozialarbeit. Ein Lesebuch für die Profession zum Leben und Arbeiten mit Tieren, Wiesbaden: Springer VS, S. 147–166. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18956-7_9

Joy, Melanie (2020): Warum wir Hunde lieben, Schweine essen und Kühe anziehen. Karnismus – eine Einführung, Münster: compassion media.

Koller, Monika (2008): Longitudinale Betrachtung der kognitiven Dissonanz. Eine Tagebuchstudie zur Reiseentscheidung, Frankfurt a.M.: Peter Lang. URL: https://www.peterlang.com/document/1068497

Kompatscher, Gabriela/Spannring, Reingard/Schachinger, Karin/Heuberger, Reinhard/Margreiter, Reinhard (2017): Human-Animal Studies. Eine Einführung für Studierende und Lehrende, Münster/New York, NY: Waxmann. https://doi.org/10.36198/9783838547596

Loughnan, Steve/Bastian, Brock/Haslam, Nick (2014): »The Psychology of Eating Animals«, in: Current Directions in Psychological Science 23(2), S. 104–108. https://doi.org/10.1177/0963721414525781

Neuthard, Corinna (2023): Diskurs der Modalitäten des Fleischkonsums. Am Beispiel von Facebook-Kommentaren zum fleischlosen Kasseler Umwelt- und Kulturfest. Inauguraldissertation, Justus-Liebig-Universität Gießen, Gießen: VVB Laufersweiler. https://doi.org/10.22029/jlupub-17943

Neuthard, Corinna (2022): »Fleischkonsum und (Nutz-)Tiere in sozialen Medien. Meinungsbildung und Selbstdarstellung am Beispiel von Facebook-Kommentaren«, in: Jan-René Schluchter/Christian Hoiß (Hg.), Tiere – Medien – Bildung. Perspektiven der Animal Studies für Medien und Medienpädagogik, Bd. 1, München: kopaed, S. 99–112.

Piazza, Jared/Ruby, Matthew B./Loughnan, Steve/Luong, Mischel/Kulik, Juliana/Watkins, Hanne M./Seigerman, Mirra (2015): »Rationalizing Meat Consump-

tion. The 4Ns«, in: Appetite 91, S. 114–128. https://doi.org/10.1016/j.appet.2015.04.011

Regan, Tom (2004): The Case for Animal Rights, aktualisierte Ausg. mit neuem Vorwort, Berkeley/Los Angeles, CA/London: University of California Press.

Regan, Tom (2021): »Von Menschenrechten zu Tierrechten«, in: Friederike Schmitz (Hg.), Tierethik. Grundlagentexte, 4. Aufl., Berlin: Suhrkamp, S. 88–114.

Schröder, Christina (2019): »Das Tier und sein Fleisch. Wen essen wir? Eine Diskursanalyse über die Klassifizierung von Tieren«, in: Jana Rückert-John/Melanie Kröger (Hg.), Fleisch. Vom Wohlstandssymbol zur Gefahr für die Zukunft, Baden-Baden: Nomos, S. 191–218. https://doi.org/10.5771/9783845284590-191

Setzwein, Monika (2004): Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. https://doi.org/10.1007/978-3-322-80997-1

Singer, Peter (1975): Animal Liberation. A New Ethics for Our Treatment of Animals, New York, NY: Avon Books.

Singer, Peter (2021): »Ethik und Tiere. Eine Ausweitung der Ethik über unsere eigene Spezies hinaus«, in: Friederike Schmitz (Hg.), Tierethik. Grundlagentexte, 4. Aufl., Berlin: Suhrkamp, S. 77–87.

Statistisches Bundesamt (Destatis) (2023): »Fleischproduktion im Jahr 2022 um 8,1 % gesunken«, Pressemitteilung Nr. 051 vom 08.02.2023. URL: https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2023/02/PD23_051_413.html

von Gall, Philipp (2020): Tiere nutzen. Ein kritisches Wörterbuch, Frankfurt a.M.: Animals' Angels Press.

von Münchhausen, Susanne/Fink-Keßler, Andrea (2019): »Exkurs: Rechtliche und strukturelle Rahmenbedingungen der Fleischerzeugung«, in: Jana Rückert-John/Melanie Kröger (Hg.), Fleisch. Vom Wohlstandssymbol zur Gefahr für die Zukunft, Baden-Baden: Nomos, S. 67–80. https://doi.org/10.5771/9783845284590

Wissenschaftlicher Beirat für Agrarpolitik, Ernährung und gesundheitlichen Verbraucherschutz beim Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (WBAE) (2020): Politik für eine nachhaltigere Ernährung. Eine integrierte Ernährungspolitik entwickeln und faire Ernährungsumgebungen gestalten, Berlin: Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft. URL: https://www.bmel.de/SharedDocs/Downloads/DE/_Ministerium/Beiraete/agrarpolitik/wbae-gutachten-nachhaltige-ernaehrung.pdf?__blob=publicationFile&v=3

Wissenschaftlicher Beirat für Agrarpolitik, Ernährung und gesundheitlichen Verbraucherschutz beim Bundesministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Heimat (WBAE) (2025): Mehr Auswahl am gemeinsamen Tisch. Alternativprodukte zu tierischen Lebensmitteln als Beitrag zu einer nachhaltigeren Ernährung, Berlin: Bundesministerium für Landwirtschaft, Ernährung und Heimat. URL: https://www.bmleh.de/SharedDocs/Downloads/DE/_Ministeriu

m/Beiraete/agrarpolitik/alternativprodukte-tierische-lebensmittel.pdf?__blob=publicationFile&v=4

Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) (o.J.): »Othering«, in: Glossar des Institute for Art Education. URL: https://www.zhdk.ch/forschung/ehemalige-forschungsinstitute-7626/iae/glossar-972/othering-5894

Verzeichnis der Autor:innen

Tina Bartelmeß ist Juniorprofessorin für Ernährungssoziologie an der Universität Bayreuth. Ihre Forschung verbindet soziologische und Public-Health-Perspektiven mit international vergleichenden Zugängen zu Ernährungsarmut, sozialer Ungleichheit, Ernährungskommunikation und alltäglichen Ernährungspraktiken. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie gesellschaftliche Strukturen und soziale Lebenslagen Ernährungshandeln prägen.

Lena Bloemertz ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialplanung, Organisationaler Wandel und Stadtentwicklung der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW). Ihr Arbeitsschwerpunkt liegt im Bereich der sozial-ökologischen Transformation. Im Zentrum stehen klimagerechte Stadtentwicklung, nachhaltige Ernährungssysteme sowie Fragen der Ernährungsdemokratie und Ernährungsgerechtigkeit.

Alva Bonaker ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialinnovation in Berlin. Ihre fachliche Expertise liegt in den Sozial- und Regionalwissenschaften mit Fokus auf den Bereichen Ernährung, Bildung und Armut in Indien, soziales Engagement und Bürgerbeteiligung. Ihre Forschungsinteressen umfassen gesellschaftliche Ungleichheiten, Sozialpolitik und Ernährungssicherheit.

Cano Amely ist assoziiertes Mitglied und Lehrbeauftragter des Arbeitsbereichs *Allgemeine Erziehungswissenschaft mit Berücksichtigung von Gender und Pädagogischer Anthropologie* an der Universität Duisburg-Essen. Im Rahmen des ethnographischen DFG-Projekts NEuSiK (2023–2026) promoviert er über Gesundheitspraktiken innerhalb des frühpädagogischen Alltags. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen vor allem in der qualitativ-erziehungswissenschaftlichen Essens- sowie Kindheitsforschung.

Dạ My Đào ist Masterstudentin am Seminar für Ethnologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und wissenschaftliche Hilfskraft am SFB Affective Societies. In ihrer Masterforschung fragt sie, wie Essen in viêtdeutschen Lebenswelten

Familienbiografien, Zugehörigkeit und Scham berührt – und wie Wut, Trauer und Schmerz aus den Elterngeschichten in der postmigrantischen Generation nachwirken und sich in etwas Selbstermächtigendes verwandeln können.

Tobias Diewald ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Kommunikation und Beratung in den Agrar-, Ernährungs- und Umweltwissenschaften an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Sein Forschungsinteresse liegt im Bereich Gender und Ernährung, mit besonderem Fokus auf Perspektiven jenseits der Cis- und Heteronormativität.

Jörg Dittmann ist Professor für Soziale Arbeit und Leiter des Instituts für Sozialplanung, Organisationaler Wandel und Stadtentwicklung an der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW). Seine Forschungsschwerpunkte liegen auf der empirischen Analyse von Armut, sozialer Ausgrenzung und struktureller Vulnerabilität und der Untersuchung staatlicher Reaktionen, insbesondere auf Obdach- und Wohnungslosigkeit.

Judith Ehlert ist PostDoc am Lehrstuhl für Kritische Entwicklungsforschung und Habilitandin im Fachbereich Soziologie an der Universität Passau. Ihre Forschung konzentriert sich auf gesellschaftlichen Wandel im Globalen Süden mit einem regionalen Schwerpunkt auf Südostasien. Aus machtkritischer Perspektive untersucht sie Ernährung, Konsum und Körper als Ausdruck sozialer Distinktion und struktureller Ungleichheit in Vietnam und verortet diese im Kontext globaler Agrar- und Ernährungssysteme sowie -politiken.

Laura Einhorn ist wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Technischen Hochschule Köln. In ihrer Dissertation von 2020 beschäftigte sie sich mit Zusammenhängen zwischen Fleischkonsum und sozioökonomischer Ungleichheit. Aktuell koordiniert sie ein Promotionskolleg der Hans-Böckler-Stiftung und forscht zur Frage des politischen Mandats Sozialer Arbeit, zur Rolle der Wohlfahrtsverbände vor dem Hintergrund von Ökonomisierung und Fragmentierung sowie zu Lern- und Subjektivierungsprozessen in Organisationen Sozialer Arbeit.

Markus Gamper (PD Dr. phil.) ist Akademischer Rat am Department Erziehungs- und Sozialwissenschaften der Universität zu Köln. Er hatte die Vertretungsprofessur für Schulforschung mit dem Schwerpunkt Jugend (Erziehungswissenschaften) an der Universität zu Köln inne und war Gastprofessor an der Universidad Autónoma de Aguascalientes (Mexiko). Seine Forschungsschwerpunkte sind Kultursoziologie, Netzwerkforschung, empirische Sozialforschung, (Trans-)Migrationsforschung und soziale Ungleichheit.

Angela Häußler ist Professorin für Alltagskultur und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Ausgehend von haushalts- und ernährungswissenschaftlichen Zugängen forscht sie zur Fachdidaktik der Ernährungs- und Verbraucherbildung, mit einem besonderen Fokus auf Gender und Nachhaltigkeitsaspekte. Forschungsgegenstände sind z. B. Schüler:innenperspektiven auf Essen und Ernährung, unbezahlte Sorgearbeit und Schulverpflegung.

Dr. Linda Hering ist Senior Researcher an der Akademie der Katastrophenforschungsstelle in Berlin. In den Agri-Food-Studies untersucht sie, wie unterschiedliche Kontextbedingungen Ernährungssicherheit und räumliche Entwicklung prägen. Sie zeigt, wie Ernährungssysteme durch Pfadabhängigkeiten, widerstreitende Erwartungen und ungleichen Ressourcenzugang lokal unterschiedliche Ausprägungen entwickeln und wie sich dies auf ihre Transformationsfähigkeit auswirkt. Grundlage sind historische Fallstudien, verknüpft mit eigens erhobenen Daten.

Jane Lia Jürgens (M.Ed.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Institut für Erziehungswissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum. Zu ihren Forschungsinteressen und -schwerpunkten zählen studentisches Ernährungsverhalten, familiale Ablösung und soziale Ungleichheiten. Dabei untersucht sie, wie Prozesse der familiären Ablösung und soziale Ungleichheiten das (studentische) Ernährungsverhalten beeinflussen können.

Sören Köpke ist promovierter Politikwissenschaftler (Dr. rer. pol., TU Braunschweig 2018) und lehrt und forscht am Fachgebiet Ökologische Agrarwissenschaften der Universität Kassel zu Fragen der politischen Ökologie, der Biodiversitätspolitik und der sozial-ökologischen Transformation des Agrarsektors. Schwerpunkt seiner Arbeiten sind Fragen von Gerechtigkeit und nachhaltiger Entwicklung, sowie Forschung über soziale Konfliktlagen zur Nutzung von Umweltressourcen.

Christina Lampl ist Health Expert an der Gesundheit Österreich GmbH. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen an der Schnittstelle von Ernährung, Public Health, gesundheitlicher Chancengerechtigkeit sowie ökologischer und sozialer Nachhaltigkeit. Sie beschäftigt sich insbesondere mit Ernährungsarmut, nachhaltigen Ernährungssystemen und evidenzbasierten Strategien zur Förderung von Gesundheit, Klimaschutz und sozialer Teilhabe.

Hanna Lichtenberger ist Historikerin und Sozialwissenschaftlerin in der Volkshilfe Österreich, wo sie das Team Sozialpolitik und Forschung leitet. Desweiteren lehrt sie an verschiedenen Hochschulen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Armut, Kinderarmut und soziale Ungleichheit. Im Mittelpunkt steht die Frage, wie

gesellschaftliche Machtverhältnisse, sozialstaatliche Strukturen und materielle Lebenslagen das Leben von Menschen, insbesondere von Kindern und Jugendlichen prägen.

Christine Meyer ist Professorin für Soziale Arbeit im Lebenslauf im Fach Soziale Arbeit an der Universität Vechta. Ausgehend von ihren Fragen rund um einen primordialen Zugang der Sozialen Arbeit zum Thema Alter(n) stehen in ihren Forschungen zum Thema Essen Fragen im Mittelpunkt, die auf das Verstehen adressat:innenbezogener Lebenswelten im Hinblick auf die Arbeits- und Handlungsfelder Sozialer Arbeit abzielen.

Max Müller ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Sonderforschungsbereich *Affective Societies* an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Seine Forschung verbindet psychologische Anthropologie, Affekttheorie und kritische Migrationsforschung. Sein besonderes Forschungsinteresse gilt viêtdeutschen Lebenswelten und buddhistischen Praktiken sowie den vielfältigen Verflechtungen von Sterben, Tod, Fürsorge und postmigrantischer Gemeinschaftsbildung.

Corinna Neuthard ist PostDoc und akademische Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Ihre Forschung umfasst soziologische, kulturelle und naturwissenschaftliche Aspekte von nachhaltiger Ernährung, Ernährung in sozialen Medien und Gemeinschaftsverpflegung, insbesondere Schulverpflegung. Besonderen Fokus legt sie dabei auf die Aspekte von Fleischkonsum und Vegetarismus sowie Animal Studies und Tierethik.

Anita von Poser ist Professorin für Ethnologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg mit regionalen Schwerpunkten in Ozeanien, Südostasien und Deutschland. Thematisch forscht sie zu Fragen von Familie, Altern und Lebensverlauf, Mobilität, Transnationalität und Zugehörigkeit, sowie Empathie, Emotion und Affekt. An der Schnittstelle von kulinarischer und psychologischer Anthropologie untersucht sie Ernährungsweisen insbesondere als Spiegel gesellschaftlicher (Miss-)Verhältnisse.

Lotte Rose ist Professorin im Ruhestand an der Frankfurt University of Applied Sciences, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit. Sie hat viele Jahre das Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen (gFFZ) geleitet und ist Mitglied im Promotionszentrum Soziale Arbeit Hessen. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Gender Studies, Elternschaftsforschung, Essensforschung, Fat Studies und Human Animal Studies.

Jana Rückert-John ist Professorin für Soziologie des Essens an der Hochschule Fulda. Sie ist Vorsitzende des *Netzwerkes Ernährungskultur*, Sprecherin der Sektion Land-, Agrar- und Ernährungssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und gewähltes Mitglied der Ständigen Senatskommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft *Transformation von Agrar- und Ernährungssystemen*. Ihre Forschungsschwerpunkte sind der Wandel des Ess- und Ernährungsalltags, nachhaltige Ernährung und Genderforschung.

Friederike Schmidt ist Professorin für Allgemeine Erziehungswissenschaft mit Berücksichtigung von Gender und Pädagogischer Anthropologie an der Universität Duisburg-Essen. Essen und Ernährung bilden dabei zentrale Gegenstandsbereiche ihrer Arbeiten zu Erziehung und Sorge, zur pädagogischen Institutionalisierung von Kindheit, zu Mutterschaft und Kinder- und Jugendkulturen. Dabei verbindet sie Perspektiven der Kindheits- und Geschlechterforschung mit Perspektiven der reflexiv-pädagogischen Anthropologie.

Stefan Wahlen ist Professor für Ernährungssoziologie an der Justus-Liebig-Universität Giessen. In seiner Forschung beschäftigt er sich mit gesellschaftspolitischen Aspekten von Esskulturen, Ernährungssystemen und nachhaltigem Konsum. Seine Arbeiten verbinden ernährungssoziologische, konsumsoziologische und sozialökologische Perspektiven und richten sich gleichermaßen an Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit.

Simone Weyers ist Privatdozentin und Arbeitsgruppenleiterin für Prävention im Kindesalter am Institut für Medizinische Soziologie der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Im Mittelpunkt ihrer Forschung stehen gesundheitliche Ungleichheiten von Kindern und Familien und die kommunale Prävention. Sie untersucht, wie soziale Lebensbedingungen und kommunale Strukturen die Gesundheit und Entwicklung von Kindern fördern können.

Edda Willamowski ist Postdoktorandin und Dozentin an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Ihre Forschungsinteressen umfassen (forcierte) Mobilität, Affekte und Emotionen sowie Schweigen und Zugehörigkeiten in transnationalen Lebenswelten zwischen Deutschland, Vietnam und den USA. In ihrer Forschung betrachtet sie die Pflegekrise sowie soziale Ungleichheit im Kontext von Fachkräftemangel, Willkommenskultur und bürokratischen Stellschrauben anhand der Ausbildungsmigration aus Vietnam.

Martin Winter ist postdoc researcher an der Universität Graz und arbeitet mit Perspektiven der Kultursoziologie, Science and Technology Studies und Geschlechter-

forschung unter anderem zu den Themen Ernährung, Körper und Tier-Mensch-Verhältnissen.

Dr. Sisira S. Withanachchi arbeitet als Projektmanager in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit. Seine Arbeits- und Forschungsinteressen liegen in den Bereichen Wassergovernance, Ernährungssicherheit, Entwicklungspolitik, Berufsbildungs- und Kapazitätsaufbau sowie nachhaltige Ressourcen- und Klimagovernance mit besonderem Fokus auf den Globalen Süden.

Juliane Yildiz ist Professorin für Verbraucher- und Ernährungsbildung und Leiterin des Instituts für Alltagskultur und Gesundheit an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. Ihre Forschung konzentriert sich auf fachwissenschaftliche und fachdidaktische Fragestellungen im Bereich Ernährung und Konsum, wobei sie alltagskulturelle Phänomene auch in ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und strukturellen Voraussetzungen untersucht.